





Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Karl Helm

Band X

Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1911

Inhalt.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Folklore 1-14-32

Bücherschau.

Mitteilungen für die Flurnamensammlung.

Hof- und Universitäts-Druckerei Otto Kindt, Gießen.

Hessische Blätter für Volkskunde

Band X 1911 Heft 1

Das Kindergebet im Großherzogtum Hessen.

Von Pfarrer O. Schulte, Großen-Linden.

Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde.

Im Jahre 1907 ließ die hess. Vereinigung für Volkskunde einen Fragebogen über Kinderspiele und -reime ausgehen, (auch dem sechsten Band dieser Blätter beigegeben), der sich im wesentlichen auf den in ihrem Archive bereits vorhandenen Beständen aufbaute. Er kam in die Hände von ungefähr 6000—7000 Personen unseres Landes. Die Lehrervereine, die Schullehrerseminare und Präparandenanstalten ließen sich die Beantwortung am Herzen liegen, unsre Freunde und Mitarbeiter suchten heranzuziehen, wen sie konnten. So kam eine ungemein große Zahl von Antworten zusammen.

In dem genannten Fragebogen war auch des Kindergebets gedacht, und dieses fand in den Antworten entsprechende Berücksichtigung. Auf dem also gewonnenen Material, wie auch zugleich auf umfangreicher eigner Sammlung bauen sich die nachfolgenden Ausführungen auf, die in ein rein wissenschaftlich noch kaum erforschtes Gebiet[1]) zugleich wenigstens einzuführen versuchen.

1.

Es versteht sich von selbst, daß alle Kindergebete von Erwachsenen gedichtet und den Kleinen vorgesprochen worden sind. Schon der Inhalt der Gebete zeigt es. Das Kind wünscht sich brav, fromm, gut zu sein, es möchte, daß der Heiland in seinem Herzen wohne, — Bitten, die ja weit mehr in der Richtung der elterlichen Wünsche, als in der des Kindes liegen. Zuweilen spricht das Kinder-

[1]) Wegen früherer Arbeiten über das Kindergebet siehe Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel S. 33 f.

gebet auch Wahrheiten aus, die oft dem Erwachsenen zum Verständnisse Schwierigkeiten bereiten. Ebenso spricht die Form der Gebete für die Abfassung durch Erwachsene, die Reime, die gebrauchten Bilder und was es sein mag. Aber die Großen haben es doch nicht unterlassen, wenigstens einzelnen Gebetchen ein gewisses kindliches Gepräge aufzudrücken. Zuweilen ist an den Namen Gottes oder an den des Heilandes die Diminutivendung „chen" angehängt. So betet das Kind in Niederbreidenbach im Vogelsberg und auch sonst noch in Oberhessen:

Liebes Gottche, mach mich fromm,
Daß ich zu Dir ins Himmilche komm.

Und das Klein-Lindener spricht: Lieb' Gottche, sei bei mir, verlaß mich nicht! In Heidesheim sagt die Mutter dem starrköpfigen, eigensinnigen vor:

Lieb Gottche, brech' mir mei Köpfche,
Sonst geb ich e arm Tröpfche.

So redet ja auch das Kind, wenn es schmeicheln, zutraulich sein will, seine Eltern als Vatterche, Mutterche an. Grimm macht in seiner deutschen Grammatik[1]) darauf aufmerksam, daß das Diminutiv nicht nur ein Ausdruck des Kleinen sei, sondern auch des Kosenden. Aber man braucht es auch, um das Kindliche zu charakterisieren. So bezeichnet manche Mutter im Vogelsberge den Gebetswunsch: „Gott walts", mit dem man die Arbeit anfängt, auch zu Bette geht und aufsteht, wenn er aus dem Munde der Kinder kommt, als ein „Gott walt'sche" oder als „Gott waltsi!"

2.

Aber mehr, als die Form, interessiert uns der Inhalt. Unwillkürlich legt man, wenn man, wie ich, in der evangelischen Kirche steht, auch den Begriff, den diese vom Gebete überhaupt aufgestellt hat, als Maßstab an die Kindergebete. Diesem zufolge ist das Gebet nichts anderes als das Gespräch einer Seele mit Gott. Aber bald lernt man erkennen, daß dieser Begriff hier viel zu eng ist, oder anders ausgedrückt, wohl den Idealbegriff wiedergibt, aber nicht den tatsächlichen Bestand. Es begegnen uns in den Kindergebeten zwei verschiedene Auffassungen von seinem Wesen, einmal die von der Kirche festgesetzte und daneben eine andere, die nämlich, daß das Aussprechen der frommen heiligen Worte an sich schon den Segen

[1]) Band III S. 664; über „Gottche" u. ä. ebenda S. 665.

Gottes mitbringt. Man kann es auch so ausdrücken: Das Gebet hat bald einen „Ducharakter", bald den einer Rezitationsformel.

Ich beginne mit den Gebetchen der ersteren Art. Im Vogelsberg, in Nieder=Breidenbach, betet das Kind vor dem Einschlafen:

In mein Bettche leg ich mich,
Dir, o Gott, befehl ich mich,
Alle Abend, alle Morgen
Wird Gott meine Seel versorgen.

Auf einer alten Truhe in einem Kaufmannshause Alsfelds ist folgendes Kindergebetchen aus 1740 mit weißer Farbe aufgemalt:

Ach lieber Gott, behüte mich,
Schütz meine Eltern gnädiglich!
Und alle, die mir sind verwand,
Behüte Deine rechte Hand,
Beschütze mich für aller Sünd,
Daß ich werd' ein frommes Kind.

In Bingen spricht das Kind als Abendgebet:

Lieb Herrgottche, dies Gebetche opfere ich Dir,
Mach e brav Kind aus mir.

Ähnliche kann man hier viele beibringen. Ich will selbst so weitherzig sein, auch solche Gebetchen hierher zu rechnen, die an sich eigentlich den „Ducharakter" nicht haben, nur Glaubensaussagen sind, wie das Gebetlein aus Klein=Linden:

In Gottes Namen schlaf ich ein,
Der Herr will mein Behüter sein,
Es sollen seine Engelein,
Stets bei mir zu Bette sein.

oder die nur Versprechungen enthalten, wie das in Hessen allgemein verbreitete:

Ich bin klein,
Mein Herzche rein,
Soll niemand drin wohne,
Als Jesus allein.

Aber man mag die Grenze so weit ziehen, als man will, man kommt schließlich an eine Linie, wo es schlechterdings unmöglich ist, mit dem von der Kirche gesetzten Begriff weiter zu kommen.

In Ober=Breidenbach, in Rainrod, in Engelrod und in noch andern Dörfern des Vogelberges spricht manches Kind dies Nachtgebet:

Kindelein, bete fein,
Daß Dir Gott mög gnädig sein.

In Beuern, in Großen=Linden, in Oppenrod und noch sehr vielen

Gemeinden der Umgegend Gießens beten die Kinder in einzelnen Häusern zu Mittag:

Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht mich rein von allen Sünden.

In fast ganz Starkenburg und Rheinhessen, kennt man das Verschen:

Bet, Kindlein, bet,
Morgen kommt der Schwed,
Morgen kommt der Oxenstern,
Der wird die Kinder beten lern.

So in Nauheim, Rüsselsheim. In Wallertheim heißt es:

Bet, Kindche, bet,
Morje, kimmt der Schwed,
De Axel und die Axenstern,
Die werden Dich schunt beten lern.

Dieses Sprüchlein ist wirklich in einigen Orten Rheinhessens bei Kindern zum Abendgebet geworden. Ursprünglich haben alle diese Sprüchlein ja ganz andern Zwecken gedient, das „Kindelein, bete fein", ist eine Aufforderung zum Beten, das Schwedensprüchlein, das sich in andern Gegenden Deutschlands auch als Lied findet, ist ein Denk= und Mahnspruch an die Greueltaten der Schweden nach Gustav Adolfs Tode im 30jährigen Kriege, die ja auch Hessen nicht verschont haben, das „Blut Jesu Christi", welches Gebetchen man auch kurzweg „das Blut" heißt, ist ein Bibelspruch[1]), eine Mahnung an den Segen des Todes Jesu. Aber die Tatsache, daß unser Volk sie verwenden kann, muß von selbst zu denken geben.

Um so weniger wird man hier von gelegentlichem Lapsus des Volkes reden dürfen, als wir im Volke und, wie es scheint, in Deutschland allgemein das Wort „beten" oft auf das bloße Hersagen heiliger frommer Worte beschränkt finden. Hier einige hessische Beispiele: Wenn arme Kinder im Vogelsberge in früheren Zeiten vor 20 und mehr Jahren — heute kennt das Gebirge dank der reicheren Arbeitsgelegenheit und des durch besseren Ackerbau vermehrten Ertrages der Felder halber die bettelnde Armut kaum noch — in wohlhabenden Häusern Almosen heischten, dann „beteten" sie, wie man sagte, irgend einen Spruch, oder einen Gesangbuchsvers her, und es war ein großer Ärger, mit dem ein Vater einst seinem Pfarrer von seinem Sohne bekannte: „Der is so dumm, so dumm, daß er noch nicht einmal „das Blut" beten kann". Wenn in Beuern in der Katechismuslehre zwei vor dem Altare stehende Schüler sich gegenseitig ein Hauptstück des Katechismus abfragen, dann fordert

[1]) 1. Joh. 1,7.

sie der Pfarrer dazu mit den Worten auf: Betet das 1., das 2. usw. Hauptstück!

Man muß aber tiefer gehen. Die Grundvorstellung des Volkes ist offenbar die, daß man sich mit dem Aussprechen frommer heiliger Worte in ein Gebiet der Macht Gottes begibt, innerhalb dessen der böse Feind, die bösen Geister, die in der Welt ihr Wesen haben, unschädlich sind. Viele Gebetchen lassen diese Vorstellung noch deutlich erkennen. Nur einige Beispiele; eines aus Michelstadt im Odenwald:

Ich lege mich in Gottes Macht,
In Gottes Kraft, in Christi Blut,
Daß mir kein Mensch was Böses tut.

und ein anderes in Oberhessen weit verbreitetes:

Ich lege mich in Jesu Wunden,
Wenn ich mich lege zu der Ruh.
Ich bleib im Schlaf mit ihm verbunden,
Er drücket mir die Augen zu.
Ich fürchte nicht die finstre Nacht,
Wenn Jesus an mei'm Bette wacht.

Ein drittes aus Erbes-Büdesheim in Rheinhessen:

Vater, Sohn, heilig Geischt, Ame.
Schlof ich en Gottes Nome.

Hierher gehören auch die vielen Gebetlein, die es betonen, wie das Kind sich in Gottes Namen legt. — So eines aus Horchheim:

In Gottes Namen steh' ich auf
Zu einem neuen Lebenslauf.

und eines aus Klein-Linden:

In Gottes Namen schlaf ich ein,
Der Herr will mein Behüter sein,
Es sollen seine Engelein
Stets bei mir zu Bette sein.

Der Ursprung dieses Gebrauches von Gottes Namen liegt ja in der Bibel. Es würde hier zu weit führen darauf einzugehen, so verlockend es auch ist, einmal festzustellen, wie das Volk sich mit der biblischen Formel: „in Gottes Namen", die bekanntlich den Theologen eine crux ist[1]), auseinandergesetzt hat.

Hier ist aber die Stelle, wo die Gebete in die Segen, die Gesahne, wie man im Vogelsberge mit einem alten dialektischen Worte sagt, übergehen, in jene Formeln, die man dazu braucht, Krankheit, Behexung und allerlei Not zu beschwören, wie überhaupt

[1]) cf. Real-Encyclopädie für prot. Theologie und Kirche.[2] Bd. 10 S. 414.

übernatürliche Kräfte loszumachen. Zwar unsere Kirche hat die Segen- und Segensformeln scharf bekämpft, aber die Grenzen nicht gezogen, und schon darum nichts erreicht. Denn noch heute sieht unser Bauer in ihnen nicht etwas Unchristliches, Unfrommes, nein, entweder etwas Dummes, wenn er ein aufgeklärter Mann ist, andernfalls etwas heiliges. So gebraucht auch der Bauer für das Hermachen der Segen oder Gesahne denselben Ausdruck, wie für das Sprechen von Gebeten. Beide werden „gebetet". Andererseits spricht man vom Morgen- und Abendgebet als dem Morgen- und Abendsegen. Dabei schließen fast alle Gesahne oder Segen mit den Worten: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes. Darum glaube ich auch, daß die Sammlung der Segen und Sympathieformeln, die der Verband der deutschen Vereine für Volkskunde erstrebt, an den Gebetlein nicht vorübergehen darf.

Es liegt nun die Annahme nahe, daß man sagt: die Gebetlein mit dem „Ducharakter" sind reine Früchte christlichen Glaubens, und die, in denen das Gebet eine Rezitationsformel darstellt, sind letzte Ausläufer alter zauberischer Formeln. Aber so einfach liegt die Sache doch nicht. Einerseits kennt auch das Heidentum Gebete mit dem „Ducharakter", anderseits kann auch die christliche Kirche der rezitierenden Gebete um der wohltätigen Folgen, Stärkung des Glaubens, des Vertrauens willen usw. nicht entbehren. Die beiden Momente durchziehen, wie es scheint, alle Religionen.

3.

Sehr stark tritt in den Gebetchen der Engelglaube hervor. Es ist ja begreiflich, daß die wunderbaren Wesen, die mit ihren Schwingen die Luft durchfliegen, vom Himmel zur Erde niedersteigen und die Schönheit und Herrlichkeit des Himmels in sich tragen, die Phantasie des Kindes stark beschäftigen. Aber nicht deshalb allein spielen sie in den Gebetchen eine so große Rolle. Es ist alter Glaube der Kirche, daß sie zum Schutze der Menschen und der Kinder insbesondere da sind und in dieser Welt, die voll des Bösen ist, Gottes Lieblinge beschützen und bewahren.

Wohl das älteste ist das, wie in ganz Deutschland, so auch in Hessen allgemein bekannte:

Abends wenn ich schlafen geh,
Vierzehn Englein mit mir gehn,
Zwei zur Rechten, zwei zur Linken,
Zwei zu Kopf,
Zwei zu Füßen

Zwei die mich decken,
Zwei die mich wecken,
Zwei die mich führen
Bis zu des Himmels Türen,

oder wie man auch schließt:

Zwei die mich weisen,
ins himmlische Paradeisen.

Reuschel hat dieses Gebet in einer Abhandlung im Euphorion Band 9 S. 273—280 mit der Vierzehn-Nothelfer-Andacht in Verbindung gebracht. Die Übertragung des Kultes von diesen auf die Engel sei deshalb leicht möglich gewesen, weil man die Nothelfer in Kindesgestalt fälschlicher Weise als Engel betrachtet habe, und weil die letzteren schon vorher das nämliche Amt wie die vierzehn Heiligen gehabt hätten. Über die Verbreitung und die ältesten Formen unterrichten Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel S. 313 und Reinhold Köhler, Kl. Schriften III, S. 320—341. Für uns Hessen hat dieses Gebet noch eine besondere Bedeutung, weil man, wie Voigt in Raumer's Historischem Taschenbuche mitteilt, es zur Zeit der Gefangenschaft Philipps des Großmütigen also parodiert hat:

Des Abends, wenn ich zu Bette gehe,
Sechzehn Hispanier um mich stehen,
Zwei zu Häupten,
Zwei zu Füßen,
Zwei zur Rechten,
Zwei zur Linken,
Zwei die mich decken,
Zwei die mich wecken,
Zwei die mich weisen
Nach dem span'schen Paradeisen.
Allda will ich mich hinkehren,
Gut Spanisch will ich lehren
Und will nit wiederkommen,
Denn es bringt Deutschland keinen Frommen.

Die mancherlei kleinen Variationen, die diese Gebetchen in den verschiedenen Teilen Hessens gefunden hat, übergehe ich hier. Auf die Zusätze, die es im Vogelsberge und Odenwalde gefunden hat, gehe ich in anderm Zusammenhange noch später ein. Betonen aber muß ich, daß sich in unseren hessischen Sammlungen keine einzige Form findet, die mehr oder weniger als vierzehn Engel kennt, während andere Sammlungen solche öfter haben.

Von Gebeten, in denen ein Engel geradezu als Schutzengel angerufen wird, haben wir nur zwei gefunden, von denen eines in

katholischen Kreisen in Starkenburg und Rheinhessen weit verbreitet ist:

Heiliger Schutzengel mein,
Laß mich Dir befohlen sein,
Daß mein Herz von Sünden frei
Allzeit Gott gefällig sei.
Führe mich an Deiner Hand
Bis an meines Grabes Rand.
Stelle mich dem Vater vor
Und dem ganzen Engelchor.

Das zweite ist aus Pfiffligheim mitgeteilt:

„Ich bin ein Kindlein arm und klein,
Und meine Kraft ist schwach;
Ich möchte gerne selig sein
Und weiß nicht, wie ichs mach.
Drum, lieber Engel, bitt ich Dich,
Behüte, leite, warne mich,
Und mache mich von Herzen fromm,
Daß ich zu Dir in den Himmel komm".

In der evangelischen Bevölkerung lebt der Gedanke, daß das Kind seinen Schutzengel habe, noch wenig, den Gebetchen nach zu schließen. Hier haben wir die Vorstellung, daß Gott besonders des Nachts aus seinem Himmelreich beliebige Engel sende, die das Kind schützen und bewahren. So heißt es in einem Klein-Lindener Gebetchen:

Lieber Gott, nun schlaf ich ein,
Schicke mir ein Engelein,
Laß's an meinem Bettchen stehen,
Daß ich werde fromm und rein,
Wie die lieben Engelein.

in einem andern aus Salzböden b. Lollar:

Ich lege mich zu der stillen Ruh,
Deck mich mit Deinem Schutze zu.
Deine lieben Engelein
Sollen meine Hüter sein.

endlich in einem in Oberhessen vielfach sich findenden:

Wenn die Kinder schlafen ein,
Wachen auf die Sterne,
Halten wohl die ganze Nacht
Bei den frommen Kindern Wacht.

Es würde aber zu weit führen, alle hierher gehörigen Gebetchen, hier beizubringen. Genug, der Engelglaube wurzelt sehr tief in unserm Volke.

5.

Wie schon erwähnt, hat das Gebet von den vierzehn Engeln sowohl im Vogelsberge (N.-Breidenbach) als auch im Odenwalde (Lauerbach) Zusätze bekommen, die ursprünglich wohl selbständigen Gebeten angehören. Bei der Vergleichung der Kindergebete macht man nämlich dieselbe Erfahrung, wie bei der Vergleichung von Volksliedern. Auch hier werden manchmal zwei zusammengeworfen. Ein ganz charakteristisches Beispiel aus Beuern bringe ich hier bei. Das Morgengebet einer Familie lautet:

Das walte Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist.
Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich zu Dir in den Himmel komm.
Jesus in meinem Herzen,
Christus in meinem Sinn,
In Gottes Namen geh' ich hin.
Herr meinen Geist befehl ich dir,
Mein Gott, mein Gott, weich' nicht von mir,
Nimm mich in deine Hände.
O wahrer Gott, aus aller Not
Hilf mir am letzten Ende,
Und wenn ich nicht mehr sprechen kann,
So nimm den letzten Seufzer an."

Hier sind im Ganzen vier Gebete zusammengestellt. Aber während das Volkslied meist deshalb aneinanderreiht, weil ihm der Inhalt zu einander zu passen scheint, ist wohl bei den Gebetchen vorherrschend die Absicht die, die Kraft der Worte zu steigern.

Die Zusätze, die nun das Vierzehn-Engel-Gebet bekommen hat, und die ich nirgends sonst fand, sind folgende: Im Vogelsberge heißt es nach dem Worte „Paradeisen":

„Droben steht ein schöner Baum,
Behüt du mich, lieber Herrgott, vor einem bösen Traum."

und im Odenwald folgt nach demselben Worte:

„In dem Garten stand ein Baum,
Dem erzählt ich meinen Traum."

Simrock (das deutsche Kinderbuch, 2. Aufl., 268) hat in seinen Kinderliedern ein Gebet, das vielleicht auf die Urform des Zusatzgebetes zurückführt:

„Da steht ein Baum,
Dahin leg' ich meinen Traum,
Dahin leg' ich meine Sünde,
Dann schlaf ich mit dem Jesuskinde,
Mit Josef und Maria rein
Ganz sicher ein."

Denselben Gedanken gibt auch ein Gebetchen aus unserem Lande, aus Volxheim, wieder:

„Im Himmel steht e Bämche,
Do henk ich dran mei Trämche,
Do henk ich dran mei' Sünn,
In Gottes Namen schlof ich in."

Gerade dieser Baum im Himmel, von dem auch ein Kindergebet aus der schwäbischen Alp berichtet (Böhme, Kinderlied S. 317, Nr. 1556):

„Steht e Baum im Paradeiß,
Blühet alle Nächte weiß,"

um dann sofort zu ganz andern Vorstellungen umzubiegen, ist wohl der Aufmerksamkeit wert. Man denkt da sofort an den Baum des Lebens, der nach 1. Mos. 2,9 im Paradiese stand. Aber was hat dieser Baum, dessen Frucht den ersten Sündenfall verursachte, mit dem Traum zu tun?

6.

Ich sprach vorhin davon, wie bei den Engelgebeten eine konfessionelle Ausprägung nicht zu verkennen sei. Immerhin sind gar manche Gebetchen Evangelischen und Katholiken gemeinsam. So das Gebet von den vierzehn Engeln, das ich vorhin erwähnte, dann das auch schon mitgeteilte: „Liebes Gottche, mach mich fromm, daß ich zu Dir ins Himmilche komm." Weiter gehört hierher das weit verbreitete:

„Ich bin klein,
Mein Herzche ist rein,
Soll Niemand drin wohne,
Als Jesus allein."

Dogmatischer Einfluß, die Lehre von der durch den Sündenfall verderbten menschlichen Natur, hat allerdings an dem Satzteil: „Mein Herzche ist rein" Anstoß genommen, und so heißt es in einer Mainzer Fassung: „Mein Herzche sei rein" und in einer Ober-Rodener: „Mach mei Herzche rein." Manche unter diesen gemeinsamen Gebeten haben, wie ich vermute — historische Nachweise stehen mir hier nicht zu Gebote — die Evangelischen von den Katholiken übernommen, so das im evangelischen Hessen fast überall verbreitete Gebet: „Jesus im Herzen, Christus im Sinn, in Gottes Namen geh ich aus und in," oder: „In Gottes Namen schlof ich in." Das katholische Kind in Erbes-Büdesheim spricht:

„Jesu, mei Herz,
Maria mei Sinn,
Gottes Nome schlof ich in"

...d in Nachenheim:

„Jesus im Herzen,
Maria im Sinn,
In Gottes Name gehts Marieche aus und ein."

Das evangel. Kind, das die Heiligen nicht kennt, setzt an Marias Stelle noch einmal den zweiten Jesusnamen. Ähnlich ist es wohl auch bei dem hübschen Gebetlein, das das eigne Herz mit einem Häuslein und den Heiland mit einem Täublein vergleicht. Im Odenwald spricht ein evangelisches Kind:

„Jesu mei Teibche,
Mei Herz is dei Heische,
Heische is so klein,
Kann Niemand drin wohne,
Als Jesus allein."

Aber das katholische Kind in Bretzenheim bewahrt noch die Urform:

„Jesu, mei Täubche,
Mei Herz is e Häusche,
Häusche is klein,
Darf Niemand drin wohne,
Als drei Persone,
Jesus, Maria und Josef allein."

Das letztere Gebet hat in den Reimen die vollkommene Kunstform, das evangel. Gebet zeigt die Fassung verkrüppelt. Aber auch die Katholiken haben von den Evangelischen genommen. Ich weiß allerdings nur von einem, von dem zum Gebete gewordenen Liede der Luise Hensel, die 1876 gestorben ist: „Müde bin ich geh zur Ruh," das ja wohl allgemein bekannt ist. Selbst einen Israeliten hat man schon dies Gebet beten hören. Unsere hessische Sammlung zeigt klar, wie dieses Gebet durch Hessen förmlich einen Siegeszug gehalten hat. — In einer Zeit der gegenseitigen Abschließung der Konfessionen von einander ist es sicherlich eine erfreuliche Erscheinung, daß wenigstens die Kinder von einander nehmen und viel Gemeinsames haben.

Daneben hat freilich auch jede Konfession ihre eigentümlichen Gebetlein. So die Katholiken die in der Anrufung der Heiligen wurzelnden, wie das aus Horchheim mitgeteilte:

„Heiliger Josef, großer Mann,
Der da immer helfen kann,
Steh mir bei in jeder Not,
Jetzt im Leben und im Tod!"

und das auch bei Böhme, S. 318, Nr. 1559 angeführte, uns aus Heidesheim und Nachenheim in folgender Fassung mitgeteilte Gebet;

„Heiliger Sankt Veit,
Weck mich bei Zeit,
Nit so früh, nit so spät,
Bis die Glocke sechse schlägt!“

Der heil. Veit ist Kinderpatron und gehört mit zu den vierzehn Nothelfern. Bei den Evangelischen finden sich besonders viele aus Gesangbuchversen entstandene Gebetchen, wie das Gebet, das in Oberhessen manchmal beim Abendläuten gesprochen wird:

„Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist,
Dein göttlich Wort, das helle Licht,
Laß ja bei uns auslöschen nicht!
In dieser schwerbetrübten Zeit
Verleih uns, Herr, Beständigkeit,
Daß wir Dein Wort und Sakrament
Behalten rein bis an das End'.“

Nic. Selnecker, † 1592, hat das mit diesen beiden Strophen anfangende Lied gedichtet. Auf viele, viele andere gleichen Ursprungs kann ich hier nicht eingehen. Ferner sind bei den Evangelischen auch einzelne Bibelverse zu Gebeten geworden, z. B. 1. Joh. 1, 7: „Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde“ oder der Anfang des 106. Psalms: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.“ Aber auch das Morgen-, Mittag- und Abendgebet, das Luther in seinem Anhang zum kleinen Katechismus gibt, ist ins Volk gedrungen; doch, wie mir scheint, im Ganzen wenig.

Nebenbei gesagt, scheint sich die Frömmigkeit der Sekten in Kindergebeten noch nicht besonders ausgeprägt zu haben. Wenigstens beteten die Beuerer Baptisten und Missouri-Lutheraner dieselben Kindergebete, wie die Evangelischen auch.

7.

Auch der Spott über die Gebete ist zu den Kindern durchgedrungen. Wie die Alten sungen, so zwitschern ja auch die Jungen, und so haben wir in der Sammlung auch Spottgebete, die aber allesamt an das der Christenheit heiligste Gebet, das Vaterunser, anknüpfen [1]). Am Schlimmsten ist, dem Sinn nach, das aus Wallertheim und Bingen mitgeteilte Gebetsverschen, das die Nutzlosigkeit des Gebetes betont:

[1]) Vgl. zu diesen Verschen: G. F. Meyer, Textentstellungen in Kinderreimen, Korrespondenzblatt des Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung 31, S. 41 ff.

Vater unser Knoche,
Mer bere alle Woche,
Und wenn der he'lge Sunndig kimmt,
Do hun mer nix se koche —

eine Variation des allgemein bekannten Kirmesverses:

Heut is Kerb un morn is Kerb
Un die ganze Woche,
Un wenn der heilige Sunndig kimmt,
Do hu mer naut ze koche.

Harmloser erscheint der Spott in einem aus Erbes-Büdesheim mitgeteilten Gebetchen:

Vater unser, der du bist,
Der die großen Sticker ißt
Un die klane leihe lißt.

Verse, die eigentlich nur die Worte des Gebets entweihen, aber nicht das Gebet selbst, weil sie den Anfang des Vaterunsers auf den Hausvater beziehen, der als solcher die besten Stücke beim Essen bekommt, und dem gierige, unerzogene Kinder neidisch zusehen. Nicht schlimmer beurteile ich den aus Gensingen mitgeteilten Vers, der die Beichte der kath. Kirche verspottet:

Herr Pastores, kniee vor Euch,
Meine Sünde gebe ich Euch,
Denn ich hab in einer Woch
Achtundvierzig Dipp verbroch,
Und dabei de Essigkrug,
Herr Pastores, nicht genug?

Dabei habe ich wirklich haß- und giftgefüllte Spottgebete nicht gefunden, auch ein Beweis, wie fest der Glaube in unserm Volke noch wurzelt.

8.

Ich komme auf die Verbreitung der Kindergebete, und hier kann ich allein von dem fast ganz evangelischen Oberhessen sprechen, da die Sammlungen aus den Provinzen Starkenburg und Rheinhessen uns im Stiche lassen. Es ist mit den Kindergebeten, den alten und neuen, hier, wie mit den Volksliedern. Je mehr eine Gegend in den Verkehr hineingezogen ist, desto mehr schwinden sie. Als ich im hohen Vogelsberge, in Engelrod, als Pfarrer stand, einem Orte, der damals drei bis vier Stunden von der nächsten Eisenbahnstation entfernt lag, habe ich die Kinder in den Religionsstunden in den Schulen der Gemeinden, die zu meiner Pfarrei gehörten, öfter nach ihren Morgen-, Mittag- und Abendgebeten ge-

fragt. Fast ohne Ausnahme gaben sie eine reiche Auswahl. Später stand ich als Pfarrer in Beuern, einem Orte, der etwa eine Stunde von einer Eisenbahnstation entfernt liegt und aus dem schon viele Arbeiter nach Gießen in die Arbeit gehen. Nur die Hälfte der Kinder der Schule etwa wußten solche Gebetchen und merkwürdigerweise viele derjenigen Kinder nicht, in deren Familien der Morgen- und Abendsegen aus dem Starckschen Gebetbuche laut seit Generationen gebetet wurde. Wenn man so viel von dem Segen dieses von einem pietistischen Verfasser stammenden Buches spricht, soll man auch seinen Schaden nicht übersehen. Heute stehe ich als Pfarrer in Großen-Linden, dessen Einwohner wohl zum größten Teile in dem nahen, in ein paar Minuten mit der Bahn erreichbaren Gießen Arbeit nehmen. Da ist es nicht mehr die Hälfte der Kinder. Ich habe diese Erfahrung, die ja in Bezug auf den Verkehr charakteristisch gelegene Orte berücksichtigt, oft bestätigt gefunden. Aber zugleich auch in qualitativer Hinsicht. In dem echten, alten, das Herkommen noch hoch haltenden Bauernhause ist z. B. das Tischgebet noch eine förmliche Liturgie. So betet in Engelrod vor dem Essen zuerst der Hausvater — wobei Alle um den Tisch stehen:

Was gesetzt wird auf den Tisch,
Segne uns, lieber Herr Jesu Christ,
Und speise uns zu aller Zeit
Mit Deinem Wort und der ewigen Seligkeit!
Amen.

Darauf spricht die Mutter:

Diese Speise segne uns Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist. Amen.

Und dann spricht jedes Kind ein:

Hilf Gott alle Zeit! Amen.

Darauf beginnt das Essen, bei dem bekanntlich wenig oder gar nicht gesprochen wird. Und nach dem Essen erheben sich wieder Alle, und das älteste Kind oder Vater oder Mutter sprechen:

Wir haben gegessen
Und wollen des lieben Gottes nicht vergessen.
Wir wollen ihm sagen Lob, Ehr und Dank
Für seine Speise und seinen Trank,
Für seine Angst, für seine Not,
Für seinen heiligen bitteren Tod,
Für seine heiligen fünf Wunden,
Daß wir zu dem lieben Gott mögen kommen.
Ehre sei Gott dem Vater,
Ehre sei Gott dem Sohne,
Ehre sei Gott dem heiligen Geiste. Amen.

Ähnlich noch überall in Oberhessen in Bauernfamilien, die das Alte hochhalten. Man sieht gleich, daß das Gebete sind, die das Volk unter Benutzung kirchlicher Redewendungen sich selbst zurecht gemacht hat. Anders war es schon in Beuern in ein paar Familien. Dort wird gleichfalls stehend gebetet. Vor dem Essen spricht Vater oder Mutter oder ein Kind:

Was ich Gutes habe,
Sind Vater, deine Gaben.
Drum sag ich Dir für Speis' und Trank
Von ganzem Herzen Lob und Dank.

Nach dem Essen heißt es:

Gott sei Lob und Dank
Für Speis' und Trank,
Für alles Gute, was er uns bescheret hat.
Er wolle uns geben
Nach diesem Leben
Ein ewiges seliges Leben. Amen.

Hier ist die Liturgie schon bedeutend gekürzt. In Großen-Linden endlich betet z. B. eine Familie sitzend nur vor dem Essen:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
Und segne, was Du uns bescheret hast,

oder ein ähnliches Gebetchen. In andern Familien betet jedes still für sich. In wieder andern Häusern wird gar nicht mehr gebetet. Aber ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich will nicht sagen, daß die einzelnen Gebetsarten für die angeführte Gegend charakteristisch sind. Es gibt auch in Engelrod und Beuern einzelne Familien, die so kurz oder gar nicht beten, wie in Großen-Linden es Familien gibt, die auch das lange Tischgebet haben. Aber das möchte ich sagen, daß die erste Art des Tischgebets, die ich die Liturgie nannte, den Typus des durch die Kultur noch wenig beeinflußten echten Bauerngebets darstellt, während die andern Arten die Abschwächung zeigen. In den von der Stadt abhängigen Orten kommen dann die Gebetlein, die die Kleinkinderschulen und die Lesebücher der Schulen darbieten, zum Vorschein und zur Geltung. Freilich das kann ich hier nicht sagen, in welchem Zeitalter die Wurzeln der Frömmigkeit liegen, die das Gebet also gestaltet hat. Eine wissenschaftliche Bearbeitung hat ja das Kindergebet überhaupt noch nicht gefunden. Zudem sind wir noch lange nicht so weit, die Ursachen der einzelnen Bräuche und Sitten im Volke genau zu erkennen und auseinander zu halten.

Überschauen wir noch einmal das, was uns am Kindergebete auffiel. Der Geschichtskundige erkennt bald, wie sich in ihm die Glaubensanschauungen der Menschen in der verschiedenen Zeit niedergeschlagen haben von den ältesten Zeiten an. Wer Augen hat zu sehen, der sieht ja in der religiösen Volkskunde, die eigentlich erst in unserer Zeit zu leben beginnt, ein Bilderbuch zur Kirchen-, oder besser Religionsgeschichte, bei dessen Durchblättern man nur bedauern muß, daß noch so manche dunkle Partien da sind.



Beiträge zur Volkskunde Rheinhessens.

Von Pfarrer W. Hoffmann, Westhofen.

Riehl sagt in seinen „Pfälzern" von der Volkstracht, sie sei nach gewöhnlicher Meinung eine abgelegte städtische Mode, von dem gemeinen Mann zurückbehalten und gefestet. Er bestreitet seinerseits diesen Satz nicht, sondern fügt nur noch hinzu, sie müsse einer örtlich begrenzten Gruppe eigentümlich und auf dem Wege der Sitte allmählich und dem Einzelnen unbewußt erwachsen sein. Es wird sich das Nämliche von allem echt Volkstümlichen, nicht zuletzt auch von den religiösen und sittlichen Anschauungen und Gebräuchen unseres Landvolks sagen lassen. Der Bauer schreitet in der Kultur nicht so rasch vorwärts wie der Gebildete und der Städter, er hält das Erbe aus der Väter Tagen im Äußern, wie auch in den höchsten Geistes- und Gewissensangelegenheiten länger fest. Dieses Vätererbe gilt ihm an sich schon als Heiligtum. Aber doch kann er sich auch dem Fortschritt der Zeiten nicht ganz entziehen, Neues kommt zu dem Alten, verbindet sich mit ihm und modelt es um unbewußt, aber doch unaufhörlich; und der Mann aus dem Volke denkt nicht logisch genug, um die Widersprüche zu bemerken und auszugleichen. So kommt die bäuerliche Sitte, Denk- und Anschauungsweise zustande, die uns oft so seltsam anmutet, die wir aber auf jeden Fall kennen und verstehen lernen müssen. Der Unterschied zwischen den Anschauungen der Höhergebildeten und der Bauern läßt sich wohl am Besten so formulieren: der Gebildete hat den jeweiligen Querschnitt der Kulturentwicklung vor Augen, der Bauer den Längsschnitt; der Gebildete sagt: „Es ist anderwärts so und hat sich dort

bewährt; machen wir es also auch!", der Bauer hingegen: „Es ist hierorts nicht so üblich gewesen; lassen wir es also sein!" Das tritt schon im Sprachgebrauch des Wortes „Mode" zutage. Mode bedeutet im Munde des Städters das Allerneueste, Zeitgemäße, aus der Großstadt Importierte, beim Bauern dagegen soviel wie „Sitte, Herkommen". Diese ganze bäuerliche Betrachtungsweise ist aber auch wieder die früher allgemein übliche, wo Gerichtshalter und Schöffen auf den Dingtagen das Recht „weisen", d. h das Herkommen darlegen mußten. Dabei ist noch weiter zu beachten, daß die rapide Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts auf allen Lebensgebieten zum guten Teile von dem Bauern überhaupt noch nicht mitgemacht ist, vielmehr meistens bloß von der ungünstigen Seite betrachtet wird. Er hat ja auch am meisten darunter zu leiden gehabt. Aus all' dem Gesagten aber erklärt sich das viele Gegensätzliche und die mannigfachen Reibereien zwischen den Leuten, die die Welt gesehen haben, oder sonst auf dem Laufenden bleiben: Pfarrern, Lehrern, Behörden, Geschäftsleuten einerseits — und den Gemeinden andererseits.

Auch der rheinhessische Landbewohner macht von dem Gesagten keine Ausnahme, so oft es auch auf den ersten Blick anders erscheint. Gewiß: der Gutsbesitzer, der im Provinzialausschuß erscheint, in der Landwirtschaftskammer, im Landtag oder auf der Geschworenenbank sitzt, trägt auch im gewöhnlichen Leben keinen blauen Kittel mehr, kein Wams und keine Schildkappe, die Frau Gemahlin keine Haube mehr, wie es bei den Vorfahren der Fall war und wie es ihre Berufs- und Standesgenossen anderwärts noch jetzt tun. In Ost- und Westhofen sagt man Hôtel und nicht Wirtschaft; der elegante Landauer, mit dem man zum Maskenkostümfest des landwirtschaftlichen Kränzchens in die Stadt fährt, hat wenig Ähnlichkeit mit der „Zahne"; dem Korbwagen[1]), mit dem vor 100 Jahren Regierungsräte und Friedensrichter und vor 40 Jahren noch Landpfarrer ihre Diensttouren verrichteten. Die Töchter vom Lande besuchen nicht bloß Haushaltungsschulen, sondern die teuersten Pensionate der Großstadt, der Residenz und des Auslandes. Nicht wenige Söhne dienen als Einjährige bei den berittenen Truppen, sind Reserve- und aktive Offiziere. Wenn die Städter im Sommer ihre Urlaubsreisen in die Berge antreten, so gibts rheinhessische Landwirte, die sich einen Osterausflug nach

[1]) mhd. zeine f. Korb u. drgl.

Paris gestatten, und andere, die im Winter die Riviera den heimatlichen Penaten vorziehen. Allein einmal sind diese landwirtschaftlichen „Unternehmer" trotz all ihres Einflusses in einzelnen Ortschaften und selbst Gegenden doch nicht gerade die typischen Vertreter rheinhessischen Volkstums; vielfach sind sie gerade bewußte oder unbewußte Zerstörer desselben, was wir namentlich nach der gemütlichen Seite hin oft schmerzlich empfinden. Andererseits wird, wer näher zusieht und die betreffenden Persönlichkeiten in ihrem Beruf, ihrer Familie, bei geselligen Zusammenkünften, in der Gemeindeverwaltung beobachtet, gerade keinen fundamentalen Unterschied zwischen jetzt und ehemals, zwischen mehr oder mindergesegneten Ortschaften der Provinz, ja des Vaterlandes überhaupt finden. Gewisse Charakterzüge, die man als allgemein-bäuerliche bezeichnen kann, kehren auch da wieder, vielleicht nur etwas vergrößert, vielleicht auch noch etwas vergröbert. In der Regel reichen auch die Zustände und Anschauungen, die wir fixiert finden, in etwas jüngere Vergangenheit zurück, in der Technik des Berufs stehen sie wohl gar auf der vollen Höhe der Zeit. Aber das ändert doch das Gesamturteil nicht: auch der rheinhessische Landwirt ist ein Produkt vergangener Zustände und Zeiten, auch er klebt an dem Hergebrachten und Alten, auch bei ihm müssen wir die Geschichte, speziell die Geschichte des Landes studieren und zu Rate ziehen, wenn uns sein gesamtes Wesen voll anschaulich werden soll.

Ich habe mir nun in Folgendem einige Gebiete ausgesucht, die mir für unser Volksleben charakteristisch zu sein scheinen und auf denen auch der Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart besonders deutlich zutage tritt. Nicht wenige von den zu schildernden Anschauungen und Gebräuchen reichen bis in entfernte Vorzeit zurück. Manches ist seit einer oder mehreren Generationen erloschen oder im Verschwinden begriffen. Aber wenn man bedenkt, wievieles auch alle Stürme der Zeiten, die über die Pfalz besonders reichlich gekommen sind, überdauert hat, so braucht man auf absehbare Zeit hinaus nicht zu befürchten, daß unser Landvolk seine Eigenart verliert. Der Volksfreund, insbesondere der Pfarrer, kann sich freilich nicht verhehlen, daß das auch seine Schattenseiten hat. Das gilt insbesondere gleich von dem ersten Kapitel.

1. Der Wein.

Daß der Weinstock und sein Gewächs, das Hauptprodukt des Landes seit alter Zeit, im Glauben und in der Sitte des Volks

eine hervorragende Rolle spielt, darauf habe ich schon früher hingewiesen [1]). Der rheinhessische Landwirt erklärt sich mit seinem Produkt für solidarisch. Wer dieses verachtet, tut ihm einen Schimpf an. Dem Pfarrvikar Laukhard [2]) hätte es in den 1780er Jahren fast seine Stelle gekostet, weil er im unbegründeten Verdacht stand, ein Spottgedicht auf den Udenheimer Wein fabriziert zu haben, und in Partenheim richtete sich in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts eine große Bewegung gegen einen dortigen Lehrer wegen eines Zeitungsartikels in gleichem Betreff. Obwohl sonst anerkanntermaßen ein sehr tüchtiger Mann, mußte er durch die Staatsgewalt in seinem Amte geschützt werden und als Organist war er zeitlebens unmöglich. Es ist nicht bloß des Gewinnes und der Nahrung wegen, daß der Bauer so eifersüchtig über der Ehre seines Gewächses wacht; nicht bloß sein Durst, der allerdings gründlich Befriedigung heischt, sondern auch ein gewisses ideales Moment spielt mit. Der Wein, den er selbst zieht, ist ihm etwas Ehrwürdiges und Göttliches und darum wird er in Ehren gehalten, was auf andere alkoholische Getränke durchaus nicht in gleichem Maße zutrifft; der Schnapstrinker ist eine Ausnahme und wird verachtet [3]), der Biertrinker gilt als Neuerer und Verschwender, namentlich auch im Arbeiterstande. Wein dagegen gehört zum Leben, so gut wie das tägliche Brod. Der Bauer würde sich ein Gewissen daraus machen, wenn er seine Leute nicht reichlich und überreichlich damit versorgte, während sonst das Gewissen in dieser Beziehung durchaus nicht immer enge ist. Ein Vater spricht auch heute noch zu seinem Sohn, selbst wenn er nicht im besten Einvernehmen von demselben scheidet, wie der alte Laukhard zu dem seinen, indem er ihm einen Geldbetrag oder eine Ohm mitgibt: „Daß Du kein Wasser zu trinken brauchst!" Kein Fremder braucht daran zu darben: den durchziehenden Soldaten wird er in „Stützen" (10-Liter-Kannen) gereicht, sehr gegen den Willen der Offiziere, den arbeitenden Italienern ebenso, die Maurer und Dachdecker am Kirchturm, die Pflästerer auf dem Marktplatz fordern ihn sich von Pfarrer und Kirchenvorstehern und der ganzen Nachbarschaft und sie wissen, daß sie damit keine Fehlbitte tun. Schon aus alter Zeit wird als ein Gesetz rheinischer Gastfreundschaft berichtet, daß dem Gast, wenn er keine Zeit zu längerem Verweilen hat, wenigstens ein Trunk

[1]) Hess. Bl. Bd. IV., S. 4.

[2]) F. Chr. Laukhard, Leben und Schicksale, I., S. 321.

[3]) War auch schon zu Laukhard's Zeiten so, I., 107.

Wein geboten wird [1]). Das ist mir erst dieser Tage wieder angeboten worden in einem ganz fremden Ort von einem ganz fremden Mann, mit dem ich auf der Straße in ein Gespräch kam. Wer einen Gefallen tut, wird mit einem „Schoppen“ belohnt, was z. B. für Polizeidiener, Feldschützen und dergleichen Bediensteten ein wahres Unglück ist. Als in Jugenheim einmal sich mehrere junge Leute zum Polizeidienerposten meldeten, legten ihre Frauen Protest dagegen ein und sie taten Recht daran! Jedes besondere Ereignis des Lebens wird mit Weintrunk begangen. Wein-, Haus-, Ackerverkauf heißt noch jetzt „Winkuff“ und erlangte ehemals durch diesen Umtrunk seine Rechtskraft. Dasselbe war bei der Verlobung bezw. Eheschließung der Fall, die auch in alten Schriften jene Bezeichnung trägt (amtlich „weinkäufliche Kopulation“). Nicht anders wars bei dem Anwerben von Soldaten, wovon unsere Rekrutenmusterungen mit ihren mancherlei Ausschreitungen noch Erinnerungen bewahren. In meinen ersten Amtsjahren habe ich mich reichlich entrüstet, wenn bei Haustaufen im Hintergrund oder vielleicht auch schon im Vordergrund die Weinflasche bereit stand, oder wenn mir bei einem Trauerbesuch von den nächsten Angehörigen Bescheid getan wurde mit den Worten: „Wir könnens ja doch nicht ändern!“ Es war wirklich nicht böse gemeint! Leichenwein finde ich auch in Gumbsheimer Akten aus dem Jahre 1762 erwähnt. Der kath. Pfarrer hatte ihn dort genossen; er gilt als etwas besonders Heiliges und als ein großes Verbrechen wurde es jenem angerechnet, daß er dabei die evangelische Religion und die evangelischen Einwohner beschimpfte. Auch in den Erinnerungen eines ehemaligen rheinhessischen Pfarrers in der „Frankfurter Ztg.“ [2]) wird Leichenwein erwähnt. Frauenlobs Grabstein in Mainz soll ja gar selbst mit reichen Weinspenden begossen worden sein, wie es Roquette's Gedicht zum Ausdruck bringt. In Engelstadt erhielten noch vor einem Menschenalter die Schulkinder zur Belohnung für den Leichengesang außer den noch jetzt gebräuchlichen Wecken je ein Gläschen Wein, was noch früher auch bei sonstigen Feierlichkeiten üblich war, so bei der Grundsteinlegung der Wormser Dreifaltigkeitskirche 1709: „Jedem Kindt Ein glas roter Wein nebst Einer vegitz (Weißbrod)“ [3]). Ebenso wie bei dem „Winkuff“ machte bei Vergebung von Arbeiten, insbesondere Bauarbeiten, der „Dingwein“ den Akkord fest; war

---

[1]) **Boos**, Rheinische Städtekultur I. S. 165.

[2]) Abgedruckt Ingelheimer Anz. 1907, Nr. 64.

[3]) Zeitschrift Vom Rhein VIII, S. 53.

alles richtig ausgeführt, so gab's den „Schlußwein". Das alles besteht auch jetzt noch, ohne daß die Ausdrücke gebräuchlich wären; desgleichen ist's während der Ausführung ganz selbstverständlich, daß die Handwerksleute nicht zu dursten brauchen; das wäre auch dem Fortgang der Arbeit sehr hinderlich! Bei Sitzungen der Darlehnskasse, der Armenkommission, der Wahlkommission auf dem Rathaus ist irgend einer der Beteiligten da oder es ist der Hausherr, der den Trunk stellt; auch Pfarrhäuser sind oder waren wenigstens nicht immer davon ausgeschlossen. Ebenso war ehemals auch ein solcher nebst Weißbrot oder „mürben Kuchen" oder nach größerem Mahl bei Abhörung der Kirchenrechnung üblich und in der Rechnung selbst vorgesehen. Der Brauch bestand noch bis in die 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts und man kann es den Kirchenvorstehern nachfühlen, daß sie über die inzwischen eingetretene Verschlechterung der Zeiten mitunter ungehalten sind. Das alles sind uralte im Mittelalter allgemein geübte Bräuche[1]). Vor dem Aufhängen der Kirchenglocken wurde im 18. Jahrhundert nach altem Herkommen die Glocke mit Wein gefüllt und jeder durfte ein Glas daraus trinken. Die Westhofer Lutheraner kamen seiner Zeit durch einen eigenartigen Zwischenfall um dieses ihr Recht. Vom pfälzischen Oberamt Alzey, das, wie die ganze Pfalzregierung, den Protestanten nicht sehr freundlich gesinnt war, war der Befehl ergangen, der das Aufhängen der schon auf dem Platz befindlichen Glocke verbot. Der Bote aber, ein Westhofer, der den Befehl dazu in der Tasche hatte, verweilte absichtlich in den Weinbergen und schickte einen unterwegs getroffenen Glaubensgenossen nach Hause, damit die Glocke bei seiner Ankunft schon hänge. Um dieses zu beschleunigen, wurde auf den Trunk verzichtet. Wahrlich, ein Opfer der Entsagung, das heute noch Bewunderung erregt!

Einige Weinorte, wie Westhofen und Weinheim bei Alzey, führen seit Alters her Trauben im Wappen[2]).

Auch manches, was uns als große Unsitte erscheint, erklärt sich aus der altherkömmlichen Wertschätzung des Tranks. Bei den Konfirmanden-Umzügen in den Häusern, über die wir Pfarrer so sehr zu klagen haben, ist der Umtrunk nicht so sehr als eine Entweihung, sondern vielmehr als eine Ehrung der heiligen Handlung

---

[1]) Vergl. Bassermann-Jordan, Geschichte des Weinbaus I, S. 196, Fußnote 4.

[2]) Ebersmann, Geschichte von Westhofen, Monzernheim und Blödesheim, S. 69; Brilmayer, Rheinhessen, S. 451.

gedacht. Die Almosenpfleger, die in Westhofen noch üblich sind, pflegten vor dem Abendmahl jedesmal „Weinprobe" zu halten; da es dabei mitunter doch etwas zu ungebührlich zuging, bekommen sie jetzt eine Flasche mit nach Haus. In Jugenheim hat der Balgtreter „das Recht", am Konfirmationstage 1 Schoppen Wein zu beanspruchen, angeblich wegen vermehrter Arbeitsleistung. Pfarrer oder pietistisch gerichtete Kreise, die von der Nachfeier unserer kirchlichen Feste den Restaurationsbetrieb ausschließen möchten, verkennen vollkommen unser Volk und stoßen darum naturgemäß auf Widerstand. Wichtig ist auch, daß der Umtrunk nach alter Weise stets aus einem gemeinsamen Schoppenglase geschah und noch geschieht. Trotz aller hygienischen und ästhetischen Bedenken wollen die Bauern so wenig davon lassen, wie viele Pfarrer vom gemeinsamen Abendmahlskelch. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit kommt dadurch allerdings in treffendster Weise zum Ausdruck. Niemand schließt sich so leicht von dem gemeinsamen Schoppenglase aus, auch der Pfarrer darfs nicht, ohne Anstoß zu erregen.

Trunkenheit von Wein ist in den Augen unserer Leute nicht die allergeringste Schande, solange sie nicht zum wirklich krankhaften Zustande ausartet und andere üble Folgen, namentlich wirtschaftlicher Art, nach sich zieht. In der unbefangensten Weise erzählen sie selbst von ihrem Rausch, wie dies auch in durchaus zutreffender Weise die Dialektdichter zum Ausdruck bringen, oder Volkssprichwörter bekunden, z. B.: „Chaussee und vollgesoffen ist Herr!" (In der Trunkenheit ist der sichere Weg der beste) oder: „Keiner ist ein Herrgott, wenn er vollgesoffen ist!" (um die Ohnmacht im Trunk zu bezeichnen oder eine in demselben begangene Torheit zu entschuldigen). Auch der Pfarrer, der mehr als gut ist dem Bacchus huldigt — und es gab ihrer bis in neuere Zeit, nicht immer bloß vereinzelte — wird im Volksbewußtsein kaum als ein clericus irregularis betrachtet. Darüber wird so leicht keiner verklagt — es sei denn, daß er sich aus einem andern Grunde mißliebig gemacht, und dann geschieht's nicht, weil der Fehler gegen das Gemeindebewußtsein streitet, sondern nur deshalb, weil man bei der Behörde damit auf Erfolg rechnet.

Etwas ganz besonders Geheimnisvolles und Ehrwürdiges ist für den Naturmenschen der Gärungsprozeß, der aus dem süßen Saft der Traube, welcher an sich ebensowenig wie die Traube selbst Reiz für ihn hat, den edlen Wein zu stande bringt. Ein mir bekannter Landwirt fand einmal zur Herbstzeit seinen Knecht

nach längerem Suchen auf der Kellertreppe liegen. Zur Rede gestellt und auf das Gefährliche seiner Lage aufmerksam gemacht, entschuldigte er sich mit den Worten: „Ei, ich hör' aber so gern den neie Wei' gluckse!" Dem neckischen Dämon hatte er sein Opfer gebracht. Ein früherer Taglöhner von mir hatte ein geradezu kindisches Vergnügen daran, wenn er am Ende der Herbstarbeit die Gärspunden auf die Fässer setzen durfte und hätte sich um Alles in der Welt dieses Recht nicht nehmen lassen. „Wann der Moscht in de Fässer anfängt ze gäre, wer da dem Vorsch in die Knuppe fällt, der kummt net ungeruppt dervo! So hot aach der Neie zwei Bekannte von mer am Wickel krie't," lese ich in einer volkstümlichen Herbstbetrachtung der „Wormser Zeitung", die auch von dem „Ingelheimer Anzeiger" mit Wohlbehagen abgedruckt wurde (1907, Nr. 135, II.) und das Empfinden unserer Bauern treffend zum Ausdruck bringt. Man beachte, wie vom Wein dabei gesprochen wird als einem ihresgleichen! In noch drastischerer Weise tat das ein Bauer, von dem mir erzählt wurde, daß ihm der gute 57er zuviel zugesetzt hatte. Da rief er aus: „Du Lausbub! Bischt erscht e paar Woche alt und willscht en alte Mann umschmeiße[1])!"

Auch von der im Jahrgang IX, S. 171, berichteten Feindschaft des Weins mit dem Kohl hat man Beweise, allerdings lediglich aus der Vergangenheit. Es wurde mir erzählt von einem alten Osthofer Friedensrichter aus der Franzosenzeit, der als Original bekannt war und den Wein sehr liebte: in nassen Jahren, wenn die Weinaussichten gering waren, habe er jedesmal, wenn er an einem üppigen Kappesfeld auf seinen Diensttouren vorüberfuhr, aus dem Wagen getreten und zornerfüllt den Häuptern zugerufen: „Tätst de verrecke!"

Das ganze Jahr hindurch ist man auf eine gute Weinernte bedacht und, wie ich bereits früher erwähnte[2]), hat man eine ganze Anzahl Propheten an anderen Pflanzen, die ihren Ausgang vor-

---

[1]) Ähnliche Zwiegespräche mit der Natur kommen übrigens auch sonst oft genug vor; mit dem Vieh und den Pferden, bald in zärtlicher, bald in polternder Weise hat sie wohl jeder schon gehört. Weniger häufig wird sein, was mir einmal eine aus der Stadt kommende Dame hochbelustigt mitteilte, die eine Bäuerin meiner früheren Gemeinde beim Stechen (Umgraben) ihres Feldes ungesehen belauscht hatte und dabei in gewissen Zwischenräumen immer wieder die Verwünschungen über die Sprödigkeit des Bodens in folgender originellen Form zu hören bekam: „Du Brüllochs, ich schaff' mer an der noch alle Knoche im Leib kaput!"

[2]) a. a. O. S. 4.

aussagen. Außer den erwähnten, Epheu und Aron, gehören hierher: Goldlack und Hollunder, Stachel- und Johannisbeere, ferner der Weinbergsalat (Feldsalat, Nüßgen). Wie auf Christi-Himmelfahrtstag das Wetter ist, so ist es auch im Herbst. In ihren besten Jahren, vom 6.—8., stehen die Wingerte „im Hochzeitsstaat.“ Sehr schwer kann sich auch der rechte Bauer vom alten Schrot und Korn von seinem Weine trennen, was übrigens auch auf andere Landesprodukte zutrifft. Wenn er so lange feilscht beim Verkauf und einen möglichst hohen Preis herausschlagen will, so ist dies nicht ausschließlich Geiz, sondern die hohe Wertschätznng des Produktes, das er gezogen und mit saurem Schweiß gewonnen hat, spielt mit. Der Geschäftsmann kann flott verkaufen, dem ist alles Ware, dem Bauer mit nichten! Die Folge davon ist, daß er sehr häufig nicht zur rechten Zeit losschlägt und hernach mit Verlust verkaufen muß. Aber gewitzigt wird er dadurch nicht; das nächste Mal gehts wieder geradeso. Auch das habe ich schon oft genug gehört: „So und soviel muß es gelten; sonst behalte ich es lieber selbst!“ Und damit wird unter Umständen auch Ernst gemacht. Manches verdirbt eher im bäuerlichen Haushalt, als daß es unter dem Preis losgeschlagen wird. Ebensowenig kann man sich entschließen, einen etwaigen Überfluß, der dem Verderben ausgesetzt ist, an Unwürdige oder solche, die es in bäuerlichen Augen sind, zu verschenken[1]).

Gar nicht sehr selten wird von dem Volke der Wein und Weinbau mit dem Heiligsten in Beziehung gebracht, was auch schon

---

[1]) Manche Dinge verkauft ein Bauer überhaupt nicht, so weiß ich einen Ort, wo der Verkauf von Stroh, das allerdings dort sehr rar ist, als Schande gilt. Auch in den Pfarr-Retifikationen früherer Zeiten war es Bestimmung, daß das auf dem Gute erzeugte Stroh, ebenso wie der Dung, nicht mitgenommen und verkauft werden durfte, sondern dem Nachfolger zu überlassen war. Ist doch das Stroh eine heilige Sache, die u. a. auch vor Zauber schützt. Ein Mann, dem sein in das Bahngelände fallender Acker nebst Obstbäumen sehr gut bezahlt worden war, äußerte zu mir, als er die letzteren fällte: „Wenn das mein (verstorbener) Schwiegervater wüßte, (dem das Grundstück vorher gehört hatte), der würde mir mit der Axt um die Ohren schlagen!“ Anderes wird — namentlich im Kleinverkauf — nur unter sehr umständlichen Redensarten hergegeben und stets dabei betont, daß man es „nur aus Gefälligkeit“ hergebe, selbst wenn es doppelt und dreifach bezahlt wird; alle unsere Hausfrauen, die ihre Bedürfnisse kaufen müssen, können davon erzählen. Nicht ohne Grund hat man auf dem Land die Redensart: „Für Geld und gute Wort!“, wie man auch umgekehrt bei der Stadt es als auffällig findet, daß dort für Geld alles zu haben ist und alles Mögliche „fürs Geld“ gemacht wird.

sehr alt ist (vgl. Boos, a. a. O. I, S. 167—69). In der benachbarten bayrischen Pfalz, deren Volkstum mit dem unsrigen die engsten Beziehungen hat, hat man[1]) für Kranz- oder Straußwirtschaften, die ihr Schild an einer langen Stange tragen, die Redensart: „Unser Herrgott streckt den Arm heraus!" Die Rebentränen gelten dort als Heilmittel, das abtropfende Wasser wird deshalb in Gefäßen aufgefangen und verkauft. Die Winzer schnitten eben darum zum Schaden ihrer Herrschaft viel am Holz, um eine möglichst große Menge von jenem Wasser zu erhalten, so bezeugt eine önologische Schrift von 1730[2]).

Die mittelalterliche kirchliche Frömmigkeit hat diese Beziehungen auf das Eifrigste gepflegt, wie zahlreiche erhaltene Kunstwerke bezeugen, nicht immer in der geschmackvollsten Weise[3]). In der Kirche des durch seinen Weinbau berühmten Klosters Eberbach im Rheingau — ebenfalls in unserer nächsten Nachbarschaft — sehen wir auf dem Grabstein eines Grafen von Katzenellenbogen die Mutter Anna auf dem rechten Arm das Jesuskind haltend, dem Maria eine Traube reicht. Und auf dem berühmten Rochusfest in Bingen spielt der Wein, wie allbekannt, bis auf den heutigen Tag eine hervorragende Rolle. Zwar das Traubenblatt unter den Bratwürsten, das Goethe erwähnt, ist seit einigen Jahren auf Grund polizeilichen Verbots verschwunden, und den neuen Frühburgunder trinkt man nur in ganz guten Jahren; aber die in der Festprozession feierlich einhergeführten reifen Trauben veranschaulichen doch aufs Deutlichste allem Volk die große Bedeutung, die die katholische Kirche dem Weinbau allezeit entgegengebracht hat und noch entgegenbringt. Der Zusammenhang mit dem Kulte des Pestheiligen ist dabei allerdings nicht ohne weiteres einleuchtend.

Nach dem Gesagten kann es nicht Wunder nehmen, daß der Bauer durchweg eine Beschäftigung seines Pfarrers oder Lehrers mit Landwirtschaft — und namentlich mit Weinbau — gar nicht ungern sieht. Es tut ihm wohl, wenn man das, was ihm lieb und teuer ist, unsererseits auch ehrt und pflegt. Von diesem Gesichtspunkte aus bedauere ich es, daß die bis vor Kurzem allgemein übliche Bewirtschaftung der Pfarrweinberge neuerdings immer mehr

[1]) Landes- und Volkskunde der bayr. Rheinpfalz 1867, S. 202 zitiert bei Bassermann-Jordan I., S. 135.

[2]) Ebenda S. 186, Fußnote 9, vergl. auch S. 216, Fußnote 1.

[3]) Man vergleiche dazu die Abbildungen in dem eben zitierten Werke S. 266, 269, 272; anmutiger S. 233.

in Abgang kommt und schon jetzt nur noch rudimentär ist. Unsere Vorgänger im Amt, die dazu gezwungen waren, mochten wohl weniger wissenschaftlich gebildete Leute sein, aber sie hatten dafür den großen Vorzug, mitten im Volksleben zu stehen und mit den Anschauungen und Empfindungen der Volksseele vertrauter zu sein. Ich freue mich, in diesem Punkte mit Hesselbacher (Seelsorge auf dem Dorfe, S. 25 f.) übereinzustimmen, kann aber den von ihm geltend gemachten Gegengrund, daß der Betrieb der Landwirtschaft in der Gegenwart zu große Kenntnisse erfordere, nicht für stichhaltig halten. Für das beschränkte Maß, das hier allein in Betracht kommt, habe ich ihn nebst vielen Anderen auch gelernt ohne sonderliche Beanlagung dafür und — wie ich glaube — ohne Benachteiligung anderweitiger wichtigerer Pflichten. Eher will ich zugeben, daß die allerdings vielerorts brennende „Leutefrage" oder der unrentable Ertrag der Weinberge die Bewirtschaftung nicht mehr angezeigt erscheinen läßt.

2. Die Jahreszeiten in Sitte und Brauch.

Wie eng das Leben des Bauern mit der Natur zusammenhängt, zeigt eine Betrachtung der einzelnen Jahreszeiten mit ihren mannigfachen Sitten und Gebräuchen, ihrem Aberglauben, ihren Redensarten und Sprichwörtern. Schon die Zeitbestimmungen des Bauern nehmen fast sämtlich auf das Naturleben mit seiner regelmäßig wiederkehrenden und von selbst die Zeit teilenden Arbeit Bezug, auch da, wo christliche Feste und Kalenderheilige zur genaueren Bestimmung der Zeit herhalten müssen. In meiner Schulzeit war es noch eine Seltenheit, wenn ein Kind seinen Geburtstag nach Tag und Datum nennen konnte; man hörte fast immer, wie jetzt noch bei alten Leuten: auf Weihnachten, im Herbst, in der Ernt', auf Fastnacht, auf Michelstag, auf Kerb, auf Partenheimer, Wolfsheimer Kerb, was natürlich immer nur als ungefähre Zeitbestimmung zu gelten hat. Desgleichen sagt man Jakobs-Zwiebeln, Margaretenbirn, Ernt-Äpfel, Hafer-Braumen (Pflaumen) von solchen Dingen, die um diese außergewöhnliche Zeit reif zu werden pflegen. Ebenso hören die Hühner auf zu legen „wenn der Holler blüht" (heiliger Baum) vgl. Wuttke § 23. Bloß im Winter, wenn keine markanten Feldarbeiten da sind, hört man sagen: „im ersten oder im zweiten Mond" (Januar oder Februar). Seinen eigentlichen Namen zu hören aber bekommen bloß März, April und Mai, und das hat auch seine besonderen Gründe. Am Ersten dieser

drei Monate — nicht bloß des Aprils, wie in der gebildeten Gesellschaft — ist ein allgemeines Necken; der Angeführte wird dann mit „Märzfüll" (Wörrstadt und Wolfsheim), oder — etwas höflicher, aber sicher verderbt — „Märzveiol" = Veilchen (in Jugenheim), Aprilsnarr (allgemein), „Maikalb, Maiochs" (Wörrstadt) oder „Maigans" (Jugenheim) tituliert. Am 1. Mai legen die Kinder in Jugenheim Grünes aus dem Wald vor die Fenster „gegen die Hexen", Maibäume sind auch hier in Westhofen üblich, desgleichen hier, in Wörrstadt und anderwärts Rußstreuen bei Mädchen, die sich vergangen haben. „Mairegen macht groß!" heißt ein Sprichwort in Bingen. Die pfälzische Religionsdeklaration von 1705 kennt in ihrem § 6 ein „Maiglockenziehen", das neben dem Ave-Maria-Läuten als katholischer Brauch erwähnt wird; von beidem werden damals die reformierten Schulmeister befreit, nachdem sie es, ebenso wie das Läuten „bei entstehenden Gewittern" lange genug als schwere Gewissensbelastung empfunden hatten. Näheres darüber ist mir nicht bekannt, auch nicht ob die Bräuche etwa in katholischen Gemeinden noch weiter bestehen.

Von „Herbstmucken", die in der Art der Fastnacht neckische Streiche ausüben, sprach ich schon. Ähnliche Scherze nebst lustigen oder auch schaurigen Erzählungen werden beim Latwergrühren, Birnschälen[1]), Nüssekolden[2]), Zwetschenkernen, Bohnenschneiden, Weinkeltern und bei Metzelsuppen, die sämmtlich in größerer Gesellschaft begangen werden, verübt. Alle diese Veranstaltungen werden immer noch als Feste betrachtet; bei den wichtigeren unter ihnen gibts gut zu essen und bei allen nicht wenig zu trinken. Riehl erwähnt gar — in anderem Zusammenhang —, daß man in der bayrischen Pfalz zur Ernte das beste Leinenzeug anlege.

Auf Metzelsuppen geht es hoch her und früher war es noch mehr der Fall. Mit Vorliebe verlegt man das Schweineschlachten in die Nähe des Weihnachtsfestes oder „zwischen die Jahre"; jeder Metzger ist froh, wenn man sich einen früheren oder späteren Zeitpunkt wählt, weil er sich in dieser Zeit vor Arbeit gar nicht zu helfen weiß. Noch in meiner Kindheit war es nichts Ungewöhnliches, daß man aus solcher Veranlassung schulfrei bekam, selbst wenn man nichts dabei mitzuhelfen hatte, auf „Herbst" gab es dieses sogar in der Realschule. Wie im „Herbst" und an

[1]) Vergl. Bechtolsheimer, Rhein und Donnersberg, S. 45.

[2]) Würth, Aus der Gemeinde und Pfarrei Appenheim, S. 53 und Kappesser, Familien-Erinnerungen aus Engelstadt, I., S. 40.

jedem Samstag Abend, so gibt es auch zum Schlachten Kaffee und selbstgebackenen Kuchen, die Hauptsache aber ist die abendliche „Metzelsuppe", wozu Freunde und Bekannte in großer Zahl eingeladen werden. Dabei hat man, wie bei allen Festlichkeiten, ein feststehendes Menu: bei einer „großen" Metzelsuppe, die aber immer mehr in Abgang kommt, gibts nach der Suppe Rindfleisch mit Meerrettig, weitere Gänge: Schweinebraten, Leber- und Blutwurst mit Kartoffelsalat, Bratwurst mit Rotkraut, zuletzt Kaffee und Kuchen. Nach dem Essen werden dann die Schwänke und Scherze gemacht, wobei der Hausherr und der Metzger, vielleicht auch eine „lustige Person" aus der Gesellschaft die Hauptkosten der Unterhaltung tragen. Eine stehende Redensart über Tisch ist: „Wenn die Würste nicht geraten sind, muß sie der Metzger selbst mit nach Hause nehmen!" Wieviel bei einer Metzelsuppe alten Stils daraufging, mögen folgende Bemerkungen von Metzgern aus verschiedenen Ortschaften zeigen: „Man habe sich noch Bratwürste aus der Nachbarschaft lehnen (= leihen) müssen" und „am andern Morgen nach der Schlacht habe man bei ihm für 20 Pfennig Schmalz geholt." Der Nachbarschaft und allen guten Bekannten und Freunden werden Wurstsuppen ins Haus geschickt, unter Umständen mit Würsten, sicherlich aber kleinen Würstchen für die Kinder. Auch der Pfarrer, der Lehrer, die Schwester bekommen wohl ihr Teil. Beim Empfang ist dann die stehende Redensart: „Wir werdens wieder wettmachen!" Ein Übergehen gilt als Beleidigung. Arme Leute dürfen sich ihre Wurstsuppe holen, dabei wird auch selten mit Schmalz gekargt.

Beim Latwergrühren findet sich hauptsächlich die Weiblichkeit in der Küche zusammen; aber da die Jugend stark vertreten ist, stellen sich selbstverständlich auch Bursche dazu ein und treiben ihr Wesen. Die Scherze, die dabei gemacht werden, sind nicht immer harmlos, namentlich wenn sie auf das Erschrecken der Frauenzimmer angelegt sind. Voraus geht das Zwetschenkernen, wobei man sich, ebenso wie bei den anderen obengenannten Verrichtungen gegenseitig hilft. Auch hier gehts schon lustig zu; Kerne werden ebenso wie die Bohnenschleißen[1]) einem Mädchen, das ausgeblieben ist oder dem man sonst einen Schabernack antun will, vor die Türe geworfen. Ob die Latwerge gar ist, prüft man an einem Schüsselchen, das damit umgekehrt über den Kessel gehalten

[1]) Vergl. auch Riehl, Pfälzer, S. 268.

wird; tröpfelt nichts mehr ab, so kann sie ausgeschöpft werden. Dann wird wohl ein Kind, das den Witz noch nicht kennt, ins Nachbarhaus geschickt, um dazu den „blechernen Ärmel" oder das „Latwergleiterchen" zu holen, und kommt von dort, mit Spott überhäuft, weinend zurück, was unbändige Heiterkeit hervorruft, ebenso wie bei dem Schlachtfest das „Anmessen" der Würstchen durch den Metzger. Dieses geschieht stets mit einer großen Blutwurst, die dem Neugierigen wider die Backe geschlagen wird und natürlich sichtbare Spuren hinterläßt. Diese Bräuche stehen mit all jenen zahlreichen Fällen vom Hänseln der in einen Kreis neu Eintretenden auf gleicher Stufe.

Andere Tage für den Mummenschanz sind der Niklas-Tag (6. Dezember) und überhaupt die Zeit von da bis Weihnachten, wo die Niklase, zuweilen in Begleitung des Christkindchens, in die Häuser ziehen und ihre Sprüche aufsagen oder Lieder singen. Reste davon hat man auch in der Stadt, so werden z. B. in Mainz auf den genannten Tag gebackene Niklasse verkauft und ebenso wie in Worms von Vereinen Niklas-Feste veranstaltet. Am „Bündelchestag" (3. Weihnachtsfeiertag) [1]) trug früher in Jugenheim die Magd, die ihren Platz wechselte, bändergeschmückt ihre Lade auf dem Kopfe über die Straße zur neuen Herrschaft, die anderen Mädchen zogen singend hinterdrein. Abends gehts jetzt noch bei Glühwein lustig zu. Der Tag hat aber nicht für die Mägde allein Bedeutung, er wird auch von anderen Leuten mitgefeiert. Pfarrer Wilhelm Kappesser (gestorben in Fußgönnheim, bayr. Pfalz 1882) erzählt aus seiner Jugend Anfang der dreißiger Jahre von Jugenheim: „An Weihnachten [2]) wurde in Engelstadt bei den Großeltern das Christkindchen geholt; am dritten Feiertag gings wieder dahin mit Vater (dem Pfarrer) an der Spitze; da wurde denn überall bei den Verwandten der „Bündel gerückt" [3]), wobei es an Kuchen und Nüssen und neuem Wein nicht fehlte [4])." In dem beiden Orten benachbarten Partenheim kennt man aber, wie mir eine sehr alte Frau erzählte, die Feier des Bündelchestages nicht, sondern hält statt

[1]) S. den früheren Aufsatz S. 6.

[2]) Bescherung am 1. Weihnachtsfeiertag (in der Frühe) statt des am heiligen Abend war noch in meiner Kindheit auch zu Wörrstadt in vielen Häusern üblich.

[3]) Den Ausdruck „Bündel rücken" habe ich selbst noch nicht gehört; eine ähnliche Formel für Gaben heischen: „Tisch rücken" bei Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit III, S. 321.

[4]) Vgl. Kappessers Familienerinnerungen I, S. 40.

dessen die Zusammenkünfte in den Häusern mit Glühwein auf Pfingsten, was auch in Wörrstadt der Brauch ist.

Daß „Ernteschluß" mit Gesang begangen wird[1]) oder daß das letzte Ladfaß bekränzt nach Hause kommt, wird immer größere Seltenheit. Unsere großen Gutsbesitzer veranstalten neuerdings unter sich in der Stadt eine sog. „Sichelhenk", oder einen „Winzerzug durch's Ort", die jedoch kaum zu dem Volkstümlichen gehören dürften.

Ein Erntefest in seinem letzten Ursprung[2]) ist auch die Kirchweih, der Höhepunkt der ländlichen Freuden, hier „Kerb" genannt; in den sehr zahlreichen Marktflecken der Provinz vertritt der etwas mehr oder weniger großartig angelegte „Markt" ihre Stelle. Wie spätere Darlegungen zeigen werden, hat die mittelalterliche Kirche sehr gut das vorgefundene alljährlich wiederkehrende Volksfest ihren Zwecken dienstbar zu machen verstanden. In der neueren Zeit und wohl schon seit sehr lange ist aber jeder Zusammenhang mit der Kirche geschwunden. Im Gegenteil: die Bauern betrachten die Tage als „ihr" Fest, zu dem eigentlich Kirche und Pfarrer nicht viel zu sagen haben. Man freut sich wohl, wenn der Pfarrer mit seiner Familie auch hieran teilnimmt; aber das Gotteshaus ist an keinem Sonntag im Jahr — selbst die „Arbeits"-Sonntage kaum abgerechnet — so leer wie an der der Kirchweih. Bechtolsheimers Roman „Zwischen Rhein und Donnersberg" S. 8 schildert uns zwar aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts das Gegenteil; es wäre mir interessant zu wissen, worauf diese Darstellung sich gründet. Jedenfalls gibt die Gegenwart dazu nicht das geringste Recht; ich kann mir es auch nicht denken, daß es unmittelbar nach der französischen Revolution, wo soviel alte gute Sitte in Rheinhessen unterging, anders gewesen sei. Umgekehrt glaube ich auch nicht, daß in der Pfalz die Kirchweihen jemals abgestellt gewesen oder mit minderem „Pomp" begangen worden sind, wie dieses ein Artikel der „Darmstädter Ztg.", 1909, Nr. 107, Beilage, annimmt. Jedenfalls war's dann nur vorübergehend und der Not gehorchend. In Kurhessen gibts heute noch Gegenden, wo nur alle Dezennien eine Kirchweih gefeiert wird, aber ein rheinhessisches Dorf und ein rheinhessischer Bauer, groß und klein, ist gar nicht zu denken ohne „Kerb". Und gründlich wird sie gefeiert — das muß man sagen — soweit Nachrichten vorliegen; bis ins 18. Jahrhundert, war's schon immer so! Über-

[1]) Vgl. Würth, a. a. O. S. 53.

[2]) Über die Literatur vgl. Schulte's Aufsatz in diesen Blättern, I, S. 66.

reichliche Mahlzeiten und Tanz, Zusammenkunft der ganzen Sippe von Nah und Fern, die Herbeiziehung aller möglichen Freunde und Bekannten, Freigebigkeit an Eßwaaren, namentlich an Kuchen gegenüber den in Menge herbeiziehenden Bettlern sind ihre hervorstechendsten Kennzeichen. Zum Beweis der Fülle der Lebensmittel, die die Kerb verschlingt und die in gar keinem Verhältnis steht zu dem wirklichen Bedürfnis und noch viel weniger zu der finanziellen Leistungsfähigkeit der Leute, seien folgende Daten genannt. Ein Kleinbäuerlein, das mit Kühen fährt und sich zwar anständig, aber doch mühsam durchschlägt, äußerte zu mir einmal so nebenher als etwas ganz Selbstverständliches: „Ja, wenn man beim Juden auf Kerb zehn Pfund Rindfleisch bestellt, bringt er einem doch zwölf!" Dabei ist Schweinefleisch, Kotelett, Bratwurst, die doch natürlich auch eine Rolle spielen und nicht selten durch eigene Schlachtung beschafft werden, noch nicht in Betracht gezogen! In dem Tagebuch eines Jugenheimer kleinen Schreiners finde ich für 1816, also das Hungerjahr, angegeben: Kerbefleisch bei einem Metzger 7 Pfund, beim andern $18^3/_4$, dazu noch $2^3/_4$ Pfund Kalbfleisch. Schon im Jahre 1780 gingen nach einer Notiz des Pfarrers, obwohl der größte Teil der Gemeinde „von mittelmäßigem Vermögen" war, ein bis zwei Ochsen, drei und mehr Kühe, zirka dreißig Kälber und viel Kuchen drauf. Groß war und ist auch die Verschwendung der Dienstboten, die für ihr Essen und (normales) Trinken doch eigentlich nicht zu sorgen brauchen: ein Knecht im Anfang des 19. Jahrhunderts, der damals jährlich $28^1/_2$ Gulden verdiente, verbrauchte davon ein Sechstel bis ein Fünftel zur Kerb und Nachkerb. Der Tanz war im 18. Jahrhundert allerdings durch Polizei- und Kirchenordnungen eingeschränkt, namentlich am Sonntag. Jetzt wird ihm fast ausnahmslos drei Tage lang gehuldigt. Das Aufrichten des mit Bändern geschmückten Kirchweihbaumes, das Abholen und Begraben der Kerb (vergl. Bechtolsheimer a. a. O. S. 1) ist jetzt nur noch wenigen Orts Brauch, doch können sich noch recht viele daran erinnern. Manche Orte, wie z. B. Monzernheim hatten bis ins 19. Jahrhundert hinein — „ehe die Vereinsfeste aufkamen" auch noch eine „Maikerb", die jedoch nur einen Tag dauerte[1]) — Andere, wie Elsheim und Sulzheim haben ihre einzige Kirchweih im Mai, Jugenheim bis vor Kurzem nach Frohnleichnam. Das sind unzweifelhaft Reste alter Frühlingsfeiern. Eine dritte Besonderheit ist die „Kirschenkerb" zu Bubenheim am Ende der

[1]) Schulte a. a. O. S. 67.

Kirschenzeit, die dort — eine Spezialität des Ortes! — reiche Ernte bringt. Dieses ist der einzige mir bekannte rheinhessische Ort, der jetzt noch zwei Kirchweihfeiern hat.

Von welcher Bedeutung unser Fest für das Leben des Landbewohners ist, mag die Redensart bezeugen, die die Geltung eines Sprichworts hat: „Man red't von der Kerb und red't von der Kerb, uff amol is se do!" (Eintreffen eines lange vorausgesehenen Ereignisses.)[1])

Außer diesen Festzeiten des Naturjahres haben aber nun auch einige christliche Festzeiten eigentümliche Zeichen heidnischer Vergangenheit.

Von Fastnacht will ich nur das sagen, daß sie trotz allen Gegensatzes gegen den Katholizismus mehr als anderwärts begangen wird. Das läßt sich wohl nicht allein aus dem Vordringen städtischer Fastnachtsbräuche auf das Land erklären, obwohl dies, namentlich in der Nähe der Städte, stark mitspricht. Neujahr ist der altherkömmliche Termin für das Beschenken der Patenkinder; diese müssen sich ihre Geschenke holen. Welcher Art sie sind, das sagt ihr Verslein:

„Prof't Neujohr!
E Bretzel wie e Scheuertor!
E' Lebkuche wie e Ofeplatt'
Do wer'n mer all mi'nanner satt!"

Beim Neujahrsanwünschen ist die Hauptsache, daß man es seinen Freunden „abgewinnt", d. h. mit dem Glückwunsch zuerst kommt, wie es früher übrigens auch bei anderen Gelegenheiten der Fall war, so z. B. bei Kaufleuten auf den Messen (vgl. Freytag, Bilder II, S. 215.) Auch bei Hochzeiten muß ein derartiger Wettlauf um den ersten Glückwunsch üblich gewesen sein; in der Jugenheimer Kirche kam es in den 1760er Jahren darüber zu Unordnungen, weshalb der Pfarrer das Recht zum ersten Glückwunsch für sich in Anspruch nahm.

Lichtmeß steht, wie wir schon früher[2]) hörten, mit dem Spinnen im engsten Zusammenhang. Jedes Mädchen mußte da seinen Rocken bis zum letzten Faden abgesponnen haben, sonst blieb es das ganze Jahr über ungeliebt und ungefreit (vgl. Ingelh. Anz. 1906, Nr. 13.) Seit dem Wegfall des Spinnens kommt letzteres natürlich

[1]) Vergl. auch Wochenbeilage der „Darmst. Ztg.", IV., S. 174. Ähnlich in Gotthelf, Uli der Knecht von der Fastnacht.

[2]) Hess. Bl. IV, 6.

nie mehr vor. In Wöllstein war die Abhörung der Gemeinderechnung alljährlich zwischen Lichtmeß und Fastnacht vorgeschrieben [1]).

Auf Ostern gibts, wie überall, Eier zu Geschenken, für die Patenkinder sogar sehr viele. Braven Kindern legt aber auch schon der „Palmenhas", wie denn dieser Sonntag auch direkt „Palm-Ostern" heißt. Die Charwoche steht ganz allgemein im Verdacht, daß sie schlechtes Wetter bringt, eine Meinung, die man auch an der Bergstraße und in Oberhessen teilt.

Wie „Pfingsten gehalten" wird, so war auch ehemals das „Himmelfahrthalten" üblich „mit wilden Gelagen", was jetzt in Abgang gekommen zu sein scheint. Der Pfarrer von Stadecken klagt darüber im Protokollbuch von 1834, konnte jedoch den Begriff und Ursprung davon nicht ermitteln.

Im 18. Jahrhundert machte der mainzischen Regierung ein ähnlicher Unfug am Frohnleichnamstage Schmerzen. Am Nachmittage dieses Tages hatten sich in Wöllstein etliche von den Schützen und Sängern zum Saufen begeben und bis in die Nacht mit dem kleinen Gewehr geschossen, woraus großes Unglück hätte entstehen können. Der Amtmann zu Neu-Bamberg soll darum mit dem katholischen Pastor überlegen, daß das Schießen mit dem kleinen Gewehr abgestellt und vorgedachten Leuten kein Wein mehr gegeben werde, wodurch der große Feiertag nur entheiligt wird [2]). Es hängt dieses alles vielleicht noch mit der Wertung des Donnerstags als eines heiligen Tages der alten Germanen zusammen, die auch in christlicher Zeit noch lange ihre Geltung bewahrte. Von Bischof Burchard von Worms (11. Jahrhundert) und anderen Zeugen [3]) erfahren wir, daß dem Donar „der fünfte Tag geheiligt war, daß an diesem Tage nichts getan werden durfte, daß man ihm Opfer brachte und daß die dazu geeignete Zeit in den Mai fiel". In der Stadt Kreuznach wurde noch am Ende des 17. Jahrhunderts (1696) neben den Sonntagen regelmäßig Donnerstag Morgens um 8 Uhr Gottesdienst gehalten [4]) und wenn sich unsere Bauern heute noch zum Mittagessen frisches Fleisch (Rindfleisch) gönnen, so ist's Sonntags und — Donnerstags! (Vgl. auch Hess. Bl. f. Volkskunde IX, S. 187.)

---

[1]) Rezeß zwischen Nassau und Mainz von 1733 im Darmstädter Archiv.

[2]) Kur-mainzische Religions-Deklaration von 1721 im Wöllsteiner Pfarr-Archiv. — [3]) Vgl. Mogk, Germanische Mythologie [2] S. 354 f.

[4]) Altes Korrespondenzbuch der reform. Inspektion bei den Wöllsteiner Pfarrakten.

3. Hausbau und Grunderwerb.

Außer den Hauptereignissen des menschlichen Lebens, die ja auch die christliche Kirche durch Feier heiligt, hat das bäuerliche Dasein noch eine Reihe anderer, die durch alte Gebräuche und alten Volksglauben ausgezeichnet sind. Dahin gehört der Hausbau[1]). Über die Bedeutung des Hauses für das Familienleben ist wohl nichts nötig zu sagen; staatliche Bauten, Fabriken, Warenhäuser u. dgl. werden ja auch noch immer durch besondere Feiern unter Beobachtung bestimmter Bräuche — man denke an die drei Hammerschläge! — begonnen und eingeweiht, bei ihren eigenen Häusern, Schulhäusern, Rettungshäusern u. dgl. wirkt auch die Kirche mit. Beim Wohnungsbau auf dem Lande hat wohl jeder schon den mit Bändern und Taschentüchern geschmückten Baum, der beim Aufschlagen des Gebälks herausgehängt wird, gesehen. Dabei gibt's eine Festlichkeit für die Handwerksleute mit Trunk und Trinkgeld, wobei es fröhlich zugeht. Ehemals waren auch lustige Richtsprüche üblich, davon hört man jetzt selten etwas. Der Spruch eines Zimmergesellen bei einem Kirchbau im 18. Jahrhundert lautete etwa so (nach dem Gedächtnis zitiert):

„Ihr seht, verehrte Leut', hier meine Kunst!
Hätt' ich aller Jungfrauen Gunst
Und aller Gelehrten Witz,
So wollt' ich bau'n einen Kirchturm auf einer Nadelspitz."

Mit dem Richtspruch ist auch in Abgang gekommen das frühere Herunterwerfen eines ausgetrunkenen Glases (oder auch eines Kruges) aus der Höhe. Bleiben diese ganz, so bedeutet es Glück für das Haus[2]). Der Krug vom Jugenheimer Kirchturm aus dem Jahre 1756, der in den Brennesseln weich gefallen war, wird heute noch in einem Privathause als Heiligtum aufbewahrt und ist um keinen Preis verkäuflich; das ebenfalls ganz gebliebene Glas ist leider vor einigen Jahren in die Brüche gegangen. Ehemals wurden beide auch von dem Besitzer benutzt. Eine andere Sitte, die ich sonst nirgends bezeugt sehe, das Aufmauern von Krug und Glas auf der Dachfirst, habe ich in Stadecken gefunden. Als ich das sah, wunderte ich mich, daß beides nicht ein prächtiges Zielobjekt für die Steinwürfe der Dorfjugend abgab; aber man versicherte mir, das sei nicht im Geringsten zu befürchten. Ein Haus — und wenn es noch so dürftig ist, wenn es vollständig

---

[1]) Vgl. darüber auch diese Blätter IX, S. 190; Dorfkirche, IV, S. 146.
[2]) Wuttke § 290.

überschuldet ist, gilt in den eigentlichen Bauerngemeinden selbst dem ärmsten Mann als selbstverständlicher Besitz[1]). Wer in Miete wohnt, wird als Leichtfuß und schlechter Familienvater betrachtet und muß das oft genug hören. Ebenso nimmt auch niemand ohne Not Mieter auf. Die größte Scheu herrscht vor einer Miete im Gemeindehaus — und wenn es das allerbeste wäre! Man möge den Widerstand der Gemeinderäte gegen den Bau oder Ankauf von zur Miete bestimmten Gebäuden von diesem Gesichtspunkt aus verstehen! Auch beim Hausbau trat ehedem und tritt noch mitunter heutzutage die Hilfe der übrigen Gemeindeglieder, namentlich der Nachbarn, ein mit unentgeltlichen Fuhren; bloß Verköstigung und Trunk haben sie zu beanspruchen. In gleicher Weise halfen und helfen noch die Nachbargemeinden bei öffentlichen, namentlich Kirchbauten, mit; doch ist dies in Abgang! Unentgeltliche Fuhrdienste aus der eigenen Gemeinde sind dagegen bei solcher Gelegenheit nicht ungewöhnlich; ebenso Geschenke und Stiftungen, auch von unkirchlichen Leuten. Die Renommiersucht — namentlich wenn der Name an das Fenster oder auf die Glocke kommt — spricht dabei natürlich mit. Aber immerhin ist man stolz auf das eigene Gotteshaus; es ist und bleibt doch immer das Heiligtum des Orts[2]).

Die alte Wertschätzung des Eigentums, namentlich bei Grundbesitz, erklärt es, daß bei dessen Übergang in andere Hände noch bis in die neueste Zeit eigentümliche, sicher alte kultische Bräuche bestanden. Dahin gehört schon der bei der Versteigerung so gut wie bei der Grundsteinlegung vorkommende Hammer[3]).

Die Versteigerung, bei „brennender Kerze", die bis 1900 üblich war, ist gewiß noch vielen von uns in Erinnerung[4]). Ob die gleichfalls von Würth erwähnte Sitte, daß diejenigen, die das vorletzte Gebot abgaben, einen „Freiweck" erhielten, wie dieser meint, erst nach dem 30jährigen Krieg zur Erhöhung der Güterpreise aufgekommen ist, vermag ich nicht zu sagen. Erinnerungen an sie sind jedenfalls noch vorhanden, wenn auch mehr in Gestalt eines

---

[1]) Vgl. auch Freytag, Bilder III, 233.

[2]) Noch höher allerdings steht mitunter „der freie Himmel". Eide unter freiem Himmel, wogegen im 11. Jahrhundert der Bischof Burkard von Worms polemisiert, (vgl. Boos, a. a. O. I, 46 f.) werden noch immer geleistet. Eine alte Frau erzählte mir, daß sie mit einem solchen ihrem Pfarrer, der sie geärgert hatte, den Besuch des Gottesdienstes aufgesagt habe.

[3]) Mogk, a. a. O. § 364.

[4]) Würth, a. a. O. S. 36; Freytag, Bilder III, S. 336.

baren Trinkgelds, als eines Wecks. Bei Besitzwechsel („Winkuff") war seit alten Zeiten eine jetzt in Abgang gekommene Abgabe üblich, die stets als „Gottespfennig" bezeichnet wird und ins Almosen floß; in Westhofen z. B. 5½ Albus von 100 Gulden[1]). Auf gleicher Stufe stehen noch unsere „Büchsengelder" von Taufen und Trauungen. Sie alle genossen sicher gleiche Heilighaltung, wie jetzt noch die Opferpfennige aus dem Sonntagsgottesdienst[2]).

Eine eigentümliche, jetzt nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung für Versteigerung ist mir bei der ältesten Frau in Jugenheim (geb. 1814) aufgefallen: „Es kommt auf den Stecken."

4. Sagen aus Rheinhessen.

Die Zahl der rheinhessischen Sagen und Gespenstergeschichten kann noch um einige vermehrt werden, die zwar sämtlich schon gedruckt sind, aber an so verborgener Stelle und so zerstreut, daß sich eine Wiedergabe wohl verlohnt.

1. Die Mordkammer und der Blutberg zu Weinheim bei Alzey[3]). Zur Zeit des Hunneneinfalls flüchteten sich die Bewohner der Wormser und Alzeyer Gegend nach dem Donnersberg; in einem verschanzten Lager in der Nähe von Weinheim wurden sie alle von den Hunnen ermordet; daher hat die Schlucht ihren Namen. Wenn der Sturm durch die Wälder braust, hört man die Wehrufe und das Heulen der Umgekommenen. Zu derselben Zeit erlitten Bischof Aureus von Mainz und seine Schwester Justina[4]) in der Klosterkirche zu Dalsheim den Märtyrertod, ebenso fielen viele Priester und Glaubensbrüder zwischen Selz- und Donnersberg der Wut der Hunnen zum Opfer.

2. Gleichfalls eine Märtyrerlegende ist die vom hl. Blutberg[5]); sogar eine Jahreszahl spielt darin eine Rolle: 746 ließ

---

[1]) Ebersmann, S. 16.

[2]) Ich weiß einen Fall, wo es großes Aufsehen erregte, als der Kirchendiener diese — statt beim Rechner abzuliefern — im Wirtshaus vertrank, obwohl die Gemeinde nicht zu Schaden kam, da er sich den Betrag von seinem Gehalte abziehen ließ. Ein anderes Mal kam ein älterer Mann mit zorngerötetem Gesicht atemlos vor Erregung zu mir und beschwerte sich über die Schmach, die ihm der Kirchendiener angetan, der mit dem Klingelbeutel aus Unachtsamkeit an ihm vorübergegangen war und ihn so der Möglichkeit beraubt hatte, seinen Pfennig zu opfern.

[3]) Von Lehrer Eß zu Klein-Linden, gebürtig aus Weinheim, veröffentlicht in der „Alzeyer Zeitung" (Jahrg. 54, Nr. 205).

[4]) Über die Namen vgl. auch Brilmayer, Rheinhessen, S. 281.

[5]) An derselben Stelle wie Nr. 1 abgedruckt.

Bonifacius zum Gedächtnis der von den Heiden niedergemetzelten Christen die Kapelle „Zum heiligen Blut“ erbauen, der Abhang wurde mit Reben bepflanzt und noch heute wächst dort ein guter Wein, der „Heilige-Blutberger“ heißt. Eine Villa führt den gleichen Namen „Heiligenblut“ und besitzt in einem Nebengang die lebensgroßen Standbilder der 12 Apostel und ein kapellenähnliches Weinberghäuschen.

3. Romantisch ist die Geschichte von der verschwundenen Burg Windberg[1]) auf einem Basaltkegel zwischen Weinheim und Offenheim. Sie war von der Witwe des Ritters Henko bewohnt. Ihr Sohn Idomir liebte die Tochter eines Alzeyer Ritters, die schöne Hedda, mit Gegenliebe. Allein der Vater hatte sie dem Ritter Eckhard zu Neu-Bamberg verlobt. Bei einem Stelldichein in dem Gehölze zu Erlenbusch vor den Toren Alzeys, das die Mutter widerraten hatte, weil das Käuzlein klagte und der Uhu schrie, fielen beide Liebende unter den wütenden Streichen Eckhards und wurden auf Idomirs Wunsch an der Mordstätte begraben. Ein mächtiges Sandsteinkreuz bezeichnete den Ort bis zu dem Bauernkriege. In sturmbewegter Nacht will man heute noch vom Windberge her das Klagen der nach ihrem Sohn ausschauenden Mutter vernehmen. Von der Burg sind noch einige spärliche Trümmer vorhanden, sie gehörte dem Grafen von Sporheim, später trug das Geschlecht von Löwenstein oder von Landeck sie zu Lehen.

4. Eine neue sinnige Sage von der turmlosen, auf der Höhe stehenden, weithin sichtbaren Kirche zu Udenheim, die sicher ein uraltes Heiligtum ist, und von der ich bereits erzählte (früherer Aufsatz S. 11), ist ebenfalls von Herrn Lehrer Eß in der „Darmstädter Zeitung“ und „Landskrone“ veröffentlicht worden, meines Wissens zum ersten Male. Darnach lebten vor langer Zeit in Rheinhessen drei reiche Schwestern, die sich innig liebten und den gemeinsamen Wunsch hatten, ledig zu bleiben. Da ihre Güter mehr wurden, trennten sie sich; aber jede wollte auf einem benachbarten Hügel eine Kirche mit Turm erbauen. Vor der Teilung des Gutes erblindete jedoch die eine Schwester, und die anderen betrogen sie, indem sie beim Verteilen des Geldes in Scheffeln den Scheffel umstülpten und ihr nur den niedrigen Boden füllten. Trotzdem entfiel auf ihren Anteil noch soviel, daß sie die gelobte Kirche bauen konnte, den Turm aber ließ sie als unnütz weg. Die beiden

---

[1]) Derselbe in Oppenheimer „Landskrone“. 25. August 1905, 2. Blatt.

Schwestern bauten auf dem Petersberg bei Odernheim und dem Nazariusberg bei Mommenheim Kirchen. Der Erblindeten Fluch ist jedoch an den Kirchen der Schwestern in Erfüllung gegangen, sie verschwanden in den Zeiten Napoleons, Mauerreste der Nazariuskirche sind noch vorhanden, die Fundamente der Kirche auf dem Petersberg wurden vor wenigen Jahren abgetragen, aber die Kirche der Blinden steht noch.

5. Die früher erwähnte Sage vom „Langen Stein"[1]) hat der kürzlich verstorbene Lehrer Ferber in Wörrstadt ausführlich erzählt[2]). Vor der Ausgrabung im Jahre 1883 war man der Meinung, der Stein stecke so tief in der Erde, daß niemand sein Ende ergründe könne; diese Vermutung, daß man wenigstens sehr tief zu graben habe bis zu seinem Fuße, die sich als falsch erwies, war auch die Ursache des damaligen Unglücks. In jenem Aufsatz wird noch erwähnt, daß nach einem im Königl. Reichsarchiv zu Münster befindlichen Aktenstück vom Jahre 1274 damals der „Lange Stein" Gerichts- und Malstätte für das dem Rheingrafen zustehende Landding gewesen sei. Die von Brilmayer[3]) erwähnte Bezeichnung „Teufelsstein" habe ich noch nicht gehört und auch Ferber führt sie nicht an. Vielleicht ist es eine Verwechslung mit der in der Nähe befindlichen „Teufelsschüssel", die nach Ferber auch „Katzenschüssel" hieß. Sie wurde vom Besitzer des Feldes ausgegraben und zum Neubau eines Stalles verwandt. „Lange Steine" — teilweise mit derselben Bezeichnung — finden sich übrigens auch mehrfach in der bayerischen Pfalz, so bei St. Jngbert[4]), beim Stahlberg am Donnersberg[5]); bei Rentrisch (Spilstein oder Großer Stein)[6]), bei Blieskastel (Gollarstein)[7]). Die bei Heuser — und auch sonst früher — ausgesprochene Vermutung, daß es Grenzsteine gewesen seien, ist sehr unsicher; die Herkunft dieser Steine ist noch durchaus unaufgeklärt.

6. Gleich der Udenheimer und ihren Schwesterkirchen ist auch die einsam auf freiem Felde stehende Böller-Kirche bei Eckelsheim, von der in späterem Zusammenhang noch die Rede sein wird,

---

[1]) Früherer Aufsatz S. 11.

[2]) Rheinhess. Landeszeitung 1905, Nrn. 56—58. Vgl. auch Freytag, Bilder II, 2, 351.

[3]) S. 361.

[4]) Heusers Neuer Pfalzführer III, S. 117.

[5]) Ebenda, S. 53.

[6]) Ruppersberg, Geschichte von Saarbrücken I., S. 6.

[7]) Heuser a. a. O., S. 108.

von Sage und Gespensterglauben des Volkes reich umwoben. Bechtolsheimer[1]) erzählt uns von dem Hasselmüller, der daselbst ohne Kopf umgeht, weil er einen Prozeßgegner in der Kirche mit dem schweren Altarkreuz erschlagen.

7. Eine Sage von vergrabenen Klosterschätzen und einem Klosterfräulein in dem „Klausengarten" zu Wöllstein erzählt Amtsrichter J. Keller in seiner „Chronik von Wöllstein", Festschrift zur Einweihung der dortigen katholischen Pfarrkirche[2]). Da das Büchlein im Buchhandel zu haben ist[3]), kann ich mich auf den Hinweis beschränken. Sagen von untergegangenen Klöstern[4]), unterirdischen Verbindungsgängen von und zu solchen, vergrabenen Schätzen u. dgl. kommen übrigens an vielen Orten vor; aber meist sind es nur schwache Reminiszenzen, die dem gegenwärtigen Geschlecht geblieben sind.

8. Endlich dürfen hier wohl noch zwei Erzählungen angeführt werden, die in das Gebiet volkstümlicher Erklärung unverstandener Bräuche, Meinungen und Redensarten gehören[5]). Kleine Kinder kommen bekanntlich überall aus den „Bornen" oder „Brünnchen", in Westhofen aus dem sogenannten „Brunnenstübchen". Dieser Glaube wird vom Volksmund auf folgenden angeblichen Vorfall zurückgeführt: In alten Zeiten, als in Westhofen noch Messe gehalten wurde — der Flecken ist früher offenbar einmal Stadt gewesen — seien Meßleute aus Kreuznach hier gewesen. Auf der Heimfahrt sei eine Frau an der Brunnenstube niedergekommen. Dadurch sei die Meinung aufgekommen, dort wären die kleinen Kinder zu Hause. — Die Ober-Hilbersheimer Glocken heißen in Jugenheim die „Dreckglocken", wahrscheinlich weil, wenn sie gehört werden, Regen im Anzug ist. Nach einer Sage aber sollen es die Jugenheimer Glocken sein, die einstmals von den Franzosen geraubt und im Dreck vergraben wurden, später aber in den Besitz der Ober-Hilbersheimer kamen.

Ein Raub Jugenheimer Glocken durch die Franzosen im Orléansschen Erbfolgekrieg ist bezeugte Tatsache; daß sie aber nach Ober-Hilbersheim gekommen seien, ist nicht anzunehmen, sicher nicht in die beiden jetzigen neuerbauten Kirchen.

---

[1]) a. a. O., S. 49 f. — [2]) S. 28 f.

[3]) Viernheim, Verlagsanstalt „Hassia", 1908.

[4]) So z. B. von einem Haus bei der Kirche in Ingelheim, beim Friedhof von Eckelsheim. — [5]) Vgl. darüber auch K. Helm in diesen Blättern VI, 196.



Kleine Mitteilungen.

Johann Ellingers Hexen-Coppel, die ‚Agnus dei' und ‚Bibelamulette'.

Von der wohl ziemlich selten[1]) gewordenen Hexen-Coppel des Magisters Joh. Ellinger von Arheiligen (s. unten S. 61) besitzt auch die Gießener Universitätsbibliothek ein Exemplar. Der volle Titel ist darnach: Hexen-Coppel / das ist Uhralte Ankunfft vnd große Zunfft der Unholdseligen Unholden oder Hexen, welche in einer Coppel von einem gantzen Dutzet auff die Schaw vnd Musterung geführet und sampt etlichen nothwendigen Fragen und Antworten den Zauberhandel vnd das Hellische Hoffgesinde betreffendt zu erkennen gegeben werden allen unpassionirten unaffectionirten vnd unmitinteressirten Patriotis durch M. Johannem Ellingerum Diaconum Arheilgensem. Exod. 22, v. 18: die Zauberin soltu nicht leben lassen. Getruckt in Verlag Johann Carl Vnckels, Buchhändlers zu Franckfurt am Mayn, Anno MDCXXIX.

Ellingers Stellung zur Behandlung der Hexen ist schon durch das Motto klar gekennzeichnet. Er wendet sich zwar entschieden gegen jene, die bei jedem geringsten Verdacht auf Hexerei den Feuertod auf dem Scheiterhaufen verlangen (Dedicatio S. 1 f.), da diese „in excessu pecciren und der Sachen gar zu viel thun," ebensosehr aber gegen jene, die die Ansicht vertreten, man solle „die Sach Gott befehlen, der werde am jüngsten Gericht wol wissen durch seine Englische Schnitter das Unkraut von dem Weitzen zu sondern, in Bündlein binden und mit ewigem Fewer im Höllischen Fewerofen zu verbrennen etc. und was der Hexenpatronen Außflüchte und Außrede mehr sind." Bei wirklich nachgewiesener Hexerei ist ihm die Todesstrafe etwas selbstverständliches. In Cap. XXIII stellt er die Bibelstellen gegen die Hexen und Zauberer zusammen und zieht daraus S. 55 den kurzen Schluß: „Wolan ist dem nun also und soll auch in Ewigkeit also bleiben, daß Gott die Hexen und Zauberer durch die Obrigkeit will getötet haben."

Die Volkskunde gewinnt aus dem Traktat im übrigen nur geringe Ausbeute, da er sich vorwiegend in allgemeinen Erörterungen bewegt und die Beispiele meist der antiken Literatur und der Bibel entnimmt. So kommt die eigene Zeit Ellingers, derentwegen er doch seine Schrift verfaßt, zu kurz — er hat wohl absichtlich, um nicht selbst zur weiteren Verbreitung dieser Dinge beizutragen, sich solche Beschränkung auferlegt. Nur einiges wenige an Detail gibt er, und zwar im wesentlichen solches, was er nicht bei seinen Glaubensgenossen sondern bei den Katholiken vorfinden konnte. S. 9 heißt es: „Was für Abgötterey im Bapstumb mit Beschwerung fast der edelsten Creaturen Gottes getrieben wird, ist ohne Noth hier zuerzehlen, ligt gnungsam am Tag. Man betrachte nur ihre Agnos Dei, die Johannis Evangelia, welche wider Donner, Gewitter und Gespenst gut seyn sollen: Item die Brevia, welche sie an Herrn Auffahrtstag unter der Lection des Evangelji und Celebration der Messe schreiben und weihen, von welcher Brevien Krafft und Tugendt also

[1]) Goedecke, Grundriß der deutschen Dichtung verzeichnet sie nicht.

gemeldet wird: ‚quicunque super se portaverit istud breve non periclitabitur'. Das ist:

Wer dieses Breve, mich recht wol versteh,
wird bey sich haben, stets bei sich tragen,
den soll seyn Tage, kein Unglück plagen.

sintemal in solche **Brevia quidam Characteres, verba inusitata et nomina Dei ineffabilia** eingeflickt werden."

Die hier genannten ‚Agnus Dei' sind geweihte Wachsstücke, welche mit einem Siegel in Gestalt eines Agnus Dei versehen und an die Gemeinde als Schutz gegen Gewitter und Hexen verteilt werden. Sie sind als solche Schutzmittel ein Ersatz für die Osterkerze, die zu demselben Zweck in kleine Stücken verteilt wurde, deren Masse aber bei großen Gemeinden nicht ausreichte. Vom 8. Jh. ab bis heute [1]) ist der Gebrauch der Agnus Dei dauernd belegt, und über ihre Herstellung und Weihung nebst den verwendeten Weiheformeln sind wir gut unterrichtet [2]). Ihre Kraft wurde in lateinischen und deutschen Versen öfters besungen. Die protestantische Polemik hat sich auch vor Ellinger mit ihnen beschäftigt; von Luther haben wir aus dem Jahre 1539 einige gegen sie gerichtete Verse [3]) in der Schrift ‚von dem geweihten Wasser und des Pabsts Agnus Dei' (Luthers Werke, Erlanger Ausgabe Bd. XXXII, S. 59—63.).

Zur Nennung der Johannes Evangelia ist zunächst zu beachten, daß das Johannes-Evangelium als apotropäisches Mittel seit alter Zeit eine hervorragende Rolle spielt. Man vergleiche darüber namentlich F. Kluge, Das Johannes-Evangelium, Bunte Blätter, S. 78—84, wo speziell Zeugnisse vom 15. bis 19. Jh. gesammelt sind [4]). Besonders galt dann der Anfang des Evangeliums als wirksamstes Apotropaikum [5]) und man trug schon frühe Zettel mit dessen Worten als Amulette [6]). Ebenso wurden allerdings auch andere Bibelstellen als Amulette getragen [7]).

Auch Ellinger denkt gewiß an solche Amulette. Wie diese im 17. Jh. hergestellt wurden, gibt ein Zeitgenosse Ellingers, der Ulmer Prediger Cunrat Dieterich genauer an. In dessen 1642 erschienener Predigtsammlung heißt es Bd. II, 914 unter anderem: Das Evangelium Johannis, welches sie aufs allerkleinest, entweder mit roter Farb getruckt oder geschrieben in Federkeile

---

[1]) Vgl. M. Andree-Eysn, Volkskundliches aus dem bayr.-österr. Alpengebiet, S. 106.

[2]) Ausführlich handelt darüber Franz, die kirchlichen Benediktionen des Mittelalters I, S. 553—575; dort S. 553 auch weitere Literatur.

[3]) Abgedruckt a. a. O. S. 574.

[4]) Das Johannes-Evangelium als Feldzauber erwähnt A. John, Sitte, Brauch und Volksglauben im deutschen Westböhmen S. 331 f.

[5]) Vgl. auch Jostes, Euphorion III, 390; für England und Irland: **Black**, Folk-Medicine S. 91; für die Neugriechen: Λαογραφία II (1910) S. 187 f.

[6]) Franz, a. a. O. II, S. 57 ff.; **Black**, a. a. O. S. 92: die Kinder in Irland trugen den Anfang des Johannes-Evangeliums um den Hals.

[7]) Vgl. Franz, a. a. O., Nestle, Evangelien als Amulette, Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft VII, S. 96, Deißmann, Licht vom Osten, S. 32, 172 f., 297 f.

oder silberne und guldene Creuzlein einschließen, etliche Messen darüber halten lassen usw.[1]).

Die Mehrzahl derartiger Amulette aus alter Zeit ist natürlich verloren, aber in verschiedenen Bibliotheken sind noch einzelne erhalten. Das semitische Museum der Harvard-Universität besitzt ein Papyrusamulett aus dem Anfang des 4. Jhs., den Anfang des Römerbriefs enthaltend, abgebildet bei Deißmann S. 168, die Heidelberger Universitätsbibliothek besitzt mehrere Pergament- und Papyrusamulette mit Bibelstellen[2]), auch die Gießener Universitätsbibliothek hat wenigstens ein solches Amulett im Besitz. Es wurde vor einigen Jahren als Buchzeichen in einem Exemplar der Constitutiones fratrum heremitarum S. Augustini aus dem Anfang des 16. Jhs. gefunden. Daß es nicht ursprünglich als Buchzeichen verwendet bzw. dafür hergestellt ist, sondern daß wirklich ein Amulett darin zu erblicken ist, das hier eine ihm nicht zugedachte Verwendung gefunden hat, zeigt die ganze Beschaffenheit aufs deutlichste. Es ist ein dünnes Pergamentblättchen, 6 zu 2 cm groß, ganz eng zweiseitig beschrieben; es beginnt[3]) mit den rot geschriebenen Worten: initium sancti evangelii secundum Johannem. Gloria tibi Domine. Dann folgen vom Johannes-Evangelium Kap. 1 die Verse 1—14; die beiden ersten Worte in principio noch rot und zwischen zwei roten Kreuzen stehend; das übrige ist schwarz geschrieben. Von V. 10 fehlen die Worte: et mundus per ipsum factus est, da der Schreiber gleich auf das zweite et mundus (eum non cognovit) abirrte. Vers 14 ist nur bis patre aufgenommen, der Schluß ist nicht etwa durch spätere Verletzung verloren gegangen, sondern absichtlich weggelassen; denn der Text schließt mitten in der Zeile. Irgendwelche Spuren von Faltung zeigt das Blättchen nicht, es könnte aber gerollt gewesen sein.

Schutzbriefe wie die ferner hier genannten Brevia sind in zahlreichen Abarten bekannt. Ich erinnere nur an die Himmelsbriefe, über die es eine außerordentlich große Literatur gibt und auch in diesen Blättern schon mehrfach gehandelt wurde[4]). Daß der während der Himmelfahrtsmesse geschriebene Brief besondere Kraft hat, hängt jedenfalls damit zusammen, daß dem Himmelfahrtstag überhaupt in Zauberglauben und Volksmedizin eine hervorragende Bedeutung zugeschrieben wird (vgl. z. B. Wuttke, Volksaberglaube § 91, E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 258). Er ist auch einer der Termine, an denen Wettersegen regelmäßig stattfanden[5]); so mag bei diesen Briefen, wenn Ellinger sich auch allgemeiner ausdrückt, in erster Linie an Schutz vor Gewitter gedacht werden.

An diese Bemerkungen schließt Ellinger einige Worte gegen die Art wie das Taufwasser geweiht werde. Es handelt sich dabei auch hier nicht um eigentliche zauberische Handlungen, sondern um katholische rituelle Bräuche[6]), die dem Verfasser als protestantischem Geistlichen verdammenswert erscheinen.

---

[1]) Die ganze Stelle bei Kluge a. a. O. S. 81 f.

[2]) Deißmann S. 32 und 297 f.

[3]) Die Abkürzungen löse ich auf.

[4]) Siehe Bd. I, S. 19—27 (A. Dieterich), S. 143—149 (W. Köhler); VIII, S. 81—100 (A. Abt).

[5]) Vgl. Franz, a. a. O., II, S. 52, 68.

[6]) Vgl. Franz a. a. O. Register unter Taufwasser und Taufwasserweihe.

In Kap. VIII wird kurz festgestellt „heutigen Tages wird sonderlich viel Zauberey getrieben mit dem Widhopff, Königlin, Fledermaus und Specht.“ Das Fehlen jeder genaueren Angabe ist um so bedauerlicher, weil heute diese Tiere abgesehen von der Fledermaus eine sehr geringe Rolle im Zauberglauben spielen.

In demselben Jahre wie die Hexen-Coppel, und in derselben Druckerei wie diese gedruckt, erschien ein zweites Werk Ellingers, eine der in jener Zeit zahlreichen Schriften gegen die Modesucht: Allmodischer Kleyder Teuffel. Das ist 1) Schimpff vnnd Ernstlicher Discurs vber den heuttigen Allemodischen oder A-la-modischen Kleyder-Teuffel. 2) Erörterung der Frage: Wie ein Erbarer Teutscher Mann, wann sein Weib (da es doch sein Seckel nicht ertragen könte) sich Allmodisch tragen wolte, thun solle, damit er des Hausszepters nicht gar verlustigt werde. 3) Regulae eines christlichen Eheweibs.

Wer diesen Traktat etwa in die Hand nehmen sollte in der Hoffnung, darin einiges spezielle über die im damaligen Hessen eingetretene Modesucht zu finden, wird enttäuscht. Auch in dieser Schrift zeigt sich Ellinger als ein wohl belesener und gelehrter Mann, der aus Altertum und Bibel Beispiele und Argumente anzuhäufen versteht; über das Zeitgenössische geht er aber meist in allgemeinen Wendungen und Erörterungen hinweg und hat deshalb für Kultur- und Sittengeschichte des 17. Jhs. geringe Bedeutung.

Gießen. Karl Helm.

Die Herkunft unseres Schriftalphabets.

Über die Herkunft und Entstehung unseres Schriftalphabets schwebte seither ein geheimnisvolles Dunkel. Sein Stammbaum reichte nur hinauf bis zu den Phönizienn. Diese galten schon den Griechen als Erfinder ihrer Schrift. Aber woher hatten die Phönizier die Schriftzeichen? In Anlehnung an welche ältere Schrift erfanden oder bildeten sie dieselbe? Nahm man früher an, daß die griechisch-phönizischen Buchstaben, die auch die Israeliten und ihre Nachbarstämme gebrauchten, ihre Vorbilder in der Buchschrift der alten Ägypter, dem sog. Hieratischen hätten, so wurde mit der Erschließung der Keilschrift nahe gelegt, hier die Heimat zu suchen. Beide Hypothesen, mit allem Scharfsinn und aller Gelehrsamkeit verteidigt, ließen sich nicht halten. Seit etwa 10 Jahren ist uns nun eine neue Kultur der alten Welt erschlossen worden, ihr Mittelpunkt war Kreta, die Insel des Minos. In gewaltigen Krügen, die man in den Resten eines von Arthur Evans ausgegrabenen Palastes fand, hatten sich hier ungezählte Tontäfelchen mit einer uns seither unbekannten Schrift gefunden. Sollte vielleicht hier der Schlüssel zum Geheimnis der Herkunft unserer Schrift liegen? fragte sich mancher auf Grund einiger veröffentlichter Täfelchen. Aber es war zu wenig, was uns vorlag, um genügende Schlüsse zu machen. Nach langem Warten hat uns endlich Evans den ersten grundlegenden Band[1]) be-

[1]) **Arthur J. Evans** Scripta Minoa the written documents of Minoan Crete with special reference to the archives of Knossos.

Vol. I. The Hieroglyphic, and primitive Linear Classes with an account of the discovery of the Pre-phönician scripts, their place in Minoan story a. their Mediterranean relations.

With plates, tables a. figures in the Text. Oxford Clarendon Press 1909. 2 £.

schert, der über seine bahnbrechenden Forschungen und Entdeckungen der prähellenischen Knossosschriften berichtet. Die ältesten kretischen Hieroglyphen stammen aus der Periode der frühesten Paläste von Knossos und Phaistos und sind gleichzeitig mit der 12. ägyptischen Dynastie (um 2000—1800). Sie erhalten dann in einer nächsten Periode, die von der vorgehenden durch eine große Katastrophe getrennt wird und die Entstehung eines zweiten Palastes in Knossos zeigt, das Maximum von Feinheit. Am Ende dieser Periode (um 1700) tritt neben die Hieroglyphenschrift eine primitive Linearschrift (A), die jene schließlich ganz verdrängt. Diese primitive Linearschrift wird dann von einer entwickelteren Linearschrift (B) verdrängt. Ungezählte Täfelchen, mit letzterer beschrieben, füllten die Depots des zweiten umgebauten Palastes, der um 1500 zerstört wurde. Trotzdem besteht die Schrift noch einige Jahrhunderte fort, um schließlich zu verschwinden, mit einem gleichzeitigen Wechsel des Glaubens und der Gebräuche; so tritt an Stelle der Bestattung die Verbrennung. Von den drei Schriftgattungen behandelt der vorliegende Band hauptsächlich die Hieroglyphenschrift (S. 111—272) jedoch nicht, ohne daß in einem einleitenden Teil der Leser auch mit den anderen Schriftgattungen und den Problemen vertraut gemacht worden wäre. Die kretischen Hieroglyphen sind deutlich die eigene Erfindung der praehellenischen, nicht indogermanischen Bevölkerung. Aber eben so deutlich zeigt sich bei ihnen trotz aller Selbständigkeit der Einfluß der ägyptischen Hieroglyphen, was ja bei den uralten Beziehungen des Niltales zu den Bewohnern der griechischen Inselwelt, den ha-nebu (was heißt wohl diese ägyptische Bezeichnung?) nicht sehr wundert. Auch Beziehungen zu kleinasiatischen Schriftsystemen (z. B. dem der Hettiter) sind vorhanden, obwohl diese mir zweifellos jünger sind. Nicht hat Evans die Frage ins Auge gefaßt, inwieweit die sumerische Bilderschrift, aus der sich die Keilschrift entwickelte, sich mit der kretischen Schrift berührt. Mir scheint, daß aus einer Vergleichung der beiden Systeme doch allerhand abfallen würde für die Entzifferung der kretischen Schriften, und die Entzifferung der kretischen Schriften muß doch die Hauptaufgabe sein, zu der Evans großes Werk die Anregung gibt. Zur Entzifferung der Linearschrift hat Evans mit Recht auf die kyprische Silbenschrift aufmerksam gemacht. Man schrieb in Kypern noch im 4. Jahrhundert Griechisch in einer eigentümlichen Silbenschrift (a-po-ro-ti-ta-i = Ἀφροδίται, a-to-ro-pe = ἄνθρωπε, na-o-to-te = ναὸ(ν)τὸ(ν)δε). Daß dieses kyprische Silbenalphabet zweifellos ein Ableger der kretischen Linearschrift ist, hat auch Evans gesehen. Mit Recht hat er von hier aus auch die Ähnlichkeit, ja Identität gewisser kyprischer (kretischer) Zeichen mit gewissen phönizischen Buchstaben betont, so daß also unser Schriftalphabet im Grunde auf die kretische Schrift zurückginge. Auf den Zusammenhang unsrer phönizischen Schriftzeichen mit denen der kyprischen Syllabarschrift machte schon Fr. Praetorius 1906 „Über den Ursprung des kanaanaeischen Alphabets" aufmerksam; doch stammen die phönizischen Zeichen weder aus den kyprischen noch sind jene von Haus aus Silbenzeichen. Beide Schriften sind Vettern, Geschwisterkinder der kretischen Linearschrift. Es wäre also von dieser Überlegung aus der richtige Weg für Evans gewesen, nicht zuerst die Hieroglyphentexte zu behandeln, sondern die Linearschriften, da mit Hilfe der kyprischen Zeichen immerhin die Möglichkeit gegeben würde, jene lesen zu lernen. An ein Entziffern d. i. an ein Übersetzen wäre ja damit noch nicht zu denken, da

wir von der Sprache der Inschriften nichts wissen und von der Sprache der späteren nicht hellenischen Bevölkerung uns nur ganz wenig Worte bei den griechischen Lexikographen überliefert sind.

So hübsch uns nun Evans über die kretische Hieroglyphenschrift orientiert, so verfehlt halte ich vielfach die Analyse derselben. Sie erinnert mich manchmal an die Art, wie der gelehrte Athanasius Kircher s. Z. die ägyptischen Hieroglyphen zu entziffern versuchte (vergl. S. 268). Gar kühn ist auch der Stammbaum kretischer Fürsten (S. 266) aufgestellt. M. E. ist die Linearschrift aus der Bilderschrift geflossen so gut wie die babylonische Keilschrift aus der sumerischen Bilderschrift und das sog. Hieratische aus den altägyptischen Hieroglyphen. Daher muß bei der Entzifferung der kretischen Bilderschrift von der leichter zu entwirrenden Linearschrift ausgegangen werden. Entschieden glücklicher als im 2. Teil war Evans mit dem 3. Teil seines Buches, der den sog. Diskos von Phaistos behandelt. Diesen sieht man als Philister-Diskos an wegen einer Hieroglyphe, die einen Kopf darstellt so wie die ägyptischen Bilder die Philister zeichneten (Ed. Meyer, der Diskus von Phaistos und die Philister auf Kreta. 1909, SBA). Mit großer Sorgfalt hat Evans die einzelnen Bilder, die anscheinend einen andern Typus vertreten als die sonstigen kretischen Hieroglyphen, und Worte analysiert. Eine Lesung ist natürlich noch ausgeschlossen. Die in eine Spirale unter Benutzung von Worttrennern eingedruckten Bilder sind aber nicht von innen aus zu ordnen, sondern von außen nach innen, andernfalls hätte der Künstler die Striche auf der einen Seite nicht so steif gezogen. Er mußte dies tun, weil er außen anfing und Raum für die inneren Bilder brauchte.

Diese ausführliche Besprechung des wertvollen Werkes von Evans, dessen Fortsetzung wohl nicht so lange auf sich warten läßt wie die Erscheinung des ersten Bandes, fällt wohl passend in den Rahmen einer Zeitschrift für die Volkskunde. Die Entstehung und Ausbildung einer Schrift zu verfolgen ist ja auch dem Volkskundler und dem gebildeten Laien interessant. Dies um so mehr, wenn wir jetzt den Schleier gelüftet sehen, der seither über dem Geheimnis der Herkunft der sog. phönizischen Schrift, unserer Schrift schwebte. Und da sei es mir zum Schluß gestattet, einige schon von mir seit Jahren gehegte Vermutungen über Ort und Zeit anzugeben, da das sog. phönizische Alphabet entstand, da es in Anlehnung an die Linearschrift der Kreter erfunden oder gar aus ihr umgebildet wurde.

Unter Ramses III. (um 1198—1167) erscheinen die von den einwandernden Hellenen aufgescheuchten Mittelmeervölker als Piraten oder als wandernde Stämme, die Küsten Palästinas und Ägyptens brandschatzend, die Schardana (Sardinier), Schekelesch (Sizilier), die Elkewesch (Achäer?), die Denjen (Danaer?), die Tersche (Etrusker), die Zeker (Teukrer?) und die Peleschet, die Philister. Letztere setzten sich an der Küste Palästinas, dem sie den Namen gaben, fest und schickten sich an, auch das Binnenland zu erobern. Da trafen sie zusammen mit den israelitischen Stämmen, die von Osten erobernd eindrangen oder gerade eingedrungen waren (um 1200). Und nun hub ein gewaltiges Ringen der beiden aufeinander prallenden Völker an. Fast schien es, als ob mit Sauls Tod (um 1000) Israels Schicksal besiegelt sei. Aber der unermüdlichen Tatkraft des großen Königs David gelang die Unterwerfung der stolzen Philister. Ja, wir hören sogar, daß Davids Leibwache aus den

sicher kriegstüchtigen Kerēti und Pelēti den „Kretern" und „Philistern" (2. Sam. 23, 23 u. ö.) bestand. David muß sich die unterworfenen Nachbarn geneigt gemacht haben, daß sie treu zu ihm hielten. Ist dann aber nicht die Vermutung gestattet, daß aus ihrer silbenhaften Linearschrift, die sie wohl von Kreta mitgebracht hatten, ein genialer Kopf aus Davids Umgebung ein Alphabet konstruierte, das nur die einzelnen Laute (Konsonanten) wiedergab das von den heutigen Gelehrten genannte Nordsemitische Alphabet, das phönizische Alphabet, unser Schriftalphabet?

So wird 2. Sam. S. 17, 20, 25 ausdrücklich der Staatsschreiber (sopher) Davids genannt, dessen an beiden Stellen verderbter Name wohl nach 1. Kön. 4, 3 Schischa oder Schascha war. Dieser Name sieht sehr unsemitisch aus und läßt eher auf einen Kreter als seinen Träger denn auf einen Juden schließen. War er der Erfinder unseres Alphabets? Hat ihn etwa David, der selbst längere Zeit bei den Philistern gelebt hatte, angeregt zu seiner Tat? Tat es der große König, weil das seither in Palästina von den Kananäern angewandte System der Keilschrift zu umständlich war? Eine Verneinung dieser Fragen ist nicht ohne weiteres gestattet, wohl aber möglich eine Bejahung, wenn wir die geschichtlichen Erzählungen der Bücher Samuelis auf ihren Wert prüfen. Zweifellos sind die politischen Ereignisse unter Saul nach der historischen Treue, die sie verraten, niedergeschrieben zu einer Zeit, die ihnen nicht allzuferne lag. Und die alten Erzählungen aus der Regierungszeit Davids zeigen auf Schritt und Tritt den Zeitgenossen der geschilderten Ereignisse. Die Regierungszeiten Davids und Salomons setzten bereits das Vorhandensein eines königlichen Archivs voraus. Auch der häufiger neben dem Sopher erwähnte mazkir der „vortragende Rat" beweist das. Für die Möglichkeit dieser Hypothese, daß unsere Schriftzeichen an Davids Hof, also nicht in Phönizien selbst, und erst um das Jahr 1000, also nicht früher, unter Anlehnung an die kretische Linearschrift oder gar unter ihrer direkten Benutzung entstanden sind, sprechen noch zwei Erwägungen. Einmal, daß Phönizien erst unter der Herrschaft Hirams I., des Königs von Tyrus, des Zeitgenossen Salomos eine weltgeschichtliche Rolle zu spielen anfängt, die nahe legte, die unendlich praktische neuerfundene Schrift zu verwenden, während das ältere auf dem Gebiet der Religion führende Sidon völlig mit der herkömmlichen Keilschrift auskommen konnte, und für es die Erfindung einer neueren kürzeren Schrift nicht in Betracht kam. Aber auf der andern Seite muß die Erfindung der Schrift vor die Zeit Hirams I. (um 969—936) fallen, da unsre Kenntnis dieser Schrift etwa mit dem 10. Jahrhundert beginnt (Lidzbarski Ephemeris I. 111.) So muß die neue Schrift von Davids Hof sehr rasch nach ihrer Entstehung nach Tyrus gekommen sein. Von hier brachte sie dann das aufblühende handeltreibende und seefahrende Volk der Phönizier nicht nur nach Südarabien, wo sie künstlerisch ausgebildet wurde, sondern auch nach der Welt der Hellenen. Diese haben sie dann ihrer indogermanischen Sprache wieder dienstbar gemacht, indem sie die ihnen unbekannten Konsonanten des semitischen Alphabetes zu Vokalzeichen verwendeten.

Gießen. Freiherr v. Gall.

Treuringe.

Zu der Mitteilung Schultes über die Treuringe (Band IX, S. 147) sendet ein Mitglied uns folgende Ergänzung.

„Mein Vater Johann Georg Feick II., geboren am 2. Juni 1831 zu Steinau im Kreis Dieburg, gestorben am 4. März 1906 daselbst, und meine Mutter Anna Elisabetha, geborene Roß, geboren am 1. Juni 1841 zu Meßbach im Kreis Dieburg, gestorben am 12. Juni 1909 zu Steinau, verlobten sich im Jahre 1861, wobei mein Vater der Mutter einen breiten silbernen Ring verehrte, welcher auf der Innenseite die Buchstaben zeigt: „J. G. F. A. E. B. R“. Außerdem gab mein Vater meiner Mutter ein Geldstück aus Silber, welches die Größe eines silbernen Fünfmarkstücks hat und die Inschrift trägt: „Zwei Vereinsthaler. XV. Ein Pfund fein. 1860“ — Adolf, Herzog zu Nassau. — Münzvertrag vom 24. Januar 1857.“

Büttelborn. J. Feick.

Der Etzgeck (zu Hess. Bl. f. Volksk. V, 163).

Ein Gegenstück zu der a. a. O. erzählten wahren Anekdote enthält ein in der Waldeckischen gemeinnützigen Zeitschrift, Arolsen (Speyer), Jahrg. 1, 1837, Seite 405 ff. abgedrucktes Gedicht in uppländischer (Upland heißt der nordwestliche Teil Waldecks, etwa zwischen Korbach und Brilon) Mundart, betitelt der „Etzgeck“ (= großer Liebhaber vom Essen); es schließt so: auf die

Frage der Hochzeitsgesellschaft:

Nu Hannes stehst de nach? o Jammer!
Weißt nit bohin de Mann gehört?
Der jungen Frugge in der Kammer
Woll Tied un Wiele lange währt.

antwortet Hannes:

„Trupp sie ick just nit sau verseten!“
Reep hei voll Prutz, un blivte stohn.
„Dann we den Speck hät utgefreten
„De kann auk mit tau Bedde gohn!“

Kassel. Wilhelm Lange.

Erwiderung.

An Herrn **A. van Gennep, Paris.**

Sehr verehrter Herr Kollege!

Ich ersehe aus Ihrer Kritik meiner allgemeinen Mythologie (S. 199 ff. dieser Zeitschrift) ebenso wie aus Ihrem Aufsatz in der internationalen Wochenschrift IV, Nr. 37, daß wir uns gegenseitig nicht viel vorzuwerfen haben. Wenn ich den Mythus „willkürlich“ auf den Himmelsmythus beschränke — was übrigens vorläufig nicht einmal der Fall ist, vielleicht später — so beschränken Sie ihn ebenso willkürlich auf die Kultlegende. Dann bleibt freilich von der eigentlichen Mythologie nicht mehr viel übrig, da wir nur von verschwindend wenigen Mythen dazu gehörige Rituale und Kultgebräuche kennen. Vor dem „Hinein“ oder „Hinzufabeln“ von Ritualen möchte ich doch dringend abraten.

Jedenfalls werden Sie sich daran gewöhnen müssen, daß die verwickelten Probleme des Mythus von verschiedenen Seiten her geprüft und behandelt werden. Wollen Sie die ritualistische Seite in Angriff nehmen, so bin ich weit entfernt Sie daran zu hindern, wünsche Ihnen vielmehr guten

Erfolg. Lassen Sie dann aber auch andere Richtungen zu Worte kommen, mögen diese nun neue oder alte sein. Wenn die Gesellschaft für Mythenforschung gute ältere Ideen wiederaufnimmt und sie mit dem Rüstzeug moderner Wissenschaft besser verficht als ihre Urheber das vermochten, so ist das kein Fehler. Die Wissenschaft kann dadurch nur gewinnen.

Die zwischen uns bestehenden Differenzpunkte kann ich erst dann im Einzelnen mit Ihnen diskutieren, wenn ich die Überzeugung gewonnen habe, daß Sie sich ernstlich und vorurteilsfrei mit den Problemen der Himmels- und Astralmythologie beschäftigt haben. Nach der Art wie Sie meine Monddeutungen abtun, die übrigens größtenteils gar nicht von mir stammen sondern nur von mir anerkannt sind, weil sie allein die betreffenden mythischen Züge decken, muß ich das bezweifeln. Ich empfehle Ihnen also z. B. auf Grund ihrer Anschauungen die von Siecke in seiner neuesten Arbeit: Götterattribute und Symbole, Jena, Costenoble 1909 gesammelten Materialien und Belege kritisch durchzuarbeiten und bessere Erklärungen zu geben. Unterwerfen Sie weiter Ihrer Kritik die großartige Arbeit von Wolfgang Schultz in Wien Das Gesetz der Zahlenverschiebung im Mythus (Verh. der Wiener anthrop. Ges. 1910) und weiterhin die von der k. Akademie der Wissenschaften in Wien veröffentlichten Arbeiten von Prof. L. von Schroeder über „die Gralssage" und P. W. Schmidt über die Mythologie der indonesischen Völker, deren Verfasser nicht Mitglieder der Ges. für Mythenforschung sind, sich aber deren Methode völlig angeeignet haben, und lassen Sie dann von Ihren Ergebnissen hören. Vielleicht erscheint Ihnen dann die Sache nicht mehr so phantastisch und Sie erkennen andererseits, daß man ohne Phantasie bei der Mythenerklärung nicht auskommt. Natürlich müssen Sie sich auch mit dem riesigen Material in Stuckens „Astralmythen" auseinandersetzen, auch wenn Sie, wie ich, seine Schlußfolgerungen nicht anerkennen, ebenso mit Hüsings Arbeit „Die iranische Überlieferung und das Arische System" im 2. Bande unserer Publitionen. Mit ein paar Redensarten können solche auf jahrzentelangen Studien beruhenden Arbeiten nicht abgetan werden. Hier hilft, wie ein gutes deutsches Sprichwort sagt „kein Mundspitzen, hier muß gepfiffen werden."

Was meine eigene Arbeit anlangt so hätte sie bei der Schärfe Ihrer Kritik eine genauere Lektüre verdient. So sind Ihnen z. B. meine Ausführungen S. 104, die meinen Standpunkt in der Frage der Priorität der himmlischen oder irdischen Motive klarlegen, völlig entgangen. Ferner sind Ihre Bemerkungen über das Wörtchen fast (S. 202) gegenstandslos, da dieses im Text gar nicht vorkommt. Hier liegt wohl eine Verwechselung mit „auffaßt" vor.

Daß meine Definition von Mythus und Märchen mangelhaft ist gebe ich gern zu. Es ist dies jedoch bei einer Arbeit, die sich hauptsächlich mit den Primitivformen beschäftigt, wo Beides ohnehin ineinander fließt, nur von geringem Belang. Bisher sind überhaupt noch keine brauchbaren Begriffsbestimmungen dafür gegeben worden, doch hofft unsere Gesellschaft auf dem von ihr betretenen Wege in absehbarer Zeit dazu zu gelangen.

Daß periodisch wechselnde Ereignisse im Leben des Individuums Geburt, Pubertätsweihe, Heirat, Tod selbständige Quellen des Mythus sein können ist eine gute Idee, die Beachtung und Nachprüfung verdient. Andererseits ist es verzeihlich, wenn man nicht ohne weiteres darauf kommt. Ich bin begierig

solche Mythen, soweit sie keinerlei himmelsmythologische Züge aufweisen, kennen zu lernen und bereit, auch mein Material daraufhin zu prüfen.

Den Vergleich meiner Arbeit mit einem Garten nutzbarer Pflanzen „untermischt mit Disteln und Klatschrosen" nehme ich in dem Sinne an als solche parasitischen Gewächse nicht selten für die Wissenschaft von ganz besonderem Interesse sind.

Mit den besten Wünschen für das neue Jahr
Ihr ergebenster
P. Ehrenreich

Berlin, W. 30, Heilbronnerstr. 4. 6. Jan. 1911.

Anfrage.

Zwei Töpfe mit abgerundetem Boden, die also nicht gestellt werden können sondern in Ringe gehängt werden müssen, fand Herr Schreinermeister Lein in Grünberg beim Umbau seines Hauses unter der Türschwelle. Solche Töpfe wurden in früherer Zeit hier in Grünberg hergestellt; denn vor einigen Jahren fand man in der Nähe des Gasthauses zur Pinn einen ganzen Satz davon ungefähr ein Stockwerk tief in der Erde vergraben. Sollte dem vielleicht ein Aberglaube zugrunde liegen, daß man zwei solcher Töpfe unter der Haustüre verbarg?

Grünberg. O. Kunkel.



Bücherschau.

Adolf Thimme, das Märchen. (Handbücher zur Volkskunde, Band II.) Leipzig, Wilhelm Heims, 1909. 201 S.

Der wohlunterrichtete Verfasser gibt in 11 Abschnitten einen vollständigen Überblick über den heutigen Stand der Märchenforschung. Nach kurzen einleitenden Bemerkungen über das Verhältnis von Sage, Mythus, Märchen und Volkslied (S. 1—9) handelt er zunächst über die Geschichte der Märchenforschung (S. 9—26). Hierbei wird die von Professor Benfey in Göttingen 1859 aufgestellte Ansicht vom indischen Ursprung der Märchen besonders eingehend besprochen und auf das richtige Maß zurückgeführt. In einem weiteren Abschnitt über Märchen und Mythologie (S. 26—31) ist von dem mythologischen Hintergrund der Märchenwelt die Rede. Besonders eingehend werden dann die Märchenmotive (Abschnitt Märchenmotive und Märchenformeln, S. 31—63) behandelt. Th. unterscheidet ethnologische (S. 34—40), mythische (S. 40—50), Traum= (S. 50—55) und Charaktermotive (S. 55—63). Von diesen eigentlichen Motiven d. h. den die Handlung begründenden und treibenden Elementen des Märchens trennt Th. die märchenhaften Züge (S. 63—68) d. h. die eingeflochtenen oder beiläufig erwähnten Elemente der Märchenerzählung, die die Handlung wohl beeinflussen, aber doch nicht eigentlich verursachen. Hierher rechnet er die märchenhaften Wunschdinge: Tischleindeckdich, Hecketaler, Glas Nimmerleer, Dukatenesel, Zauberschwert, Siebenmeilenstiefel u. a. m. Die Untersuchung wendet sich dann dem literarischen Charakter des Märchens zu. Neben den kontaminierten

Märchennovellen (S. 68—90), die eine ganze Reihe von Motiven in wechselnder Zusammenstellung zu einer einheitlichen Erzählung verbinden, steht das einheitliche Volksmärchen (S. 90—106), bei dem ein einziges Motiv im Mittelpunkt der Handlung steht. Der Abschnitt Mythische Märchenleute (S. 106—117) gibt eine Übersicht über die im Märchen vorkommenden Personen: Hexen, Riesen, Zwerge, Mohren, Nixen, Feen; auch den Tieren im Märchen ist ein Abschnitt gewidmet (Märchentiere und Tiermärchen, S. 118—129). Die Weltanschauung des Märchens (Liebe, Ehe, Sittlichkeit, S. 129—138) sowie der nationale und kulturelle Hintergrund, vor dem sich die Märchenerzählung abspielt (Nationale Aneignung, S. 138—152) lassen natürlich wichtige Rückschlüsse auf die Entstehungszeit der Märchenerzählung zu. Daß unsere deutschen Märchen vornehmlich als Kindermärchen auf uns gekommen sind, ist natürlich sowohl auf ihren literarischen Charakter wie auf den Inhalt nicht ohne Einfluß geblieben (Kinderseele und Märchenstimmung, S. 152—165). Eine sehr umfangreiche Bibliographie (S. 166—201) ist eine höchst dankenswerte Zugabe.

Wer auf dem Gebiet der Märchenforschung in irgend einer Weise mitarbeitet oder sich über ihren heutigen Stand und die wichtigsten Fragestellungen unterrichten will, wird das Buch als einen zuverlässigen Führer schätzen lernen und bald nicht mehr entbehren wollen.

Hatzfeld (früher Bottenhorn). Pfarrer K. Spieß.

Beauquier, Ch. Faune et flore populaires de la Franche-Comté. Tome premier: faune. 403 S. S. — Tome deuxième: flore 405 S. S. — Paris, Ernest Leroux. 1910.

Beauquiers zweibändiges Werk gehört zu den Büchern, welche der Freund der Volkskunde willkommen heißen wird, denen aber auch der Philologe seine Beachtung schenken muß. Über den Zweck seines Werkes hat sich der Verfasser selbst folgendermaßen im Eingang seiner Vorrede geäußert: „**Nous nous sommes proposé dans cet ouvrage de publier le recueil de toutes les notions traditionnelles, superstitions et préjugés que les populations de Franche-Comté ont eu ou ont encore sur les animaux et sur les plantes**“. Der erste Band bringt die volkstümlichen Bezeichnungen für die Tierwelt, der zweite Band diejenigen für die Pflanzenwelt, beide mit den sich daran knüpfenden volkstümlichen Überlieferungen und Anschauungen. Die Bezeichnungen der Tiere werden in neun Kapitel eingereiht. **Animaux fantastiques** (I. S. 5—40). — **Le bétail rouge** (S. 40—92) **autres mammifères quadrupèdes** (S. 93—186). — **Oiseaux** (S. 187—295). — **Reptiles** (S. 296—311). — **Poissons** (S. 312—327). — **Insectes** (S. 328—367). — **Annélides** (S. 368—371). — **Crustacés** (S. 372—373). — **Mollusques** (S. 374—377). Innerhalb der einzelnen Kapitel erfolgt die Anordnung der Worte in alphabetischer Reihenfolge. Die Pflanzennamen (Band II) werden zunächst einer sehr lehrreichen allgemeinen Betrachtung unterworfen (S. 1—27), und dann in zwei Gruppen: **arbres** (S. 29—116) — **plantes (herbes, fleurs.** S. 117—347) im einzelnen behandelt. Der Reichtum und zugleich der Wert des Beauquierschen Werks liegt weniger in der Registrierung der mundartlichen Terminologie, als in der Fülle folkloristischer Tatsachen, welche Beauquier aus allen Teilen der Franche-Comté zusammengetragen hat. Es ist interessant zu beobachten, wie in der Vorstellung und Phantasie des Volks dieselben Dinge in oft verschiedener,

ja mitunter sogar widersprechender Weise aufgefaßt werden, und wie sich andererseits doch immer wieder die Hervorhebung bestimmter Züge und Eigenheiten bemerkbar macht. Wir können diese Züge recht deutlich beobachten bei der Auffassung der „animaux fantastiques", welche in der Volksphantasie eine große Rolle spielen. Man legt ihnen eine körperliche Gestalt bei, die Fähigkeit alle Gegenstände zu durchdringen und sich mit der Schnelligkeit des Gedankens zu bewegen — aber über ihr Aussehen gehen die Vorstellungen stark auseinander: „tantôt c'est une simple palme terminée par une tête de cheval, ou un corps monstrueux de reptile ou de poisson avec des pattes ou des ailes; tantôt, c'est une tête de vieillard à la barbe en feuilles d'acanthe ou un cheval à trois pieds; parfois aussi, c'est quelque chose qu' on ne sait pas, parce que ceux qui l'ont vu n'ont jamais voulu le dire". (I. S. 5). Die Bewohner der Franche-Comté unterscheiden sich nicht von den Bewohnern anderer Länder. Sie wissen auf dem Gebiete der Zoologie und besonders in den Geheimnissen der Botanik nur schlecht Bescheid; manche von ihnen kennen kaum zehn verschiedene Bezeichnungen für Blumen und fassen alle anderen Blumen unter dem vieldeutigen Namen boutiet (bouquet) zusammen. Um so mehr aber leisten sie Großes in Erfindungen folkloristischer Art. Hier hat die Volksphantasie freiesten Spielraum. Sie schafft und erfindet, sie ändert und zerstört. Sie stattet die Tiere und Pflanzen mit Zügen verschiedenster Art, mit Vorliebe sogar mit solchen wunderlichster Natur aus und sucht diese durch Legenden und Sagen zu erklären oder zu rechtfertigen. Bei allen diesen Geschichten und Geschichtchen spielt der Aberglaube eine große Rolle. Wir stoßen hier auf Schritt und Tritt auf die merkwürdigsten Fabeleien, wie sie nur die schaffende Volksphantasie hervorbringen kann. Der Geist echt volkstümlichen Denkens und Empfindens weht uns auf jeder Seite aus dem Werk Beauquiers entgegen und verleiht dem Buche einen eigentümlichen Reiz.

Marburg i. H. **Kurt Glaser.**

Th. Zink, Pfälzische Kinderreime. Mit Buchschmuck von Herm. Braun. Kaiserslautern, Hermann Kayser, 1910. 109 S. 8°. geb. 1 M.

In dem „allen pfälzischen Kindern" gewidmeten Büchlein bietet der Verfasser auf Grund eigener und fremder Sammlungen sowie gedruckter Schriften eine stattliche Reihe pfälzischer Kinderreime: Reime, die man dem Kinde beim Einschläfern und Spielen vorsingt, und solche, die das Kind verschiedener Altersstufen selbst singt und sagt, so zu Weihnachten, Neujahr, Dreikönigstag, Fastnacht, Sommertag (Sonntag Lätare), beim Pfeifenschneiden, Heidelbeerpflücken, bei Spiel und Tanz und allerlei sonstigen Gelegenheiten — alles in allem eine für die Pfalz grundlegende, gediegene Sammlung.

Verf. bezeichnet das Gebotene ausdrücklich nur als einen Teil seiner Sammlungen und stellt eine größere Ausgabe mit genauer mundartlicher Schreibung in Aussicht. Wir versprechen uns von dieser wissenschaftlichen Zwecken dienenden Ausgabe noch manche grundsätzliche Änderung, so vor allem in der Anordnung. Organischer und natürlicher gliederten sich die Reime wohl in solche, die man dem Kinde singt, und solche, die das Kind singt und sagt; daneben wäre vielleicht noch eine Ausscheidung nach den beliebten Altersstufen des kindlichen Alters (4—6, 6—10, 10—14) zu empfehlen.

Bei gesungenen Reimen dürfte die Weise nicht fehlen. Bei der Lektüre

des Zinkschen Büchleins — das ja allerdings kein Buch zum Lesen sein will — vermißt man vielfach die Beigabe der Musik, dieses das tote Wort erst belebenden, notwendig mit ihm verbundenen Elementes; auch so summt man wohl unwillkürlich manche Weise beim Lesen des Textes im Geiste mit.

Mehr noch als beim Volkslied, das im allgemeinen eben den Erwachsenen als Sänger voraussetzt, erkennt man beim Kinderreimlied, wie der Text ohne Rücksicht auf den Sinn der Worte sich gestaltet, wie er vielfach von der bloßen Freude am Reim bestimmt wird, nur getragen von diesem und der belebenden Musik. Erst die Musik verleiht diesen Zeugnissen primitiver Poesie ich möchte sagen Sinn und — Berechtigung. Ein erwachseneres Kind müßte wohl manchmal lachen, wenn es hier sovieles gedruckt fände, was ihm — ohne Musik und Rythmus — um des bloßen Textes willen nicht beachtenswert erschien. Wir müssen uns bei der Herausgabe von Kinderreimen und -liedern auf diesen Standpunkt des Kindes stellen und dürfen nicht Text und Weise gewaltsam voneinanderreißen. Wie bedeutungsvoll das musikalische Element hier werden kann, mag man an den von Professor W. Müller in München geleiteten Kinderlieder-, Sing- und Spielkursen und an seinen daraus hervorgegangenen Veröffentlichungen, z. B. „Sing mir was" (München, O. Bauer) lernen. Ich verweise ferner — auch in Ansehung des vorbildlichen Bild- und Buchschmuckes von J. Mauder — auf das Büchlein „Kinderheimat" in Liedern von Friedrich Güll, in Musik gesetzt von Prof. W. Müller. (München, Georg W. Dietrich.)

So sinnlos mancher Reim erscheint, so tiefer Sinn steckt doch auch wieder in manchem lieben, dummen Sprüchlein. Allerdings vermissen wir da manchen guten, alten Singsang, wie den: Mariechen saß auf einem Stein. Vielleicht deshalb, weil er nicht ausschließlich Pfälzer Gut ist?

Andere Sprüchlein sind interessant für die Psychologie der Volks- und Kinderdichtung. So erscheint neben altem Kulturgut und ererbtem Besitz gar mancher Reim als Tribut des sonst konservativen Kindergemüts an den Fortschritt der Zeit. Hier zu zeigen, wie in alte Formen neuer Inhalt gegossen wird, wie alten Weisen neue Texte untergelegt werden, wie das Kind zum Tagesgespräch, zu neuen Errungenschaften, zum Automobil und Luftschiff sich stellt, welche Rolle z. B. Zeppelin im Kinderreim spielt, all das wäre eine verlockende Aufgabe der in Aussicht gestellten größeren Ausgabe.

Bei der vom Verf. gewählten jetzigen Anordnung war manche Wiederholung schwer zu vermeiden, so auf S. 53 (= 74), 72 (= 78 = 84), 73 (= 80), 93 (= 57), 109 (= 46), 107 (= 47). Reime, die als Varianten einer Grundform anzusprechen sind, werden wohl in der kommenden Ausgabe nicht mehr auseinandergerissen erscheinen.

Zweibrücken. Albert Becker.

Bruno Crome, Das Markuskreuz vom Göttinger Leinebusch. Ein Zeugnis und ein Exkurs zur deutschen Heldensage. Mit einer Tafel. Straßburg, K. Trübner, 1906. 49 S.

Im Leinebusch bei Göttingen stand ein 1½ m hohes Steinkreuz — es befindet sich jetzt in der städtischen Altertümersammlung zu Göttingen — auf dessen Rückseite man die Datierung liest (ich löse die Abkürzungen auf): **anno domini M° .. LX in crastino beati Marci ewangelistae,** deren Lücke von Crome

durch CC° ausgefüllt wird, so daß das Kreuz am 26. April 1260 gesetzt wäre. Auf der Vorderseite sieht man rechts Hammer und Zange, links eine Art Messer eingemeißelt und liest dazwischen in zwei Zeilen senkrecht von oben nach unten eine Inschrift, in der nur Folgendes deutlicher erkennbar ist: WILLEHELM E. WY L.E.DIS (an Stelle der Punkte finden sich Spuren stark zerstörter Buchstaben). Der Verfasser ergänzt die Schrift zu Willehelm ex Wylaendis und deutet sie: „Wilhelm aus dem Geschlecht der Wylende" oder besser „aus Wylends Geschlecht".

Diese Deutung führt ihn nun weiter zu Folgerungen, die für unsere Heldensage von Wichtigkeit sind. Das Kreuz muß zur Erinnerung an einen sagenhaften Wilhelm gesetzt sein, der zum Geschlechte Wielands gehörte: das ist aber klärlich der Egill der Volundarkvida und Thidrekssaga, der Agili des Runenkästchens. Nach Ausweis des Wilhelm Tell, William of Cloudesly und eines Zauberschützen Wilhelm in der Zimmerschen Chronik hieß der Meisterschütze von Hause aus Wilhelm, und Egil, „der Pfeilkundige", war nur sein Beiname. Der um den Schauplatz der Tellsage herum mehrfach als vom Volke verehrt bezeugte S. Wilhelm ist auf Wilhelm Tell zu deuten; die seit dem 16. Jahrhundert erwähnten Tellgänge entsprechen der kleinen Rogation der Kirche, der Tag der großen Rogation aber mit ihrem Umzug durch die Felder ist der Tag des Evangelisten Markus. Auf ihn bezieht sich die Datierung unseres Kreuzes, das damit also den mythischen Urgrund der Wilhelm-Wielandsage schlagend bestätigt: der Meisterschütze schirmt die Felder gegen feindliche Dämonen, sein bloßer Name schon vermag sie abzuwehren und darum ward er aufs Kreuz gesetzt.

Die Schlüsse des Verfassers wären ja wichtig genug, wenn sie der Kritik einigermaßen standhielten; das ist aber leider ganz und gar nicht der Fall. Es erheben sich gegen den Verfasser sichtlich sogleich folgende Haupteinwände. 1. Die Ergänzung der Inschrift auf der Vorderseite ist, wie das beigegebene Bild zeigt, zum mindesten ganz unsicher. 2. Daß der Gegenstand links, der einem Hackmesser so verzweifelt ähnlich sieht, einen Flügel hätte darstellen sollen, ist ganz unglaublich. 3. Die Schreibung Wylaend gibt in beiden Sonanten Anstoß, wenn sie auf den niederdeutschen Wēland der Sage sich beziehen soll. 4. Daß Egil je nach seinem Bruder, der auf diesem Egilkreuze auch in den eingehauenen Symbolen so auffallend in den Vordergrund träte, ex Wylaendis geheißen haben sollte, ist nicht bloß innerhalb unserer Sagenüberlieferung, sondern auch innerhalb unserer Namengebung unerhört und völlig unglaubhaft. Ebensowenig überliefert und glaubhaft ist 5., daß Wielands Bruder, den die Überlieferung in Deutschland, England und Skandinavien vom 7. bis zum 13. Jahrhundert nur unter dem Namen Egil kennt, je Wilhelm geheißen habe. Endlich ist die Forschung gegenwärtig wohl darüber einig, daß die Sage vom Meisterschützen niemals ein Mythus gewesen ist. Es ließe sich denken, daß etwa einmal eine Schützenbrüderschaft den Egil zum Patron könnte erkoren haben, wie vielleicht die Schmiedezunft den Wieland, wie antike Zünfte nachweislich den Daidalos, nie aber kann er kultische Ehren genossen haben, darauf ihm einer ein Kreuz von der behaupteten Art hätte setzen können.

Der Verfasser hat seine verfehlte These mit regem wissenschaftlichem Eifer und einer sympathisch berührenden Begeisterung für unsere Vorzeit ver-

fochten und man möchte ihm wohl wünschen, daß er künftig an geeigneteren Gegenständen sich bewähre; die Geschichte der Wielandsage wird sein Steinkreuz nicht unter ihren Zeugnissen aufführen dürfen.

Frankfurt a. M. Friedrich Panzer.

P. Sartori, Sitte und Brauch. Erster Teil: die Hauptstufen des Menschendaseins (= Handbücher zur Volkskunde, Bd. V). Leipzig, W. Heims, 1910. VIII, 186 S.

Die Literatur über Sitten und Bräuche ist ins ungeheure angeschwollen und es ist außerordentlich schwer, sie zu überblicken. Erschwerend kommt hinzu, daß die Überschriften vieler Arbeiten, die sich mit diesen Gegenständen beschäftigen, so farblos und allgemein gehalten sind, daß sie keinen Schluß darauf gestatten, ob über irgend einen bestimmten Brauch etwas darin zu finden sei. Sartori hat den einzig richtigen Weg eingeschlagen, diese Masse übersichtlich und verwertbar zu machen. Er legt nicht, wie es bei den übrigen Handbüchern zur Volkskunde der Fall ist, den Schwerpunkt der bibliographischen Angaben in das am Ende des Buches zusammengestellte Literaturverzeichnis, sondern in die Anmerkungen, wo zu jedem einzelnen Brauch zahlreiche Nachweise aus der Literatur verzeichnet werden. Erschöpfendes läßt sich natürlich hier nirgends bieten, und jeder, der über einen dieser Gegenstände arbeiten will, wird selbst weiter sammeln müssen; aber die Sammlungen Sartoris bilden doch einen willkommenen Grundstock und helfen, auch ferne liegende Literatur zu finden.

Dieser erste Teil behandelt in drei großen Gruppen die Gebräuche der drei Hauptstufen des Menschenlebens: Geburt und Kindheit, Hochzeit und eheliches Leben, Tod und Begräbnis. Wertvolle Ergänzung dazu bietet jetzt das erst nach S's Buch erschienene Werk von E. Samter: Geburt, Hochzeit und Tod, Beiträge zur vergleichenden Volkskunde (Teubner 1910.)

Der zweite Teil von Sartoris Handbuch wird jedenfalls die Bräuche des Jahreskreislaufes behandeln; hoffen wir, daß er nicht zu lange auf sich warten läßt.

Gießen. Karl Helm.

Rud. Reichhardt, Die deutschen Feste in Sitte und Brauch. Jena, H. Costenoble, 1908, 200 S.

Aus Aufsätzen, die in der Täglichen Rundschau erschienen sind, ist diese Darstellung der deutschen Volksfeste erwachsen. Verfasser folgt dem kirchlichen Festkalender und damit indirekt den Jahreszeiten. Er beginnt mit den Herbstfesten (Michaeli, Kirchweih), geht dann über zu den Festen der Weihnachtszeit (Nikolaus, Andreas, Weihnachten) und der Neujahrszeit. Ihnen schließen sich die Feste des Vorfrühlings an (Lichtmeß, Peterstag, Fastnacht). Dann folgt die Fastenzeit mit dem Sommertag, die Karwoche und Ostern, endlich die Maibräuche, Pfingsten, Johanni, die Sommerfeste, den Reigen schließen die Erntefeste, an welche sich wieder die im ersten Abschnitt behandelten nach dem Schluß der Ernte einsetzenden Herbstfeste anschließen.

Verfasser verfolgt keine wissenschaftlichen Ziele, verzichtet auf alle Quellenangaben und verfährt auch ziemlich eklektisch; er hat aber auch keine wissenschaftlichen Prätensionen, erzählt schlicht und anschaulich und belebt die Darstellung durch zahlreiche Proben der an den einzelnen Festen ge-

sungenen Kinderlieder. Freunden des Volkslebens, die nicht eigentlich wissenschaftliche Belehrung, sondern eine lesbare allgemein orientierende Darstellung suchen, wird das Buch eine willkommene Gabe sein.

Gießen. Karl Helm.

Otto Schrader, Begraben und Verbrennen im Lichte der Religions- und Kulturgeschichte. Breslau, M. u. H. Marcus 1910. 31 S. (Aus den Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XII, 1).

Auf Grund des bekannten und von Schrader selbst mehrfach in wissenschaftlichen Werken zusammengestellten Materials gibt dieser für weitere Kreise bestimmte Vortrag einen gut orientierenden Überblick über diese beiden wichtigsten Bestattungsarten, die ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen und ihr gegenseitiges Verhältnis in prähistorischer und historischer Zeit. Im Anschluß werden auch die modernen, auf Propagierung der Verbrennung hinzielenden Bestrebungen besprochen und Vorschläge zur Ausgestaltung des Rituals der Verbrennung gemacht.

Gießen. Karl Helm.

M. Höfler, Die volksmedizinische Organtherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt (1908). 305 S.

Höflers Sammlungen im Gebiete der Volksmedizin scheinen unerschöpflich. Wir erhalten in diesem Buch außergewöhnlich reiche Zusammenstellungen über die Verwendung der inneren tierischen Organe (Gehirn, Leber, Galle, Herz, Milz, Lunge, Niere) in der Volksmedizin der verschiedensten Völker alter und neuer Zeit, Materialien, die an sich schon von unschätzbarem Wert sind. Höfler beschränkt sich aber nicht auf dies Zusammentragen, sondern sucht die Herkunft dieser Verwendung der Organe nachzuweisen. Damit beschäftigt sich speziell die Einleitung bis S. 49 und der auf die Zusammenstellungen folgende Schluß S. 279 ff. Er kommt dabei zu dem zweifellos richtigen Resultat, daß die Organtherapie der Volksmedizin keineswegs, wie manchmal geglaubt wird, eine Art Vorahnung der modernen Organtherapie ist, sondern einen ganz anderen Ursprung hat. Und zwar zeigen — unbeschadet der etwa feststellbaren historischen Tradition, welche einen guten Teil der bei uns anzutreffenden Bräuche als Erbteil der antiken Medizin erweist, — die Umstände deutlich darauf hin, daß letzten Endes die Gesamtheit all dieser Bräuche kultischen Ursprungs ist. Sie wurzeln in den Vorstellungen von der dämonischen Natur der Krankheit, die durch die rituelle Versöhnung oder Bannung des Krankheitsdämons geheilt werden muß. Mit anderen Worten: nicht um primitive Heilkunst handelt es sich, sondern um Heilzauber.

Gießen. Karl Helm.

Richard Kühnau, Schlesische Sagen, Bd. I. Leipzig, B. G. Teubner 1910, XXXVIII, 618 S., 9 M.; — Bd. II Leipzig 1911, XXXII, 745 S., 11 M. (= Schlesiens volkstümliche Überlieferungen III und IV).

Von K's Sammlung der schlesischen Sagen liegen nun, in rascher Folge erschienen, bereits zwei stattliche Bände vor, die von einem unermüdlichen Sammeleifer zeugen; ein dritter ist nach dem Vorwort des zweiten Bandes im Manuskript fertig und darf hoffentlich bald erwartet werden.

Nach dem Vorgang von Meiche (Sagenbuch des Königreichs Sachsen), aber im einzelnen von ihm abweichend gibt auch K. seine Sagen in sachlicher Gruppierung. Dieses Verfahren ist in der Tat das einzige, das ohne weiteres und ehe ein Sachregister vorliegt eine Sammlung solchen Umfangs der wissenschaftlichen Benützung erschließt, es sollte deshalb nun zur allgemeinen Regel werden. Über die Gruppierung im Einzelnen ist natürlich das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wer weiß, wie vielfach sich Seelenwesen und Naturdämonen berühren, so daß eine scharfe Grenze zwischen ihnen nicht überall gezogen werden kann, der sieht auch sofort die Schwierigkeiten, mit der eine Einteilung zu rechnen hat, die im wesentlichen die Sagen darnach scheidet, ob in ihnen Wesen der ersten oder der zweiten Art auftreten. Sieht man von den daraus sich ergebenden Unsicherheiten ab, so ist im übrigen Kühnaus Disposition wohl fundiert. Mit der sachlichen geht zum Teil die örtliche Gruppierung aufs beste Hand in Hand, da ja bestimmte Sagengattungen sich mit Vorliebe an bestimmte Örtlichkeiten anlehnen, vgl. besonders die Gruppen in Band 1. Geographische Scheidung ist nur zur weiteren Gliederung großer einheitlicher Gruppen, z. B. der Wassermannsagen, verwendet.

Beifall verdienen die vom Herausgeber für die Aufnahme oder den Ausschluß einer Sage aufgestellten Grundsätze, Bd. I, S. 9, ebenso die Art der Wiedergabe und die korrekte Angabe der Herkunft und, bei bereits gedruckten Stücken, der Quellen.

Verweise auf parallele Sagen anderer Gegenden sind ausgeschlossen, das ist zur Zeit auch kaum anders zu machen, wenn eine Publikation nicht ins ungemessene anschwellen soll. Wir müßten als Grundlage der wissenschaftlichen Sagenforschung erst ein Typenverzeichnis besitzen, wie es jetzt von Aarne für das Märchen[1]) vorgelegt ist. Wird ein solches Verzeichnis in der Weise ausgebaut und benutzt, daß es selbst auf die Nummern der erschienenen Sammlungen, jede Sammlung aber zu jeder Sage auf die Nummer des Typenverzeichnisses, zu der sie gehört, verweist, dann erst wird die große Masse sich leicht übersehen lassen.

Ich gebe zum Schluß eine Übersicht über den Inhalt der beiden Bände. I. Spuk- und Gespenstersagen: 1. Leichenspuk, 2. Grab- und Kirchhofsspuk, 3. Spuk an Mord-, Richt- und Unglücksstätten, 4. Hausspuk, 5. Vampirsagen, 6. Kirchenspuk, 7. Ruinenspuk (darin die Erlösung suchenden Burgfrauen), 8. Weg- und Wanderspuk (Spuk an Kreuzen, Bildstöcken, Grenzen, Brücken; gespenstige Reiter, Kutschen, Aufzüge, Feuermänner und Irrlichter), 9. Bannung von Polter- und Quälgeistern und Naturspuk: In der Bannung eines Seelengeistes aus dem Bereich der menschlichen Wohnstätten in Wald, Wiesen, Sümpfe usw. erblickt K. die Grundlage des Naturspuks (siehe Bd. I, S. XXXVII), 10. Schabernack treibende Geister des Bergwaldes; Bd. II. Elben-, Dämonen- und Teufelsagen: A. Elbensagen, 1. Hausgeister (spiritus familiaris, Heckegroschen, Drachen, Hausschlangen, Kobolde), 2. Erdgeister (Bergmännchen, Zwerge, Wechselbälge, Familienschätze als Geschenke von Zwergen), 3. Wald- und Feldgeister, 4. Wassergeister; B. Dämonensagen: 1. Tierdämonen (Otterkönig, Lindwurm), 2. Bergdämonen, 3. Winddämonen (Nachtjäger),

---

[1]) Antti Aarne, Verzeichnis von Märchentypen (FF. Publications No. 3), Helsingfors 1910.

4. Riesen, 5. Gottdämonen (Tod, Pest, Wind); C. Teufelsagen (Teufel als Feind, Teufelssteine, Überwindung des Teufels durch das Christentum, der betrogene Teufel, der „gute" Teufel als Helfer der Armen und Bestrafer der Unterdrücker). — Fügen wir noch hinzu, daß die beiden Bände in 1349 Nummern im ganzen 1434 Sagen enthalten, so wird auch rein zahlenmäßig klar, welch ein reicher Schatz dem Sagenforscher hier dargeboten wird.

Gießen. Karl Helm.

Wilh. Jürgensen, Martinslieder. Untersuchungen und Texte (= Wort und Brauch, hrsg. von Th. Siebs und M. Hippe, Heft 6) Breslau, M. & H. Marcus 1910. VI, 174 S. Mk 5,60.

Jürgensen betrachtet getrennt die Kinder- und die Gesellschaftslieder, die am Martinsabend gesungen werden. Er stellt das Verbreitungsgebiet der Kinderlieder fest unb bezeichnet als die äußersten Posten im Westen Dünkirchen, im Süden Vianden (Luxemburg) und Erfurt, im Osten Stendal, im Norden Lauenburg und Friedrichsstadt. Das eigentliche Heimatsgebiet der Lieder ist aber enger zu begrenzen auf Holland und Flandern, Ostfriesland, das westliche Niedersachsen und Teile des mittelfränkischen Sprachgebietes. Das Auftreten der Martinslieder in Schleswig-Holstein geht auf holländische Kolonisation des 17. Jahrhunderts zurück. Ihr Vorkommen in der Altmark erklärt sich aus der Kolonisationsbewegung des 12. Jahrhunderts und gibt deshalb einen wertvollen Anhaltspunkt für Bestimmung des Alters der Lieder (S. 11).

Verfasser sucht dann aus der Menge der Lieder, die vielfach — namentlich infolge von Verquickung mit anderen Festliedern — jüngere Weiterbildung erfahren haben, das Typische herauszuschälen und aus ihnen ein Bild der Bräuche zu gewinnen; dabei müssen natürlich auch die sonstigen Nachrichten über die Martinsbräuche herangezogen werden. Das Wesentliche ist der am Martinsvorabend stattfindende Umzug mit Lichtern und Laternen unter Lärm und Gesang, wobei die Lieder von den Martinstieren, namentlich vom Martinsvögelchen und (seltener) der Martinskuh im Mittelpunkt stehen. Diese Tiere sind — wie der Wortlaut der Lieder noch da und dort zeigt — einstmals im Zuge mitgeführt oder wenigstens durch Masken dargestellt worden (S. 16 ff.). Der Hauptinhalt der Lieder bezieht sich auf das Einsammeln von Gaben, das verschiedene charakteristische Formen zeigt: Eßwaren werden mit geringen Ausnahmen überall gefordert und zwar sind es bezeichnenderweise, außer den Kuchen, nur solche, die auf Herbst und Winter weisen: Würste, Schinken, Obst und Nüsse, aber keine Eier, die in den Sommerliedern eine Rolle spielen. Brennmaterialien werden dagegen nur in einem beschränkten Gebiet (Holland, Rheinland, Eifel, Luxemburg) erbeten. Geld wird nur in Ostfriesland öfter verlangt. Der Dank wird mit Verheißungen zum Ausdruck gebracht, die sich besonders auf Heirat und Kindersegen beziehen. Martin erscheint also hier wie auch sonst als der Ehevermittler und Kinderspender (Belege S. 22 ff.)

Die Martinsfeuer sind deutlich als alte kultische Feuer zu erkennen, deren charakteristischen Merkmale sie teilen: Zauberwirkung, Lustration, Darbringung von Opfern pflegt in ihnen aufs engste verknüpft zu sein, und nicht immer sind die einzelnen Züge deutlich herauszuschälen. Als eine Ergänzung der Lustration betrachtet Jürgensen das Martinsstäupen, indem er ausdrücklich ablehnt, darin einen „Schlag mit der Lebensrute", also einen Fruchtbarkeits-

zauber zu erblicken. Indessen würde ein solcher zum Martinstag als Beginn eines neuen Wirtschaftsjahres (vgl. S. 4) nicht schlecht passen, und daß im bayerischen Hirtenleben die Martinsgerte bekanntlich diese Funktion ausübt, gibt doch zu denken. Auch eine frühe Beeinflussung des Martinsfestes durch Frühjahrsfeste könnte man vermuten. Dagegen kann ich mich nicht entschließen, im Martinsstäupen eine Darstellung des Kampfes zwischen Sommer und Winter zu sehen, was Jürgensen für möglich hält; der Kampf müßte entsprechend der Lage des Festes mit dem Sieg des Winters geendet haben, also ein Sommeraustreiben sein, und ein solches dürfte kaum irgendwo geübt worden sein.

Die Gesellschaftslieder, ihrer Art nach in die Gruppe der Schlemmlyrik einzureihen, sind aus geistlicher Wurzel entsprossen, haben dann aber volkstümliche Motive mit aufgenommen. Sie feiern Martin als den Spender des Weines. Diese Vorstellung des Heiligen reicht, wie Jürgensen überzeugend darlegt (S. 58ff.), in die Heimat des ganzen Martinskultes, nach Frankreich, zurück: auch dort galt bald nach seinem Tode Martin als Spender und Mehrer des Weines, der deshalb auch ihm zu Ehren genossen wird.

Weniger klar ist die Beziehung des Heiligen zur Gans: vereinzelte Versuche in den Liedern, sie zu erklären, tragen deutlich ätiologischen Charakter und sind deshalb wertlos. Als sicher darf gelten, daß das Essen der Gans rituellen Ursprungs ist und mit Martin ursprünglich gar nichts zu tun hat, sondern auf ganz andere Wurzeln zurückgeht als der Martinskult. Wie aber die Verbindung beider zu Stande gekommen ist, darüber hat auch Jürgensen noch keine Klarheit gebracht. Er wendet sich mit Recht gegen die vielfach vertretene Auffassung, Martin sei der christliche Nachfolger Wodans und diesem sei die Gans heilig gewesen. Die Züge, aus denen man die Gleichung Wodan=Martin hat ableiten wollen, genügen in der Tat nicht im entferntesten, und daß die Gans Wodan heilig gewesen, sagt uns keine ernsthafte Quelle, man hat das eigentlich wieder nur aus der Gleichsetzung Martins mit Wodan, die doch erst zu beweisen war, geschlossen. Seinerseits glaubt Jürgensen, daß in der Martinsgans ursprünglich ein dem Mars heiliges Tier zu erblicken sei. Er stellt Seite 69 ff. zusammen, was dafür sprechen kann, daß die Gans im Kult des Mars eine Rolle spielte und daß eine Übertragung von Mars auf Martin stattgefunden hat[1]). Beides erscheint mir noch nicht genügend gesichert, und nötig haben wir die Annahme kaum: die Verknüpfung des Martinsfestes mit dem Gansessen kann einen rein äußerlichen Grund haben, den Zusammenfall in der Jahreszeit. Auch sonst sind ja nicht selten ältere kultische Handlungen, zu reinen weltlichen Festbräuchen abgeblaßt, mit solchen christlichen Festen in Verbindung getreten, die zu derselben Zeit des Jahres gefeiert wurden, ohne daß ein innerer sachlicher Zusammenhang vorgelegen hätte.

Der zweite Teil von Jürgensens Schrift enthält eine sehr dankenswerte Sammlung der Texte, in großen Gruppen geographisch geordnet, erst die Kinder-, dann die Gesellschaftslieder, im ganzen 180 Nummern; die Anmerkungen verzeichnen Literatur und Varianten. J. hat fleißig gesammelt und ich

[1]) Übrigens hat, ohne sachliche Argumente zu kennen oder anzuführen, auch schon J. Grimm (Mythologie II, 946) es für möglich gehalten, daß **Martini avis** aus **Martis avis** entstellt sei.

glaube nicht, daß ihm etwas typisches entgangen ist; weitere Varianten zu häufen wäre wohl nicht schwer aber zwecklos. Ich beschränke mich darauf, das Bonner Martinslied wiederzugeben, wie es Herr Dr. Hepding dort 1899 aufgezeichnet hat. Die Fassung, die von dem bei Simrock stehenden Text stark abweicht, lautet:

Der heilige sinter Märten,
dat war en goden Mann,
er kauft den Kindern Kerzen
und stocht sie selber an.
Huß, huß wider wuß,
dat war en goden Mann.

Dann folgt (ähnlich wie bei Jürgensen 56 aus Düsseldorf).

Hier wohnt ein reicher Mann,
der uns vieles geben kann.
Viel soll er geben,
Lang soll er leben,
selig soll er sterben,
das Himmelreich ererben.
Laß uns nicht so lange stehn,
denn wir müssen weiter gehn.

Bedauern möchte man Jürgensens Buch gegenüber, daß der Verfasser sich im wesentlichen auf die Betrachtung der Lieder beschränkt, und nicht das Martinsfest als ganzes zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht hat. Es ist hier noch manches zu klären: zunächst auch hier die geographische Verbreitung des Martinskultes, einmal soweit er rein kirchlich ist — auf die Wichtigkeit solcher Heiligengeographie hat E. A. Stückelberg neuerdings wieder hingewiesen [1]) — dann davon getrennt die des volkstümlichen Martinskultes, der ja viel weiter reicht als die von J. behandelten Lieder. Eine der wichtigsten Fragen, die dabei zu erledigen wäre, ist die genaue Abgrenzung des volkstümlichen Martin gegenüber dem Nicolaus und Ruprecht, die sich geographisch im wesentlichen ausschließen, so daß man wohl, wo man beide nebeneinander findet, an späte Übertragung denken darf. Vielleicht entschließt sich Verfasser, seiner Arbeit einen zweiten Teil folgen zu lassen, in welchem diesen Fragen nachgegangen wird; aber auch so sind wir ihm zu Dank verpflichtet, und ich möchte wünschen, daß seine Arbeit nicht nur ihrer Ergebnisse wegen, die ich kurz zusammenzufassen versucht habe, sondern auch wegen ihrer sonstigen Eigenschaften Beachtung finden möge. Gerade in der Volkskunde, wo auch heute noch die Methode oft viel zu wünschen übrig läßt und manches unreif publiziert wird, könnte ein Buch wie dieses, das einen eng begrenzten Gegenstand besonnen und methodisch behandelt, vorbildlich wirken.

---

[1]) Heiligengeographie, Archiv für Kulturgeschichte VIII, S. 42 ff. Man beachte die beiden schematischen Darstellungen der Ausbreitung des Galluskults in der Schweiz (S. 47) und des Thebäerkults von Solothurn (auf einer beigegebenen Tafel). — Für die Ausbreitung des kirchlichen Martinskultes gibt es erschöpfendes bis jetzt meines Wissens nicht; ein sehr summarischer Überblick bei F. König, Ons Hemecht 16, S. 447 ff.

Gießen. Karl Helm.

Gertrud Stockmayer, Über Naturgefühl in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert. (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance hrsg. von W. Goetz, Heft 4.) B. G. Teubner 1910. 86 S.

Aus der Dichtung, den Briefen, Geschichtswerken und Legenden, sowie aus der bildenden Kunst sammelt Verf. das Material, das ein Licht darauf werfen kann, wie die betreffenden Autoren bzw. Künstler sich der Natur gegenüber verhielten, und kommt zu dem Schluß, daß es im 10. und 11. Jahrhundert tatsächlich ein Naturgefühl gegeben hat, daß man den Winter scheut, am Lenz sich freut, den Wald teils fürchtet teils liebt, am Meer dagegen nur die verderbliche Seite sieht, daß endlich selbst die Fälle nicht selten sind, in denen die Natur direkt aufgesucht wird. Es ist selbstverständlich, daß alles dies nach der Natur der Quellen nur für die kulturell hochstehenden literarisch interessierten und tätigen aber auch literarisch beeinflußten Kreise gilt; deshalb darf man wohl die Frage nicht ohne weiteres verneinen, ob wirklich alle Äußerungen volle Beweiskraft haben. Gewiß, Unselbständigkeit des Ausdrucks beweist noch nicht Unselbständigkeit des Gefühls, aber die Möglichkeit liegt doch oft sehr nahe, daß ein Ausdruck tatsächlich nicht vom lebendigen Gefühl, sondern von der literarischen Tradition eingegeben ist.

Für das eigentliche Volk, die Masse, ergibt sich leider aus diesen Quellen kaum etwas — den Stellen in Herberts Dialog de vita Ottonis, aus welchen romantisches Naturgefühl im Volke herausgelesen werden könnte (S. 11 f.), stehe ich sehr skeptisch gegenüber; der Bericht ist doch wohl rein legendarisch. Ein solches romantisches Naturgefühl wird man damals im Volke ebensowenig annehmen dürfen, als es sich heute findet.

Gießen. Karl Helm.

Wilh. Diehl, Der gefangene Pfarrer, eine geschichtliche Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Darmstadt 1910. Selbstverlag des Verfassers. Für den Buchhandel H. L. Schlapp. — 3 Mk.

Der seither nur aus zahlreichen vortrefflichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, meist aus dem Gebiet der hessischen Kirchen- und Schulgeschichte, bekannte Darmstädter Stadtpfarrer beschert uns hier zum erstenmal ein Werk, das auch die weitesten Kreise fesseln wird. Jeder, der sich für die Geschichte seiner hessischen Heimat und des deutschen Volkes interessiert, wird diese gar fürtreffliche Erzählung mit größtem Genuß lesen. Keinem wird es „gar übel in der Nasen grübeln", daß Diehl einmal die exakte Forschung bei Seite gelegt hat. Von Herzen sind wir ihm sogar dankbar. Einfach und schlicht, aber darum künstlerisch wirkend, wird uns das Leben eines hessischen Pfarrers aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges geschildert mit all dem namenlosen Elend seiner Tage und dem Hoffen auf eine bessere Zukunft. Gebunden in seinem Gewissen hat Magister Schipper auf eine glänzende Pfarrstelle verzichtet, um in Nieder-Ramstadt als einfacher Schulmeister Unterkunft zu finden. Seine Tüchtigkeit bringt ihn schließlich doch wieder zu Ehren, aber nur kurz währt die Roßdörfer Pfarrzeit für ihn. Eine freie Predigt über die Regierung bringt ihn auf Jahre ins Gefängnis nach Gießen. Der Höhepunkt seines Wirkens ist dann seine aufopfernde Tätigkeit als Pestprediger in Darmstadt, die ihm sogar das Liebste nimmt, sein Weib, für die er einst auf die erste ihm in Aussicht gestellte Pfarrstelle verzichtet hat. In seinem Beruf geht er

schließlich zu Grunde, als er vom fernen Oberhessen Brot für die Hungernden in Darmstadt holen will. Und wie meisterhaft sind des Magisters Zeitgenossen geschildert, die Superintendenten Hellwig und Vietor, der Diakonus Arheiligensis Johann Ellinger, Verfasser der Hexen Coppel, und wie sie alle heißen. So konnte sie nur einer schildern, der sie eben aus seinen jahrelangen Studien kannte. Auch das, was wir an Kulturgeschichtlichem oder Volkskundlichem lesen, vom Marburger Universitätsleben, von dem Verkehr der Pfarrer untereinander, von den Fragen, die ihre Gemüter bewegte, ob man Hexen verbrennen solle, und vielem andern mehr, legt ein neues Zeugnis ab von dem staunenswerten Wissen Diehls. Aber er erzählt uns von alle dem nicht, um zu belehren, sondern uns zu gewinnen für die Persönlichkeit des „Gefangenen Pfarrers", dessen Leben Diehl im Geiste miterlebt hat.

Diehls Buch ist der Redaktion nicht zur Rezension zugegangen, aber ich hielt es doch für nötig, es zu besprechen und jedem Leser dieser Blätter zur Lektüre, zu einer anregenden und gesegneten Lektüre zu empfehlen.

Gießen. Freiherr v. Gall.

Rudolf Dietz, Heimatkunde des Regierungsbezirks Wiesbaden. Mit einem Bilderanhang nach Aufnahmen des Verfassers sowie einer Karte des Regierungsbezirks Wiesbaden, einem Stadtplan von Wiesbaden und einer Spezialkarte des Rheingaus. 7. Aufl. Leipzig, Teubner, 1909. 24 S. 25 Pfg.

Daß das hauptsächlich für den Schulgebrauch bestimmte Heftchen schon die 7. Auflage (34.—43. Tausend) erreicht hat, darf wohl als Beweis für seine Brauchbarkeit angesehen werden. Es enthält allerdings nur das allernotdürftigste geographische Material, hier und da ein paar geschichtliche Notizen, während das eigentlich volkskundliche Gebiet nirgends berührt wird.

Hatzfeld (früher Bottenhorn). Pfarrer K. Spieß.

Jahresbericht der Denkmalpflege im Großherzogtum Hessen 1902—1907. Bearbeitet und herausgegeben im Auftrag Großh. Ministeriums des Innern. Darmstadt 1910.

In diesem stattlichen Bande liegt uns der 1. Teil eines Unternehmens vor, das, wie es scheint, fortlaufend über die Tätigkeit der Denkmalpfleger in Hessen unterrichten soll. Dieser Teil bezieht sich auf die Pflege der nicht staatlichen Baudenkmäler und der im Besitz von Gemeinden, Kirchen und Stiftungen befindlichen Gegenstände des Mittelalters und der Neuzeit in den Jahren 1902—1907, sowie auf die Pflege der Altertümer aus prähistorischer, römisch-germanischer und fränkischer Zeit in den Jahren 1902—1908.

Nach kurzer Einleitung, die über den Zweck der Denkmalpflege, die dabei beteiligten Personen sowie über die staatlichen Beiträge zur Wiederherstellung von Baudenkmälern Auskunft gibt, sowie nach einem kurzen Geschäftsbericht über die Tätigkeit des Denkmalrates für das Großherzogtum Hessen folgen die Berichte der Herren Prof. G. Wickop (Starkenburg), Prof. H. Walbe (Oberhessen) und Prof. Fr. Pützer (Rheinhessen). Zuletzt kommt der Denkmalpfleger für die Altertümer und beweglichen Gegenstände Dir. B. Müller zu Worte.

Schon bei flüchtigem Durchsehen bekommt man Respekt vor der Wirksamkeit der genannten Herren, die bekanntlich heute von vielen nicht nach Gebühr gewürdigt wird. Wenn man sich mehr in die Arbeit vertieft, empfindet

man es dabei wohltuend, daß die vielen Meinungsverschiedenheiten, denen die Denkmalspfleger begegnen, und die so leicht weiter gehen, rein sachlich dargelegt sind. Eine große Zahl vortrefflicher Abbildungen sucht das Verständnis für die Wichtigkeit der Arbeit zu heben und zeigt uns zugleich einen Schatz an kostbaren Werken in unserem Vaterlande, den man bisher wenig gekannt hat. So wird der Jahresbericht von selbst zur Rechtfertigung der Arbeit der Denkmalpfleger.

Beim Durchlesen aber verfolgte ich selbst noch einen besonderen Zweck. Es kam mir darauf an, die Ansicht der Denkmalpfleger über die Behandlungen derjenigen Denkmäler kennen zu lernen, die zugleich Bedeutung für Glauben und Brauch des Volkes haben. Ich fand sie bei Besprechung des Taufsteines vor der Totenkirche zu Meiches. Der Stein hat kunstgeschichtlichen Wert, aber an seinem jetzigen Platz verwittert er. Unser Volk will aber den Taufstein, dessen Wasser es wunderbare Wirkungen zuschreibt, nicht von seiner Stelle gerückt wissen. Der Denkmalpfleger Prof. Walbe schreibt nun, daß er der Ansicht sei der Taufstein müsse an seiner jetzigen Stelle bleiben und dürfe nicht als Inventarstück der Kirche in diese hineinversetzt und der Beachtung entzogen werden. Denn „die Anhänglichkeit des Volkes an alte heidnische Kulturstätten und die Ehrfurcht vor ihrer unbestimmten Weihe ist mehr zu pflegen, als die Denkmäler selbst.“ Das sind goldene Worte, die hoffentlich immer in Geltung bleiben.

Schade, daß ein alphabetisches Register der einzelnen Orte, die berücksichtigt wurden, mit Hinweis auf die betreffende Seite fehlt! Wer nicht weiß, in welchen Kreisen dieser oder jener Ort liegt, kann schwer auffinden, wo die Kirche oder das Rathaus, von dem er die Ansicht des Denkmalpflegers zu hören wünscht, behandelt ist. Hoffentlich bringt es der zweite Teil noch nach.

Großen-Linden. O. Schulte.

Karl Esselborn, Aus der Geschichte der hessischen Lehrerfamilie Backes. Zum Besten des Lehrerheims bei Schotten herausgegeben von dem Verein „Lehrerheim Vogelsberg“. Darmstadt 1911.

Das interessante Schriftchen, das jedem Verehrer des am 12. Nov. 1909 dahingeschiedenen langjährigen Obmanns des hess. Landeslehrervereins Karl Backes willkommen sein wird, weil es in das Leben eines hess. Lehrers vor 50—100 Jahren schauen und so unwillkürlich zur Vergleichung mit dem Heute drängt, das Karl Backes mit hat erringen helfen, verdient auch in dieser Zeitschrift Erwähnung. Der auch anders woher gemeldete Brauch, in einem Bache die Leiche eines ertrunkenen Menschen dadurch aufzufinden, daß man eine Schüssel mit einem brennenden Lichte so lange das Wasser hinabschwimmen läßt, bis sie irgendwo stehen bleibt, wird hier auch für Oberhessen belegt.

Gr. Linden. O. Schulte.



Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 10. März 1911.)

Die mit * bezeichneten Bücher sind schon zur Besprechung vergeben. Bücher über die bereits in diesem Heft referiert wird, sind nicht mehr aufgeführt.

*Bertsch, H., Weltanschauung, Volkssage und Volksbrauch. Dortmund, F. W. Ruhfus, 1910. 7 Mk.

*Böcklen, E., Sneewittchenstudien (Mytholog. Bibl. III, 2), 1910.
Böhm, M., Lettische Schwänke und verwandte Volksüberlieferungen. Reval 1911.
British Museum, Handbook to the Ethnographical Collections, 1910.
Dreher, F., Prof. Dr. J. Ph. Dieffenbach. Friedberg 1911.
Fehrle, E., Die kultische Keuschheit im Altertum. Gießen, Töpelmann, 1910.
*Lewalter, J., Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele. Kassel 1911.
Naumann, H., Geschichten und Gedanken eines Bauersmanns. Darmstadt 1911.
Neurath, K., W., Holzamer. Leipzig 1910.
*E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod. B. G. Teubner, Leipzig 1910.
Schwietering, J., Singen und Sagen. Göttingen 1908.
Seefried-Gulgowski, E., Von einem unbekannten Volke in Deutschland. Berlin, Landbuchhandlung, 1911. (5 Mk.)
*Urd, Deutsche Volksmärchen, aus dem Volksmunde gesammelt und nacherzählt von K. O. Betz. I. Turm-Verlag, Leipzig.
Volksmärchen, niedersächsische, und Schwänke. Hrsg. von J. v. Harten und H. Henninge I. II. Bremen 1908.
R. Wossidlo, Aus dem Lande Fritz Reuters. O. Wigand, Leipzig 1910. 3 M.



Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Für unser Archiv sandten ein: Lehrer J. Lotz, Nieder-Breidenbach, Gesâne, Unglückstage, Weinkaufsworte und Haussprüche aus Nieder-Breidenbach. — Prof. Pfaff, Darmstadt, Volkslieder aus dem Knüllgebirge, niedergeschrieben von einer Frau in Rockensüß, Post Kornberg (Reg.-Bez. Kassel). — † Reichstagsabgeordneter Köhler, Langsdorf: Ein „Gespräch" aus Bettenhausen und eines aus Laubach — eingesandt am 11. Nov. 1910, die letzten Gaben des so treuen und eifrigen Freundes unserer Vereinigung. — Großh. Ministerium des Innern, Darmstadt: Jahresbericht der Denkmalpflege im Großherzogtum Hessen. 1902—1907. I. Darmstadt 1911. — Kammerdirektor Müller, Büdingen: 3 Exemplare des am 11. Januar 1911 in Büdingen gehaltenen Vortrages: „Aus den Mauern und dem Burgfrieden Büdingens vor 300 Jahren". — Seminarist Viehmann, Großen-Linden: Verzeichnis der unglücklichen Tage.

Für das Archiv für Flurnamensammlung sandten ein:

Aktuariats-Aspirant Schröder, Butzbach: Flurnamensammlung der Gemarkung Nieder-Weisel; — Pfarrer Nebel, Laubach: Flurnamensammlung der Gemarkung Laubach; — Pfarrer Schulte, Großen-Linden, Flurnamensammlung der Gemarkung Großen-Linden.



Geschäftliche Mitteilungen.

Die ordentliche Mitgliederversammlung der Hessischen Vereinigung für Volkskunde für das Jahr 1910 fand am 30. November in Gießen statt. Sie nahm Geschäfts- und Rechenschaftsbericht entgegen, sowie die von den Herren

Pfarrer Schulte, Staatsarchivar Dr. Dieterich, Darmstadt, und Professor Dr. Reis, Mainz, erstatteten Berichte über den Gang und Stand der Flurnamensammlung in den drei Provinzen. Die diesem Hefte beiliegenden „Mitteilungen für die Flurnamensammlung" geben darüber genauere Auskunft. Wir bitten darin folgende Verbesserungen vorzunehmen:

1) S. 2, Z. 7 von unten muß es statt „1874" „1824".
2) S. 2, Z. 4 von unten muß es statt „von 1824" „vor 1824" heißen.
3) S. 9 ist übersehen worden, daß für Ulfa (Kreis Schotten) Pfarrer Peters und Lehrer Wißner daselbst tätig sind.
4) Es gibt in Starkenburg zwei Schlierbach. Irrtümlich ist für das im Kreise Dieburg gelegene: Pfarrer Wahl, Schlierbach, eingesetzt worden, während er für das im Kreise Bensheim gelegene sammelt.

Außerdem ist die am 20. Februar abgeschlossene Liste nach dem Stand vom 10. März zu ergänzen. An Sammlern sind neu hinzugekommen:

Kreis Gießen.

Weitershain: Lehrer Hebermehl, Weitershain.

Kreis Alsfeld.

Altenburg: stud. phil. Lotz, Altenburg. — Angenrod, Billertshausen und Zell: Pfarrer Bähringer, Billertshausen. — Bieben und Merlos: Lehrer Funk, Bieben. — Eifa: Pfarrer Dannenberger, Schwarz. — Ermenrod: Lehrer Müller, Ermenrod. — Eudorf: Pfarrer Diefenbach, Eudorf. — Kirtorf: Geometer Fauldrath, Kirtorf. — Ober-Ohmen: Bürgermeister Euler, Ober-Ohmen. — Reibertenrod: stud. phil. Rötter, Reibertenrod. — Ruppertenrod: Bürgermeister Westrupp, Ruppertenrod. — Zeilbach: Lehrer Schultheiß, Zeilbach. — An Stelle von Reallehrer Dotter sind für Münch-Leusel: Lehrer Balzer, Schwabenrod, für Reimenrod: Förster Nahrgang, Reimenrod, und für Romrod: Beigeordneter Schmidt, Romrod, getreten.

Kreis Lauterbach,

Hopfmannsfeld und Dirlammen: Pfarrer Widmann ist an Stelle von Pfarrer Knott eingetreten.

Kreis Büdingen.

Alt-Wiedermus, Eckartshausen, Hainchen, Höchst a. d. Nidder und Rommelhausen: Pfarrer Hartmann, Hainchen. — Wenings und Wernings: Lehrer Heusohn, Lorbach. — Wippenbach: Gewerbeschullehrer Müller, Büdingen.

Kreis Friedberg.

Dorheim und Schwalheim: stud. phil. H. Werner, Friedberg.

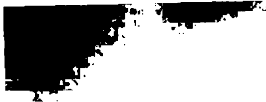
Kreis Schotten.

Rainrod: Herr August Konrad, Hungen.

Kreis Oppenheim.

Schornsheim: Pfarrer Knott, Schornsheim.





Hessische Blätter für Volkskunde

Band X 1911 Heft 2

Das Mirakel vom zerbrochenen und wieder geheilten Gefäß.

Von Otto Weinreich, Heidelberg.

Nicht zu den häufigsten, aber zu den reizvollsten Wundergeschichten gehört das Mirakel vom zerbrochenen und wieder geheilten Gefäß. Schon in der griechischen Wundererzählung des 4. vorchristlichen Jahrhunderts begegnen wir diesem Typus. Wie bei uns zuweilen an Wallfahrtsstätten Tafeln hängen, die verkünden, daß hier den Menschen wunderbare Hilfe ward, so standen in dem berühmten Tempel des Asklepios zu Epidauros sechs große Steintafeln mit Inschriften, die die Wundertaten des Gottes verzeichneten. Zahllos waren die Pilger, die dort in allen erdenklichen Nöten Hilfe und Heilung suchten; aus ganz Griechenland strömten sie zusammen und Angehörige jeglichen Standes befanden sich unter ihnen. Wer kam, las die Tafeln, schöpfte Mut und Vertrauen auf die bereite Hilfe des Gottes, die sich zuweilen gerade bei geringfügigen Anlässen besonders deutlich zeigte. Von jenen Tafeln sind umfangreiche Bruchstücke gefunden und geben uns ein anschauliches Bild von typischen Wundererzählungen, die bestimmt sind auf große Massen einfacher Menschen zu wirken und deshalb von den Priestern des Heiligtums in einer Form erzählt werden, die dieser Absicht gut entspricht, mitunter auch eines gewissen Reizes nicht entbehrt, wenn ein volkstümlich schlichter Ton glücklich getroffen ist. Man lese etwa das Mirakel vom zerbrochenen Becher[1]): „Ein Troßknecht

[1]) Collitz-Bechtel, Sammlung d. griechischen Dialektinschriften III 1 Nr. 3339 S. 154, 79 ff.; Dittenberger, Sylloge inscriptionum Graecarum II Nr. 802 S. 653, 79 ff.; Inscriptiones Graecae IV (ed. Fränkel) Nr. 951, 79 ff., wo frühere Publikationen verzeichnet sind.

stürzte auf dem Weg zum Heiligtum, als er in die Nähe des Dekastadion kam. Als er aufgestanden war, öffnete er seinen Tornister und betrachtete die zerbrochenen Geräte. Als er aber auch den Becher zerbrochen sah, aus dem sein Herr gewöhnlich trank, war er betrübt, ließ sich nieder und fing an die Scherben zusammen zu setzen. Ein Vorübergehender sah ihm zu und rief: „Du Ärmster, was setzest du den Becher vergeblich zusammen? Den könnte nicht einmal der epidaurische Asklepios heil machen!" Der Bursche hörte das, legte die Scherben in den Tornister und ging ins Heiligtum. Als er dort angekommen war, öffnete er den Tornister und nahm den Becher — heil geworden heraus. Und er erzählte seinem Herrn was geschehen und gesprochen war, und als der es gehört, weihte er den Becher dem Gott."

Was die hübsche Geschichte bezweckt, ist klar: die Besucher des Tempels sollen eine Lehre daraus ziehen, sollen sehen, daß der Zweifel und Spott des einen beschämt und der Glaube des andern durch die Wundermacht des Gottes bestätigt wird. Und auch wie die Geschichte entstanden sein mag, ist leicht ersichtlich; man begründete mit ihr das Vorhandensein eines Bechers, der als Weihgeschenk oder Votivgabe irgendwie in das Hieron gestiftet war. Der ätiologische Charakter solcher Erzählungen wird noch des öfteren hervorzuheben sein, denn dies antike Mirakel ist nur das erste in einer langen Reihe von ähnlichen.

II.

1. Die christliche Legende bietet gleich eine ganze Anzahl von engverwandten Beispielen, denen nicht nur das Grundmotiv, sondern auch eine Reihe von Einzelzügen mit dem antiken Bericht gemeinsam ist. Das älteste dieser Wunder, auf das schon mehrfach hingewiesen wurde[1]), steht bei Gregor von Tours im ‘Lob der

[1]) Perdrizet, Revue des études anciennes II, 1900 S. 73; derselbe, Archiv für Religionswissenschaft VIII, 1905 S. 305 (Nachträge gibt Perdrizet in seinem Buch La vierge de la miséricorde, Paris 1908 S. 30 Anm. 2 und Archiv für Rel.-Wiss. XIV, 1911 S. 55f.); Delehaye, Les légendes hagiographiques, 2. e édit. Brüssel 1906 S. 175; Fränkel, IG IV a. a. O.; Weinreich, Antike Heilungswunder (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, hrsg. v. Wünsch und Deubner, VIII 1, Gießen 1909) S. 5 zu S. 4 Anm. 4; Günter, Die christliche Legende des Abendlandes (Religionswissenschaftliche Bibliothek, hrsg. v. Streitberg und Wünsch Bd. II, Heidelberg 1910) S. 98. Paul Lejay verweist in einer Rezension meiner ‘Heilungswunder’ (Revue critique 44, 1910 S. 46 Anm. 2) auf Dufourcq, Études sur les

Märtyrer'[1]), das 586/87 abgefaßt ist. In der Kirche des hl. Laurentius zu Mailand befand sich ein Kelch von bewunderungswürdiger Schönheit. Einem Diakon widerfuhr das Unglück, ihn zur Erde fallen zu lassen, der Kelch zerbrach. Bleich vor Schrecken sammelte er die Scherben und legte sie im Vertrauen auf die Wundermacht des Heiligen[2]) auf den Altar[3]). In Gebet, unter Tränen verbrachte er die Nacht, und am andern Morgen fand er den Becher heil auf dem Altar wieder. Als das Wunder bekannt wurde, regte sich im Volk der Wunsch, es möge dem Heiligen ein neues Fest eingeräumt werden; das ordnete der Bischof denn auch an. Den Kelch ließ er über dem Altar aufhängen. Also auch hier haftet die Erinnerung des Wunders an dem Gefäß, das man zeigt, und dies macht den ätiologischen Charakter des Berichts wahrscheinlich.

2. War schon durch Gregors vielgelesenes Lob der Märtyrer die Grundlage für eine weite Verbreitung jenes Wundertypus gegeben, so wurde sie mehrere Jahre nachher dadurch begünstigt, daß Gregor der Große in seine Dialoge[4]) gleich mehrere Beispiele solcher Wunder aufnahm. Sie unterscheiden sich von den eben betrachteten zunächst dadurch, daß sie den Heiligen selbst handelnd eingreifen lassen. So erzählt Gregor, dessen Bericht hier durch die Legenda aurea des Jacobus de Voragine ergänzt wird[5]), daß während der Messe die Heiden in die Kirche eindrangen und den Diakon, der den Kelch trug, anstießen, so daß das Gefäß zur Erde fiel und zerbrach. Donatus, der Bischof von Arezzo (er starb am 7. August 380 den Märtyrertod) sah die Trauer des Diakons und des Volkes, sammelte die Scherben, sprach ein Gebet darüber und stellte das Gefäß auf diese Weise wieder her. Aber — so fährt die

---

Gesta III 181, wo über le vas de Soissons gehandelt sei; mir ist nur ein einbändiges Werk Dufourcqs, Étude sur les Gesta Martyrum Romains (Bibl. des écoles franç. d'Athènes et de Rome fasc. 83, Paris 1900) bekannt, darin finde ich nichts über den fraglichen Gegenstand.

[1]) Glor. mart. 45, Mon. Germ. Hist. script. rer. Merov. I S. 518 f., vgl. C. A. Bernoulli, Die Heiligen der Merovinger, Tübingen 1900 S. 329, der das Wunder irrtümlicherweise in die Lorenzkirche zu Arvern verlegt.

[2]) non diffisus, quod eum possit virtus martyris solidare.

[3]) Denn dies ist eine besonders wunderkräftige Stelle, vgl. die Nachweise in meinen Heilungswundern S. 64.

[4]) Die Dialoge sind im Spätsommer 593 abgefaßt, vgl. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters I, München 1911, S. 103.

[5]) Dialogi I 7 (Opera, Venedig 1739, VI S. 79; Migne, Patrologia Latina 77 S. 184 B); Legenda aurea 113 (Roze, Légende Dorée 1892 II S. 381); Perdrizet, Archiv VIII S. 306.

Legenda aurea fort — der Teufel hatte eines der Stücke verborgen, es fehlt auch jetzt noch im Kelch und ist für immer ein Zeugnis des Wunders [1]). Als die Heiden das Mirakel sahen, bekehrten sie sich und ließen sich taufen.

Zu bekannten Zügen haben sich neue gesellt, vor allem das wichtige Motiv der Heidenbekehrung, das uns noch des öfteren begegnen wird. Sehr hübsch ist die in dieser Form singuläre Bezeugung des Wunders durch das Fehlen des einen Stückes, ein Zug, der besonders deutlich auch hier den ätiologischen Charakter der ganzen Legende erkennen läßt.

3. Wie eine Idylle mutet uns ein Ereignis aus der Jugendzeit des hl. Benedict an, das ebenfalls Gregor d. Gr. erzählt [2]). Die Amme des hl. Benedict, die dem Knaben in die Einsamkeit gefolgt war, lieh sich einmal, um Weizen zu reinigen, von einer Nachbarin ein Gefäß (capisterium, scaphisterium, eine Art Wurfschaufel). Unvorsichtigerweise ließ sie es auf dem Tisch liegen, es fiel herunter und zerbrach. Sie weinte heftig, jedoch der Knabe Benedict nahm die zwei Stücke und betete darüber. Da ward es wieder so heil, daß man auch nicht die geringste Spur eines Bruches

---

[1]) In der Vita der hl. Coleta (15. Jhd. Acta Sanctorum, März I S. 566 A) wird auf dies Wunder Donats angespielt; jedoch liegt eine andere Version vor, es heißt, er habe das Gefäß ganz gemacht nullo signo remanente. Das Wunder wird auch erwähnt in der Vita S. Aldhelmi Faricio auctore, Migne, Patr. lat. 89 S. 72 B, aus Anlaß eines Mirakels des hl. Aldhelm, der einen zu kurzen Balken verlängerte und so zum Gebrauch tauglich machte. Es ist leicht ersichtlich, wie man beide Wunder vergleichen konnte: sie zeigen beide die Macht über die tote Materie, die dem Willen des Heiligen gehorcht. Verlängerung eines zu kurzen Balkens ist ein häufiger Wundertypus; dem Rabbi Chanina wird er beigelegt (Günter, christl. Legende S. 99), dem Jesusknaben (Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen 1904 S. 71; die Erzählung existiert auch als persische Volkslegende, vgl. A. Meyer, in Henneckes Handbuch zu den neutestam. Apokryphen, 1904 S. 140), dem hl. Laurentius (Venantius Fortunatus, Carmina IX 14, Mon. Germ. Hist. auct. ant. IV 1, 218; Gregor von Tours, Glor. mart. 41 (nicht wie Günter S. 211 Anm. 196 sagt, Glor. mart. 8)), dem hl. Augustin von Canterbury (A. S. Mai VI S. 400), dem hl. Aldhelm (außer der oben genannten Vita des Faricius vgl. Wilhelm von Malmesbury De gestis Pontificum Anglorum V 216, ed. Hamilton S. 362), der hl. Eusebia (A. S. März II S. 459 EF), der hl. Eanswida (A. S. August VI S. 686 AB).

[2]) Dialogi II 1 (Opera VI S. 105 ff.; A. S. März III S. 277 CD; Migne, Patrol. lat. 66 S. 128 AB); vgl. Roze, Légende Dorée I S. 351 f.; Perdrizet, Archiv VIII S. 308; Toldo, Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte V, 1905 S. 347. Das Wunder wird erwähnt bei Victor, Dialogi III (Migne, Patrol. Lat. 149 S. 1007 B).

finden konnte. Der Ruf des Wunders verbreitete sich rasch, und zum Gedächtnis daran hängte man das Gefäß in der Kirche auf, wo es noch zu Gregors Zeiten zu sehen war.

Dieser Schluß erinnert stark an jenes Mirakel, das Gregor von Tours erzählte. Hervorzuheben ist ein Motiv, das uns neu ist: man konnte keine Spur des Bruches entdecken. In andern Beispielen dient gerade das Vorhandensein einer Rißlinie, oder wie im Wunder des hl. Donatus das Fehlen eines Stückes, zur ersichtlichen Bestätigung des Mirakels. Hier ist sozusagen ein höherer Grad von Wunderkraft wirksam gewesen: auch nicht eine Spur ist geblieben, so vollkommen war die Heilung des zerbrochenen Gefäßes.

Wer die Kraft hat Zerstörtes wieder herzustellen, der vermag auch durch ein Wunder ein Gefäß zu vernichten, wenn das notwendig ist; dem Heilungswunder steht auch hier das Schadenwunder ergänzend zur Seite, erst durch diese beiden Betätigungsweisen kommt die übernatürliche Macht des Heiligen voll zur Geltung. Als Gegenstück zu der Wiederherstellung des zerbrochenen Gefäßes dient ein anderes Mirakel aus dem Leben Benedicts, das nicht minder berühmt ist als jenes. Benedict war ein strenger Abt, und einige Mönche, die mit ihm mißzufrieden waren, beschlossen ihn zu töten. Sie reichten ihm einen Becher mit vergiftetem Wein dar, der Heilige aber streckte die Hand aus, machte das Kreuzeszeichen, und wie von einem Stein zerschmettert zerbrach der Becher [1]).

[1]) Gregor d. Gr. Dialogi II 3; Legenda Aurea (ed. Roze I 354). In diesem Zusammenhang sei auf ein Wunder des hl. Vedastus hingewiesen, A. S. Februar I S. 793 C D = Rerum Gallicarum scriptores (Recueil des Historiens des Gaules et de la France de Dom Martin Bouquet) III Paris 1741 S. 372 f., vgl. Thierry, Lettres sur l'histoire de France, Lettre VI (Oeuvres, tom. V Brüssel 1839 S. 71). Der Heilige sieht am Hofe Chlotars, wie den heidnischen Tischgästen Krüge mit Bier, die nach heidnischem Ritus geweiht sind, vorgesetzt werden. Da macht er das Kreuzeszeichen über sie, ruft den Namen Gottes an und bewirkt dadurch, daß die Krüge zerbrachen und das Bier ausfloß. In einer andern Version, in der von Alkuin bearbeiteten Vita (A. S. Februar I S. 798 B C), wird gesagt, daß er dies tat, um dem Wirken des Satans entgegenzuarbeiten. Mit gutem Erfolg; denn viele, die das Wunder sahen, bekehrten sich und ließen sich taufen. Dies ganze Mirakel ist ein wertvolles Gegenstück zu den weiter unten zu betrachtenden Wundern: Wiederherstellung eines zerbrochenen Gefäßes am Fürstenhof und Bekehrung der Ungläubigen. Jene vasa gentili ritu sacrificata galten als verdächtig und gefährlich; ebenso auch die antik-heidnischen Gläser. Wollte man sie nicht, wie Vedastus tat, zerbrechen, sondern verwenden ohne Schaden befürchten zu müssen, so sprach man bestimmte Beschwörungsformeln darüber aus, wie etwa folgende Oratio super vasa reperta in locis antiquis (Usener, Rheinisches Mu-

Beide Wunder, die Petrus Diaconus in Versen verherrlichte[1]), spielen in der Ikonographie des Heiligen eine große Rolle. Er wird dargestellt, wie er einen Becher mit einer Schlange oder einen zerbrochenen Becher in der Hand hält — zur Darstellung des zweiten Wunders —, oder auch wie er ein Gefäß trägt, zur Erinnerung an jenes Mirakel aus seiner Jugendzeit[2]). Auf den Fresken, die Spinello Aretino 1387 in San Miniato al Monte bei Florenz ausführte, sind beide Wunder dargestellt. Auf dem einen die Amme, die das zerbrochene Gerät hält, während der Heilige mit der Rechten segnend das Kreuz darüber macht[3]), auf dem andern die Mönche, die mit dem vergifteten Wein vor ihn treten[4]). Besonders deutlich kommt der idyllische Charakter des Wunders aus der Jugendzeit auf einer späteren Darstellung zum Ausdruck, auf einem Diptychon des Jan Mostaert (1500—1540) in Brüssel[5]). Wir blicken in das Innere einer Kirche; links sehen wir den Heiligen kniend beten, vor ihm das Gefäß, rechts seine Amme, die auf ihn schaut und mit einem Tuche die Tränen abwischt. Durch ein geöffnetes Fenster sieht man hinaus in den Garten, wo die dem Wunder vorhergehende Szene dargestellt ist: die Amme erzählt dem Heiligen das Unglück und bittet ihn zu helfen.

Die Macht des Heiligen, die in seinem Leben so anschaulich zu Tage trat, bewährte sich auch nach seinem Tode in ähnlicher Weise. Oft kam es vor, daß Lampen an Benedikts Grab herabfielen, ohne zu zerbrechen, ja sogar ohne daß ein Tropfen Öl ausfloß[6]).

---

seum 56, 1901, S. 640): Omnipotens sempiterne deus, insere te officiis nostris, et haec vascula arte fabricata gentilium sublimitatis tuae potentia ita inmundare digneris, ut omni inmunditia depulsi sint tuis fidelibus tempore pacis atque tranquillitatis utenda. Per dominum etc. etc.

[1]) Historia Langobardorum I 26 (Mon. Germ. Hist. script. rer. Lang. S. 64, 16f.):

Vas pedagoga tulit diremptum pectore tristi;
Laeta reformatum vas pedagoga tulit.

S. 67, 33f.: Fregit veneni baiulam,
Crucis per arma cymbiam.

[2]) Otte, Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie[5] I (1883) S. 562.

[3]) Venturi, Storia dell' Arte Italiana V, Milano 1907 S. 864ff. Abb. S. 867 Figur 688.

[4]) Venturi, a. a. O. S. 871 Figur 692.

[5]) Abbildung bei Dehio, Kunstgeschichte in Bildern IV 23, 3; Lafenestre et Richtenberger, La Belgique, Tafel 39, Beschreibung S. 66f.

[6]) Petrus Diaconus, A. S. März III S. 291 EF. Es ist dies ein außerordentlich häufiger Wundertypus; einige Beispiele, die sich leicht mehren

4. An das Wunder des hl. Donatus (oben S. 67) erinnert Gregor selbst[1]) bei einem Mirakel des hl. Nonnosus vom Sorakte. Dieser ließ beim Reinigen von Lampen eine gläserne fallen, die in unzählige Stücke zersprang. Aus Furcht vor dem Priester sammelte er die Scherben und legte sie, wie jener Diakon, von dem Gregor von Tours berichtete, vor dem Altar nieder. Nachdem er gebetet hatte, fand er die Lampe ganz.

Gregors Dialoge haben auf die wunderfrohe Mit- und Nachwelt einen mächtigen Einfluß ausgeübt, sie fehlten bald in keiner größeren Bibliothek. Im 8. Jahrhundert übersetzte sie Papst Zacharias ins Griechische, im 9. Jahrhundert Alfred der Große von England ins Angelsächsische; auch französische, italienische, sogar arabische Übertragungen gab es bald[2]). So wäre es wohl denkbar, daß manche der im folgenden zu besprechenden Wunder[3]) nach einem dieser Vorbilder geformt sind, bisweilen wird ja ausdrücklich an sie erinnert.

5. Das Motiv der Heidenbekehrung, das bei Donatus eine Rolle spielte (oben S. 68), ist zum wesentlichsten geworden in einem Wunder, das Marcellinus, der gallische Bischof von Ebredunum gewirkt haben soll[4]). Bei einem Mahl, an dem der Heilige teilnahm, befand sich unter den Gästen ein Heide, der seinem Gott Apollo treu geblieben war. Der Heilige habe wohl allerlei seltsame Taten vollbracht, meinte er, aber mit Apollo sei er nicht zu vergleichen. Gerade bei diesen Worten fiel der Becher, den ihm ein Diener reichte, zu Boden und zerbrach, und als der erschrockene

---

lassen, seien angeführt. Der hl. Wilhelm von Toskana befiehlt einer fallenden Lampe nicht zu zerbrechen (A. S. Februar II S. 466 E). Der hl. Alpherius verhütet, daß Lampen zertrümmern (Toldo, Studien V S. 347). Eben solche Wunder werden gewirkt durch S. Severin (A. S. Januar I S. 1102 C D), den hl. Drausius (A. S. März I S. 410 B C), am Grab des hl. Leobinus (A. S. März II S. 354 D), des hl. Cäsarius (A. S. August VI S. 83 A), des hl. Amatus (ebenda S. 721 A; 727 C), der hl. Verdiana (A. S. Februar I S. 261), des hl. Constabilis (A. S. Februar III S. 45 A).

[1]) Dialogi I 7, vgl. oben S. 67 Anm. 5. Perdrizet, Archiv VIII S. 306 f.

[2]) Manitius a. a. O. I S. 103.

[3]) Ich führe die Beispiele meist in chronologischer Anordnung vor, für die naturgemäß nicht das Alter des Heiligen, sondern das Datum des Wunderberichts, soweit es sich bestimmen läßt, maßgebend war; doch gehe ich bisweilen von ihr ab, um typologisch Zusammengehöriges nicht auseinander zu reißen.

[4]) A. S. April II S. 752 A—C. Marcellinus lebte im 4. Jhd., die Vita beruht wohl auf späten Quellen.

Diener die Scherben sammelte, rief der Gast dem Heiligen zu: „Jetzt mögen sich deine Künste, wenn sie etwas taugen, zeigen; vermagst du den zerbrochenen Becher ganz zu machen, so werde ich glauben, daß deine Taten bestätigen, was man von dir sagt.“ Marcellinus nimmt die Scherben und betet: **Domine Jesu Christe, cui subiecta sunt omnia, cui universa famulantur, cui et sensibilia deserviunt et insensibilia obediunt, fac hoc vas solidum sicut fuerat prius.** Sogleich war das Gefäß ganz und konnte sowohl bei jener Mahlzeit, wie auch fernerhin gebraucht werden. Der Heide gesteht zu, das hätte selbst Apoll, wenn er aus der Unterwelt zurückgekehrt wäre, nicht bewirken können. Er erkennt, daß bei seinen Göttern, die der Erzgießer oder Bildhauer geschaffen[1]), kein Heil zu finden sei, bekehrt sich und wird ein treuer Jünger des heiligen Marcellinus.

6. Ein Wunder aus dem Leben der irländischen hl. Brigida[2]) (5. Jhd.) bietet uns zum ersten Mal ein Motiv dar, das in ähnlicher Form noch wiederkehren wird. Das Wunder spielt sich in reicherem Rahmen ab, am Fürstenhof[3]). Der König von Tehtfe (Longford) sitzt beim Mahle und auf dem Tisch steht eine kostbare Vase[4]). Einer der Diener läßt sie fallen, und der erzürnte König befiehlt, ihn zu fesseln und zu töten. Vergebens legt Bischof Mel, der mit Melchu in der Nähe weilte und davon hörte, Fürsprache ein. Da trägt er die Stücke zur hl. Brigida, die durch ihr Gebet die zerbrochene Vase wieder herstellt und bewirkt, daß der Schuldige befreit wird — eine Tat, die zur Verbreitung ihres Rufes außerordentlich beitrug. Wir wundern uns nicht zu hören, daß ein Gefäß, das sie gesegnet hatte, zur Erde fiel ohne zu zerbrechen; das Wasser floß nicht aus und Kranke, die davon tranken, gesundeten[5]).

---

[1]) Ein schon in der altchristlichen Apologetik häufiger Gemeinplatz, vgl. Geffcken, zwei griechische Apologeten, 1907 S. 279; 284.

[2]) **Vita auctore anonymo** (7. Jhd.?) A. S. Februar I S. 121 DE.

[3]) Doch vergleiche man den gegenteiligen Typus, das Wunder des hl. Vedastus oben S. 69 Anm. 1.

[4]) **Vas quoddam pretiosum facturae mirabilis et materiae pretiosae, et hoc vas apud veteres vocabatur septiformis calix.**

[5]) A. S. Febr. I 126 C; vgl. zu dem Typus oben S. 70 Anm. 6. Toldo, Studien a. a. O. V S. 344 erwähnt jenes Wunder und schreibt S. 345: „Eine andere Brigitte (6. Febr. Boll.) richtet, während sie betet, eine zerbrochene Vase wieder her“. Das ist ein Irrtum. Zwar gibt es noch eine andere Brigitta, die ebenfalls aus Irland stammt; ihr Fest ist am 1. Februar, aber ihre Vita (A. S. Febr. I S. 245 ff.) enthält kein Mirakel dieser Art. Am 6. Februar wird keine Brigitta gefeiert, wohl aber die beiden Bischöfe Mel und

7. Durch Hinzufügung von allerlei Details wird dieser Typus weiter ausgestaltet. Im Jahre 508 trug sich, wie im Leben des hl. Fridolin berichtet wird[1]), ein Mirakel zu, das auch kulturhistorisch von Interesse ist[2]). Chlodwig I. saß in Orleans beim Mahle und ließ dem Abt Fridolin Wein darbieten in einem kostbaren Glas, das mit Gold und eingelegten Gemmen verziert war[3]). Durch einen unglücklichen Zufall entglitt es Fridolins Hand und zerbrach in vier Stücke. Der König war sehr betrübt, faßte sich aber bald und forderte den Abt geradezu auf, das Wunder zu wirken[4]), damit die anwesenden heidnischen Vasallen sich bekehrten. Der Abt seufzt über seine Gebrechlichkeit und Schwäche[5]), aber im Vertrauen auf Gottes Hilfe wagt er den Versuch, setzt die vier Stücke aneinander und betet. Da wird das Gefäß so vollkommen hergestellt, daß nicht die geringste Spur eines Bruches zu erkennen ist[6]). Die Heiden bekehren sich und lassen sich taufen.

8. Merkwürdig ist die Erzählung von der Wiederherstellung einer kostbaren alexandrinischen Vase durch das Gebet des hl. Odilo von Cluny († 1048); denn der Bericht, den wir zwei Zeitgenossen Odilos[7]) verdanken, gibt uns lehrreiche Aufschlüsse über das Zu-

Melchu, und da drucken die Bollandisten in ihrem Commentarius historicus (A. S. Febr. I S. 780 B) jenes Kapitel aus der Vita der hl. Brigida, das von Mel und seiner Mitwirkung bei Brigidas Vasenwunder handelt, ab. Daher Toldos Irrtum.

[1]) Vita auctore Balthero (9. Jhd.), A. S. März I S. 436 E. F. = Rerum Gall. script. III par Dom Martin Bouquet 1741 S. 388 f.; Perdrizet Archiv VIII S. 307.

[2]) Thierry, Lettres sur l'histoire de France, Lettre VI (Oeuvres, tom. V Brüssel 1839 S. 69 ff.)

[3]) Vas lapideum vitrei coloris, auro gemmisque mirabiliter ornatum; wir kennen solche Gefäße, gerade in Frankreich hat sich die gallisch-römische Tradition der Glasindustrie lange gehalten, vgl. Kisa, Das Glas im Altertum Bd. III (Leipzig 1908) S. 890 ff.

[4]) Scias ergo, quid Deus inde per te faciat ad sui nominis laudem et honorem: et ut quidam de istis recumbentibus, qui adhuc spreta sanctae Trinitatis fide, paganico ritu idololatriis inserviunt, hoc cernentes in Deum omnipotentem nobiscum credere non tardent.

[5]) Ein gewiß beabsichtigtes Wortspiel in dieser Umgebung: alta suspiria pro suae carnis fragilitate corde tenus extorquens .... sicut ipsa docuit fractura coniunxit in priorem statum fragmenta.

[6]) Vgl. dazu oben S. 68.

[7]) Vita S. Odilonis, auctore Iotsaldo monacho II 12 (Migne, Patrol. Lat. 142 S. 924 ff.); Vita des Petrus Damiani († 1072) A. S. Januar I 74 B, vgl. Günter, Christl. Leg. a. a. O. S. 172; Toldo a. a. O. S. 344; Roskoff, Geschichte des Teufels II S. 175 f.

standekommen solcher Wundererzählungen. Als der hl. Odilo bei Kaiser Heinrich zu Hofe war, ließ ihm der Kaiser bei Tisch ein sehr wertvolles alexandrinisches Glasgefäß mit zerriebener Schminke[1]) geben. Neugierig betrachteten die Mönche den ungewohnten Gegenstand und ließen ihn von Hand zu Hand gehen, bis er zur Erde fiel und zerbrach. Nun forderte Odilo, sehr betrübt und den Zorn des Kaisers fürchtend, die Mönche auf, mit ihm zur Kirche zu gehen, um zu beten, daß denen, die an dem Unfall keine Schuld tragen, kein Schaden entstehe — man beachte, daß er nicht um die Wiederherstellung des Gefäßes betet. Nach dem Gebet ließ sich Odilo das Gefäß bringen, betrachtete es genau, befühlte es und vermochte keine Spur einer Verletzung mehr zu erblicken[2]). Da ließ er die Mönche heftig an, sie hätten wohl Nebel vor den Augen gehabt, sich eingebildet, das Gefäß sei zerbrochen, es sei ja völlig unversehrt. Die Brüder erwiderten nichts, sprachlos vor Staunen über das Wunder.

Die Art, wie der Heilige das Wunder aufnimmt, ist befremdend; er glaubt offenbar nicht daran, sondern an Selbsttäuschung der Mönche. Oder sollte man in seinem Versuch, das Mirakel abzulehnen, eine Äußerung übermäßiger Bescheidenheit erblicken? Derartiges kommt vor. Wir sahen schon, daß der hl. Aldhelm einen Balken wunderbar verlängerte, so daß er das zum Bau erforderliche Maß erhielt[3]). Aus Bescheidenheit aber habe er, um das Wunder zu verheimlichen, den Zimmerleuten vorgeworfen, der Balken besitze ja die nötige Länge[4]). Jedoch fehlt in unseren Berichten über Odilos Wunder jede Andeutuug einer derartigen, an sich nicht undenkbaren Auffassung seiner Worte. Das Richtige werden wir erkennen, wenn wir beachten, wie jenes Wunder bezeugt ist. Jotsaldus, der Biograph des Heiligen, hatte einst mit Bischof Richard, einem Vertrauten Odilos, ein Gespräch, in dessen Verlauf jenes Gefäß er-

[1]) **Vas pretiosissimum vitreum Alexandrini generis cum pigmentis tritis.** Derartige Gefäße, sidonische Reliefgläser und andere Erzeugnisse der hellenistischen Glasindustrie sind im Norden nicht selten gefunden, entweder hat man sie im Orient gearbeitet und von dort ausgeführt, oder sie sind von alexandrinischen Arbeitern in Italien hergestellt, vgl. Kisa, Das Glas im Altertum III S. 718.

[2]) Vgl. dazu oben S. 73 Anm. 6. [3]) Vgl. oben S. 68 Anm. 1.

[4]) **Wilhelmi Malmesbiriensis monachi De gestis Pontificum Anglorum V 216** (S. 362 ed. Hamilton): **ut miraculum dissimularet, modestia convitiorum artifices invasit, quod eum de trabis dampno lusissent, quae nihil minus longitudine aliarum haberet. Illi perpendiculo apposito, signum et emendationem experti laetum erubere; asperitatemque sermonum non aspernanter ferentes victos se virtute Sancti dissimulantis gavisi sunt.**

wähnt wurde, das, „wie man sagte", durch das Gebet des Heiligen zusammengefügt worden sei. Da Jotsaldus nichts Bestimmtes vernommen hatte, fragte er nach dem wahren Sachverhalt. Richard erzählt nun, was er im Gespräch mit Alberich von Como über das Wunder gehört hat, und der hatte an jenem Mahl bei Hof teilgenommen. Aber Augenzeuge des Mirakels war Alberich nicht gewesen, auch nicht Ohrenzeuge jenes Gespräches zwischen dem Heiligen und den Mönchen. Sondern diese hatten ihm beides erzählt, als er kam, um das Gefäß abzuholen und es dem Kaiser wieder zurückzugeben. So beruht also jenes Wunder lediglich auf der Aussage der wunderfrohen Mönche, die es Alberich erzählten. Sie sind gleich bereit, ein Mirakel anzuerkennen, viel rascher als der Heilige selbst, der sich ablehnend verhält. Und gerade das angelegentliche Fragen nach der „Wahrheit" der Sache, das Suchen nach authentischer Bestätigung des „Gerüchts", wie es in Jotsalds Bericht so deutlich zutage tritt[1]), läßt erkennen, daß jene Wundertat damals keineswegs über alle Zweifel erhaben war. Wir sehen hier an einem lehrreichen Beispiel, wie sich ein solches Wunder, das zu den typischen schon damals gehörte, an eine bestimmte Persönlichkeit und an ein bestimmtes Ereignis, das irgendwie dazu eine Handhabe bot, anschließen konnte. Der Glaube und die Freude am Wunder haben es geschaffen, der „Zwang des Typus" war stärker als die zur Besonnenheit mahnende Haltung des Heiligen.

9. Daß diese Mirakel im Zeitalter Odilos typisch waren, mag ein Ereignis aus dem Leben des Papstes Leo IX. zeigen, das ins Jahr 1050 verlegt ist. Wir kennen es aus drei verschiedenen Berichten, die von Zeitgenossen herrühren. Der Biograph Leos, Wibertus, der schon zu Lebzeiten Leos begann, seine Geschichte zu schreiben[2]), erzählt folgendes[3]): Leo besaß als Geschenk des Abtes

---

[1]) Man beachte die Worte des Biographen: **erat vero inter alia mentio de vase quodam confracto, et orationibus Patris, ut fertur, consolidato: unde ego adhuc incertus, ab illo (sc. Richardo) rei veritatem inquirebam sollicitus.** Richard sagt dann: **fama erat de redintegratione cuiusdam vasis vitrei confracti. Hoc, inquam, me respondit Albericus, melius quam te scire fateor; et quia te ex hoc incertum video, ne deinceps sis dubius, audi veritatem .... Haec ita mihi Albericus in veritate narravit, quae etiam a pluribus aliis personis vera esse pro certo agnovi.**

[2]) Watterich, **Pontificum Romanorum vitae**, I S. 127 Anm. 1; Leo starb 1054, Wibertus vollendete seine **Vita** um 1060.

[3]) **Vita S. Leonis II 6 (A. S.** April II S. 660 F; Migne, **Patrol. Lat.** 143 S. 494; Watterich a. a. O. I S. 157), vgl. Perdrizet, Archiv VIII S. 308 f.

Herimarus im Kloster des hl. Remigius einen Becher aus kostbarem Maserholz[1]), den er zu seinem täglichen Gebrauch bestimmt hatte. Ein Diener zerbrach ihn. Der heilige Mann ließ sich die Stücke bringen, setzte sie wie zu seinem Vergnügen zusammen und sagte zu den Anwesenden: Die Majestät des Allmächtigen vermag diese zerbrochenen Stücke wieder ganz zu machen. Sofort ist das Gefäß ganz. Jedoch blieb, zur Erinnerung an das Geschehnis, ein feiner Sprung von Haaresbreite ringsum, ohne daß aber ein Tropfen der Flüssigkeit ausgeflossen wäre. Wibertus weiß dies aus der besten Quelle: sein Gewährsmann war Augenzeuge und hat in frommem Diebstahl dem Heiligen das Wundergefäß gestohlen[2]) — ein ganz köstlicher Zug, der soviel ich sehe vereinzelt ist.

In den Dialogen des Papstes Victor III. wird jenes Wunder etwas anders dargestellt[3]). Zunächst malt er Einzelnes breiter aus: der hölzerne Becher ist Leo lieber als goldene oder silberne, weil er ihm als Andenken teuer ist; darum wagt der Weinschenk, der das Unglück hatte, das Gefäß zu zerbrechen, zuerst gar nicht etwas davon zu sagen; erst als Leo drei- viermal Wein verlangt hatte, gesteht er. Leo läßt sich die zwei Stücke bringen und betet, das Gefäß möge wieder hergestellt werden um der Verdienste des hl. Remigius willen. Es geschieht, und zwar ohne daß eine Spur zurückbleibt. Leo schreibt das Wunder ausdrücklich nicht sich, sondern dem Verdienst des hl. Remigius zu. Man sieht, neben bloßer Ausschmückung stehen wesentliche Abweichungen vom Bericht des Wibertus, vor allem ist die Rolle des hl. Remigius beachtenswert. Victor erinnert, wie schon bemerkt (oben S. 68 Anm. 2), an Benedikts Gefäßwunder; und vielleicht ist es diesem Vorbild zuzuschreiben, daß Victor im Gegensatz zu Wibertus an dem wiederhergestellten Gefäß keinen Sprung mehr erkenntlich sein läßt. Mit der Erzählung Victors stimmt der Bericht des Bischofs Bruno[4]) im wesentlichen

[1]) Scyphum pretiosi mazeris; die Bollandisten ändern in marmoris, mit Unrecht. Denn in den Parallelberichten (siehe unten) wird von einem hölzernen Becher geredet (Victor: lignarium poculum; Bruno: scyphum ligneum). Derartige Becher aus Maserholz (madre; mazarin ist ja heute noch im Gebrauch) werden öfters erwähnt, vgl. die Belege in Du Canges Glossarium unter mazer (Bd. V S. 316).

[2]) Huius rei adest testis congruus, venerandus Hugo iam dictus Chrysopoleos archiepiscopus, qui cum lacrymis se praesentem adfuisse testatur, et devoto furto se illud vas sancto viro abstulisse laetatur.

[3]) Migne, Patrol. Lat. 149 S. 1006 C, 1007 AB.

[4]) Brunonis Libellus de Symoniacis cap. 4 (Mon. Germ. Hist. Libelli de lite imp. et pontif. II S. 549).

überein. Hinzugekommen ist eine Besonderheit, die den Wert des Gefäßes zu steigern bestimmt ist: es soll einst dem hl. Remigius selber gehört haben. Die Wiederherstellung des Gefäßes erfolgt dadurch, daß Leo die Teile eine Zeit lang in der Hand hält; das genügt schon, von Gebet und Anrufung des hl. Remigius ist nichts gesagt. Bruno, der die Vita des Wibertus nicht kennt [1]), weiß gleich zwei Augenzeugen als Gewährsmänner für seine Nachrichten anzugeben.

10. Ebenfalls aus dem 11. Jhd. stammt der Bericht über ein Wunder des hl. Guido [2]), des Benediktinerabtes in Pomposia († 1046). Der Custos der Kirche ließ beim Anzünden der Lichter eine Lampe fallen. Er sammelte die Scherben und legte sie, nach bewährtem Brauch [3]), auf den Altar. Dann ging er zu dem Abt und bat um Verzeihung, die auch gewährt wurde. Zurückgekehrt fand er die Lampe heil vor. Ferner soll Guidos Wundermacht des öfteren bewirkt haben, daß Lampen, die zur Erde fielen, nicht zerbrachen und das Öl nicht ausfloß [4]); ebenso bewahrte er auch ein herabfallendes Gefäß vor dem Zerbrechen und ließ den darin enthaltenen Wein nicht ausfließen [5]).

11. Ein ähnliches Wunder steht in der Translatio S. Viti [6]); da sind es gleich fünf Lampen, die zerbrechen, weil das Seil, an dem der Custos den Leuchter in die Höhe ziehen wollte, zerriß. Am andern Tag werden sie ganz vorgefunden und ein Zeichen des Bruches ist nicht zu erkennen [7]). Der Hagiograph macht selbst auf Analogien aufmerksam, die dies Wunder bei den Reliquien des hl. Vitus in Corvey unter den Mirakeln früherer Heiligen habe [8]).

12. Die Neigung zum Idyllischen, Genrehaften, die jenes Ereignis aus der Jugendzeit des hl. Benedictus (oben S. 68) so deutlich verriet, tritt in reizvoller Weise in einer kleinen Geschichte aus dem Klosterleben zu Tag, welche Cäsarius von Heisterbach im Dialogus

---

[1]) Vgl. Sackur, Mon. Germ. Hist. a. a. O. S. 545.

[2]) Vita auctore monacho Pomposiano coaevo (A. S. März III S. 914 F), vgl. Toldo a. a. O. S. 347.

[3]) Vgl. oben S. 67; 71.

[4]) A. S. März III S. 914 F = 917 E; zu diesem Typus vgl. oben S. 70 Anm. 6 und 72 Anm. 5.

[5]) A. S. a. a. O. S. 913 C D = 917 A.

[6]) A. S. Juni II S. 1037 A.

[7]) Wie so oft, vgl. oben S. 68 f.; 73 f.; 76.

[8]) A. S. Juni II S. 1037 A: novum accedit miraculum, vetustissimis simile signis praecedentium patrum.

miraculorum verzeichnet, der 1223/24 abgefaßt ist[1]). Sie verdient ganz gehört zu werden[2]): „Zu Himmerode war ein guter Laienbruder Namens Eberhard, der Hüter der mittleren Pforte. Dieser ging im Winter bisweilen mit den Brüdern Zimmerleuten in den Wald, um deren Gerätschaften zu bewachen und für sie zu kochen. Als er eines Tages später als sonst aufgestanden war, indessen die Brüder schon zur Arbeit hinausgegangen, beschleunigte er sein Gebet, damit er jenen um so rascher ihre Kost bereiten könne. Während er noch betete, setzte er den eisernen Kessel aufs Feuer, vergaß aber, Wasser hineinzugießen. Natürlich zersprang der Kessel; weil aber kein anderer vorhanden war, fiel der Bruder auf seine Knie und betete flehentlich zu Gott, er möge Erbarmen mit ihm haben und ihm einen Rat geben, wie er den im Dienste Gottes arbeitenden Leuten zu ihrer Mahlzeit verhelfen könne. Der liebe Gott aber beachtete das demütige Flehen seines Dieners und erhörte dessen Gebet. Als dieser sich wieder erhob, sah er den Kessel ganz unverletzt vor sich stehen. Gott preisend goß er Wasser hinein, setzte ihn wieder aufs Feuer, legte das Gemüse hinein und kochte es so rasch als möglich. Als es gar war, zeigte er ihnen an, die Essensstunde sei da; die Brüder kamen, beteten und nahmen ihr Mahl ein. Nach Tisch aber erklärten sie, während der ganzen Zeit, die sie hier verbracht, noch kein so gutes Gemüse gegessen zu haben; auch wunderten sie sich, daß die Essenszeit so rasch herbeigekommen sei; er aber hatte gefürchtet, sie würden über ihn ärgerlich sein, weil er die rechte Stunde verpaßt habe“.

13. Die Mönche sind erstaunt über den trefflichen Geschmack dieser so wunderbar bereiteten Mahlzeit. Als Parallele dazu diene ein Wunder, das Johannes Tinmuthensis (14. Jhd.) vom hl. Petrocus, einem Abt in England (6. Jhd.), erzählt[3]). Er machte durch das Kreuzeszeichen ein zerbrochenes Gefäß ganz, und als man dann Wasser hineinfüllte, ward es so süß, daß er wie seine Confratres in Erstaunen geriet.

14. Manche der oben besprochenen Mirakel, wie die des hl. Donatus und Benedictus, hat Jacobus de Voragine (1230—1298)

[1]) Schönbach, Sitz. Ber. d. Wiener Akad. phil. hist. Kl. Bd. 144 (1902) Abhdl. IX S. 26, Bd. 163 (1909) Abhdl. I S. 2.

[2]) Dial. mir. X 14 (Bd. II S. 228 ed. Strange). Die Übersetzung nach Kaufmann, Annalen d. histor. Vereins für den Niederrhein 53 (1891) S. 51 Nr. 42. Auch Günter, christl. Legende a. a. O. S. 98 verweist auf diese Geschichte.

[3]) A. S. Juni I S. 401 E, vgl. Günter a. a. O. S. 47; 98.

in seine Legenda aurea übernommen[1]). Auch von Johannes dem Evangelisten weiß er ein solches Wunder zu berichten. Schon Isidorus von Sevilla (um 570—636) erwähnt ganz kurz unter den Taten des Jüngers die wunderbare Wiederherstellung von zerbrochenen Gemmen[2]); dagegen liegt bei Honorius von Augustodunum (12. Jhd.) der üblichere Typus vor, da heißt es, Johannes habe ein in viele Stücke zerbrochenes Gefäß ganz gemacht[3]). Und nun, ein Jahrhundert später, gibt Jacobus in der Legenda aurea[4]) eine ausgeführte Wundergeschichte, die vor allem um das Motiv der Heidenbekehrung bereichert ist. Zugrunde liegt die kurze Erwähnung bei Isidor, dessen Werk Jacobus kennt. In Ephesos predigte der heidnische Philosoph Kraton Verachtung der Welt und ihrer Güter; zwei reiche Jünglinge, die er dazu gebracht hatte, ihr väterliches Erbe zu verkaufen und für den Erlös kostbare Steine zu erwerben, veranlaßte er nun, vor allem Volk die wertvollen Steine zu zerbrechen. Johannes, der gerade des Weges daher kam, rügte diese sinnlose Art von Weltverachtung, und an das bekannte Herrenwort anknüpfend sagte er, man hätte besser den Armen das Geld gegeben. Da ruft Kraton aus: Wenn wirklich dein Meister Gott ist und will, daß der Erlös dieser Steine den Armen zugut komme, dann mache sie wieder unversehrt! Da nimmt der Evangelist die Stücke in die Hand, betet, und sogleich sind die Steine ganz wie zuvor. Kraton und die Jünglinge bekehren sich, verkaufen die Steine und geben den Erlös den Armen.

15. Dem 13. Jhd. gehört noch ein Mirakel des hl. Bekenners Petrus in Trevi an, das als Vorstufe zu dem gleich zu betrachtenden Wunder des hl. Antonius von Padua angesehen werden kann. Ein Knabe wurde, so erzählt die bald nach Petri Tod aufgezeichnete Vita[5]), ausgeschickt um Wein zu holen. Aber auf dem Rückweg zerbrach er das Gefäß, der Wein floß aus. Lächelnd machte es Petrus ganz und bewirkte, daß es sich wieder füllte. Das Wunder ist gut verbürgt, sagt der Hagiograph, er hat es von

---

[1]) Vgl. oben S. 67 f.

[2]) De ortu et obitu patrum. cap. 72, 128 (Migne, Patrol. Lat. 83 S. 151 C): gemmarum fragmina in propriam reformavit naturam. Vgl. Perdrizet, La vierge de la miséricorde Paris 1908 S. 30 Anm. 2 und Arch. f. Rel.-Wiss. XIV 1911 S. 56 Anm. 1.

[3]) Speculum Ecclesiae (Migne, Patrol. Lat. 172 S. 835 B): Vas vitreum, quod in multas particulas dissiluit, pristinae sanitati restituit.

[4]) Roze, Légende dorée I S. 95.

[5]) A. S. August VI S. 641 DE.

Augenzeugen vernommen — wie wir sahen, ein beliebtes Mittel, um sich Glaubwürdigkeit zu sichern[1]).

16. Im 14. Jhd. bemüht man sich, diesen allmählich schon etwas abgebrauchten Typus zu steigern und mehr und mehr auszuschmücken. Als Beispiel diene ein Doppelwunder des hl. Antonius von Padua[2]). Auf dem Weg nach Italien ward der Heilige mit seinem Begleiter von einer Frau aufgenommen, die einer zweiten Martha gleich den Gast zu bewirten eilte. Von einer Nachbarin lieh sie sich einen Becher aus Glas, um Wein im Keller zu holen, vergaß aber den Hahn des Fasses zuzudrehen und so lief der Wein aus. Der Begleiter des Heiligen stieß an den Becher, der zerbrach; der Fuß lag da, der obere Teil des Glases dort. Als die Arme den doppelten Schaden entdeckte, weinte sie heftig. Sankt Antonius tröstet sie, betet, und der obere Teil des zerbrochenen Glases setzt sich von selbst auf den Fuß. Ist dieser Schaden geheilt, wird wohl auch der andere zu bessern sein, denkt die Eifrige, eilt vertrauensvoll in den Keller und findet das Faß, das vorher nur halb gefüllt gewesen, nun bis zum Rand voll Weines vor. Doch der Heilige verließ in seiner Bescheidenheit eilig das Haus, damit man ihn ob des Wunders nicht verehre.

Man sieht, wie altüberlieferte Motive — ich erinnere besonders daran, daß es sich wie bei Benedicts Wunder um die Herstellung eines von der Nachbarin entlehnten Gefäßes handelt — gesteigert werden; an dem einen Wunder ist es nicht genug, ein anderes, ebenso typisches, die wunderbare Vermehrung[3]), gesellt sich dazu.

Auf ein weiteres Wunder des hl. Antonius von Padua[4]) möchte ich hinweisen, weil hier das bekannte Motiv der Bekehrung

---

[1]) Vgl. oben S. 76; 77; unten S. 83 Anm. 3. Über diese häufige Fiktion vgl. Günter, Christl. Legende a. a. O. S. 175 ff. und sonst.

[2]) Liber miraculorum, A. S. Juni II S. 730 E F, vgl. Perdrizet, Archiv VIII S. 309. Dieser liber mirac. gehört wohl der zweiten Hälfte des 14. Jhds. an, vgl. Lempp, Zeitschrift f. Kirchengeschichte XI (1890) S. 195.

[3]) An das eben genannte Wunder des sel. Petrus erinnert man sich. Ferner füllt — um nur dies Beispiel noch anzuführen, weil von der hl. Coleta gleich die Rede sein wird — die hl. Coleta ein Gefäß mit Wein, der durch die Unvorsichtigkeit einer Schwester ausgeflossen war, wieder an (A. S. März I S. 553 C D, vgl. 612 B C). Über Vermehrungswunder vgl. Günter, Legendenstudien, Köln 1906 S. 163 Anm. 2—4 und sonst; Christl. Legende a. a. O. S. 97; 172; Toldo, Studien z. vergl. Lit. Gesch. VI (1906) S. 288 ff.

[4]) T. R. T. Hilaire de Paris, Saint Antoine de Padoue (1890) S. 74 (mir unzugänglich); C. de Mandach, Saint Antoine de Padoue et l'art Italien, Paris 1899 S. 297.

vorliegt, verbunden mit einem Wundertypus, den wir ebenfalls schon kennen: durch die auch nach seinem Tode noch wirksame Wundermacht des Heiligen wird ein zur Erde geworfener Becher vor dem Zerspringen bewahrt. Manche Einzelheiten dieses Mirakels erinnern stark an das Wunder des hl. Marcellinus (oben S. 71), bei dem ja auch die Bekehrung des Ungläubigen als wesentlichster Erfolg hervorgehoben wird. Bei einem Gespräch über die Taten des hl. Antonius will einer der Anwesenden, ein Häretiker Aleardino, die Wundermacht des Heiligen auf die Probe stellen. Er nimmt ein Glas vom Tisch und mit den Worten: „Wenn euer Heiliger dies Glas unverletzt erhält, will ich glauben, was ihr sagt" wirft er es vom Balkon, wo sie beim Mahle saßen, herab auf einen Stein. Und es blieb ganz. Aleardino bereut, bringt das Glas den Mönchen, bekehrt sich und wird ein guter Christ.

Gleich den Wundern des hl. Benedictus, so hat auch dies Mirakel des hl. Antonius für die bildende Kunst, vom 16. Jhd. ab, mancherlei Anregungen gegeben. Auf den Fresken des Girolamo del Santo in der Scuola del Santo in Padua findet es sich; man sieht das Gefäß unzerbrochen am Boden, davor steht Aleardino mit ernster Miene in nachdenklicher Haltung und um ihn die übrigen Tischgäste, die Zeichen lebhaften Erstaunens geben[1]). Eine Darstellung des gleichen Wunders unter den Fresken des Ambulatorio in Padua, die mit der genannten viel Ähnlichkeit hat, scheint ebenfalls von Girolamo del Santo herzurühren[2]). Auch das Oratorium von Camposampiero nördlich von Padua, wohin sich Antonius kurz vor seinem Tode zurückgezogen hatte, ward mit Fresken ausgeschmückt, die aus der Schule des Bonifazio stammen. Neben anderen Ereignissen aus dem Leben des Heiligen ist auch Aleardinos Bekehrung dargestellt[3]). Dies ist die einzige Darstellung, auf der der Geist des Heiligen beim Wunder anwesend gedacht wird, von der Höhe eines gotischen Turmes herab segnet Antonius das Gefäß[4]). Für die Kapelle des Heiligen in San-Petronio zu Bologna hat Girolami Pennacchi (vor 1538) das Wunder gemalt[5]). All diese Werke bringen zwei Szenen zur Darstellung: oben die Gäste beim Mahl, unten die darauf folgende Szene, Aleardino, der her-

[1]) Mandach, a. a. O. S. 271 f.; 297 f.; Abb. S. 298.
[2]) Mandach, a. a. O. S. 276; 299.
[3]) Mandach, a. a. O. S. 278.
[4]) Mandach, a. a. O. S. 300.
[5]) Mandach, a. a. O. S. 299.

abgestiegen ist, um die Tatsache der wunderbaren Erhaltung festzustellen. Giovanni Maria, genannt Mosca, und Paolo Stella haben um 1520—29 auf einem Relief in der Kirche des Heiligen zu Padua die obere Szene beiseite gelassen und bringen nur die zweite zur Darstellung, wo das Gefäß unzerbrochen am Boden liegt, bestaunt von den lebhaft erregten Zuschauern[1]). Gesteigert ist das Wunder dadurch, daß der Becher im Fallen eine Fliese des Steinbodens zerbrach, ohne selbst Schaden zu nehmen.

17. In dem Wunder des hl. Donatus, das Gregor d. Gr. berichtete, hat, wie wir sahen (oben S. 68), der Teufel eine Rolle gespielt. Noch im 15. Jhd. erinnerte man sich jenes Mirakels, nur läßt man, dem in dieser Zeit herrschenden Geschmack entsprechend, den Teufel viel drastischer eingreifen. Die hl. Coleta (15. Jhd.) hatte, wie ihr zeitgenössischer Biograph Petrus a Vallibus meldet[2]), die nützliche Gewohnheit, in Gegenden, wo das Wasser wenig gut oder ungesund war, es vor Gebrauch zu kochen. Das scheint den alten Erbfeind der Menschheit geärgert zu haben; denn als die Heilige sich wieder einmal Wasser abkochte und außer dem Gefäß, das sie benutzte, gerade kein anderes zur Hand war, da erschien der Teufel und schlug mit einem dicken Stock dermaßen auf den Topf, daß er in über hundert Stücke zersprang. Aber wie der hl. Donatus sammelte Coleta die Scherben, und alsbald war der Topf so ganz und schön wie zuvor[3]).

18. Der Teufel stellte dieser Heiligen, wie es scheint, gerne nach; auf Anstiften des bösen Geistes zerbrach ihr einst ein Elfenbeintäfelchen mit Darstellungen der Passion, das die Heilige besonders liebte[4]). Sie gab es ihrem Beichtvater, damit er es reparieren lasse; auf dem Weg trieb ihn die Neugierde, nach dem Täfelchen

---

[1]) Mandach, a. a. O. S. 299, Abb. S. 300.

[2]) A. S. März I S. 566 A.

[3]) Sicut enim de S. Donato legimus, quod ipse collectis fragmentis calicis conquassati, calicem integrans in formam pristinam reduxit, nullo signo remanente (vgl. dazu oben S. 77 Anm. 7), similiter fragmentis ampullae diligenter a Christi ancilla collectis et elevatis oculis et corde ad Deum, subito reintegrata fuit omnino et pulchra ut prius. Toldo, Studien a. a. O. V S. 346 schreibt, Coleta bringe durch „Bekreuzung" eine zerbrochene Flasche wieder in Ordnung und das Wasser sei aus der Flasche nicht ausgeflossen; von beidem steht im Text der Vita nichts.

[4]) A. S. März I S. 563 BC, vgl. die andere Version im Summarium virtutum et miraculorum, das von der Ordensschwester Petrina de Balma herrührt, ebenda S. 612 EF.

zu sehen — und es war ganz, keine Spur zeugte davon, daß es einmal zerbrochen war[1]).

19. Mit dem letzten Wunder steht die hl. Coleta nicht allein, ähnliches wird von manchem Heiligen berichtet; einige Beispiele mögen genügen. Der hl. Vedastus soll eine Kirchenmauer, die zusammenzustürzen drohte, wieder aufgerichtet haben[2]). Durch Kreuzeszeichen und Segen stellte der hl. Hadelinus eine zerbrochene Tür wieder her[3]). Das Gebet der hl. Margarita zerbricht einen Wagen und macht ihn wieder heil[4]). St. Aldhelm bewirkte, daß eine wundervolle Altarplatte aus Marmor, die er in Rom erworben hatte, und die auf dem Transport in zwei Stücke gegangen war, wieder ganz wurde. Gleichzeitig verhalf er auch dem zusammengebrochenen Lasttier wieder zu Kräften. Damit die Erinnerung an das Wunder nicht erlösche, sagt der Biograph, Wilhelm von Malmesbury[5]), ist noch jetzt eine ganz feine Linie, die die Stelle des Bruches erkennen läßt, vorhanden — also auch hier jenes bekannte Motiv[6]). Auch der hl. Amandus machte eine zerbrochene Altarplatte ganz[7]); wieder sind es Kreuz und Gebet, die das Wunder bewirken. Hier dient nicht nur die feine Bruchlinie als Zeugnis

[1]) Bei Petrus a Vallibus, a. a. O. 563 C wird gesagt: voluit curiose respicere dictam tabulam, quam signavit signo crucis; daher wird wohl Toldos Verwechselung herrühren (oben S. 82 Anm. 3). Petrina nennt als Gewährsmann den, der's am besten wissen mußte, eben jenen Pater Henricus: prout mihi sancte affirmavit is, inter cuius manus miraculum accidit, P. Henricus.

[2]) Toldo a. a. O. S. 345 behauptet, er habe dies durch das Kreuzeszeichen vollbracht. In den Miracula S. Vedasti, A. S. Februar I 808 C steht nichts davon. Ferner sagt Toldo a. a. O., er habe außerdem eine zerbrochene Marmorvase zusammengesetzt — auch dies kann ich in den Quellen nicht nachweisen. Von der wunderbaren Zerstörung der Becher, welche nach heidnischem Ritus geweiht waren, ist oben S. 69 Anm. 1 die Rede gewesen.

[3]) Vita auctore Notgero (10. Jhd.) A. S. Februar I S. 376 B, vgl. Toldo S. 345. Der Schluß: admiratione cunctos adstantes replevit, seque domi iactantiam fugitans abdidit, erinnert an die Bescheidenheit, die der hl. Antonius von Padua zeigte (oben S. 80).

[4]) A. S. Januar II S. 904 E, vgl. Roskoff, Geschichte des Teufels, S. 175.

[5]) De gestis Pontificum Anglorum V 22 (ed. Hamilton S. 373), vgl. Günter, Christl. Legende a. a. O. S. 121.

[6]) Vgl. oben S. 67 f.; 76.

[7]) A. S. Februar I S. 861 F, 862 A; das gleiche Wunder steht auch in den Viten des hl. Agilis (A. S. August VI S. 584 D E) und des hl. Faro (A. S. Oktober XII S. 615 E), weil diese bei dem Mirakel des hl. Amandus anwesend waren.

des Geschehenen, sondern auch eine Inschrift. Der Heiligkeit des Priesters Godeschalk von Volmarstein ist es zu verdanken, daß ein zerrissenes Corporale wieder völlig unversehrt wurde, wie Cäsarius von Heisterbach erzählt[1]). Wie nützlich solche Wunderhilfe werden kann, erfahren zwei Nonnen, die ihrer Äbtissin ein Kleid anfertigten; dabei zerschnitt die eine ein Stück des Zeuges, aber der hl. Vodalus machte auf ihre Bitte hin das Kreuz über den Stoff und so ward er wieder ganz[2]).

20. Es ist auffallend, daß dieser in den Heiligenleben so beliebte, trotz allem Schematischen doch mannigfach abgestufte und mitunter ganz reizvolle Typus in der altchristlichen Legendenliteratur zu fehlen scheint, ich wenigstens vermag kein Beispiel nachzuweisen. Und es wäre doch sehr nahe gelegen, ihn aus einem Wunder, wie dem folgenden zu entwickeln: Als Jesus sechs Jahre alt war, so berichtet die apokryphe Kindheitserzählung des Thomas[3]), schickte ihn seine Mutter aus, um Wasser zu schöpfen. Im Gedränge stieß er an und der Wasserkrug zerbrach. Nun füllte Jesus das Wasser in sein Gewand und brachte es auf diese Weise seiner Mutter. In dem arabischen Kindheitsevangelium wird das Wunder gesteigert; nicht der leere, sondern der schon gefüllte Krug zerbricht, und Jesus fängt das Wasser so wunderbar geschickt auf, daß er in seinem Gewand ebensoviel nach Hause bringt, als in dem Krug enthalten war. In einer weiteren Version ist es ein Mädchen, das ihm den Krug zerbricht. Aber nirgends ist davon die Rede, daß das Gefäß durch ein Wunder ganz gemacht wird. Erst ein deutsches Gedicht weiß davon zu erzählen „Wie Jesus einem Kinde sein Krüglein wieder ganz gemacht“ [4]).

III.

Was wir in den Apokryphen vergeblich suchten: daß der am Brunnen zerbrochene Krug wunderbar hergestellt wird, das finden wir in orientalischen Erzählungen mehrfach. Dasûki, ein Gefährte des Propheten Mohammed erzählt solch ein Wunder von sich[5]): „Es gibt einige Jungfrauen, die gingen hin, um Wasser aus

[1]) Dialogus miraculorum IX 67 (Bd. II S. 216 f. ed. Strange, vgl. Kaufmann, Annalen d. histor. Vereins f. d. Niederreihn 53 (1891) S. 96 f. Nr. 24.

[2]) A. S. Februar I S. 692 D, vgl. Toldo a. a. O. S. 345.

[3]) Kap. 11, vgl. Hennecke Neutestamentliche Apokryphen 1904 S. 171.

[4]) Vgl. A. Meyer bei Hennecke, Handbuch zu den Neutestamentlichen Apokryphen S. 139.

[5]) Curtiß, Ursemitische Religion, deutsche Ausgabe 1903 S. 61.

dem Brunnen zu schöpfen. Als sie ihre Krüge gefüllt hatten, da stießen drei von ihnen die vierte, die lahm war. Sie begann zu weinen. Ich ging zu ihr hin und sprach: „Warum weinst du?“ Sie antwortete: „Weil ich lahm bin, so verhöhnten und stießen mich meine Gefährtinnen und zerbrachen meinen Krug.“ Ich nahm die Stücke vom Krug und setzte sie wieder zusammen.“

Eine ganz ähnliche Geschichte hat sich an ein Heiligtum angeschlossen, das unter dem Namen „Mutter der Scherben“ bekannt ist; sie wird dort in zwei Fassungen erzählt, einer kürzeren poetischen und einer ausführlicheren in Prosa. Die erste lautet[1]): „Einst lebten vier Jungfrauen, jede unter dem Schutze eines besonderen Heiligen; eine von ihnen, die Herrin des in Rede stehenden Heiligtums, hieß Ardscha, d. h. die Lahme, oder Fâtima. Begleitet von ihren drei Freundinnen ging sie an die Quelle, wo jene vier Heiligen ihren Sitz hatten. Um Wasser zu schöpfen ließen die Gefährtinnen nacheinander ihren Krug hinunter. Sie waren im Begriff den Heimweg anzutreten, als Ardscha nur die Henkel ihres Kruges wieder heraufzog. Ihr Patron hatte den Krug zerbrochen, obwohl sie ihm treu gedient hatte. Da drangen die Freundinnen in sie, ihn zu verlassen und einen andern zu wählen, vergebens. Sie erklärte, ihm treu bleiben zu wollen. Gerührt von so viel Treue befahl er ihr, ihm die Henkel zu geben. Nach wenigen Augenblicken zog sie ihren Krug herauf, voll Wasser und schöner als vorher“.

Der Schluß erinnert an Einzelnes aus den christlichen Legenden; der Krug ist schöner geworden, so gut wie das Wasser im Becher des hl. Petrocus (oben S. 78) und das Gemüse im Kessel Eberhards (oben S. 78) trefflicher schienen als je zuvor. Auch zu der Tendenz des Wunders fehlt es nicht an Parallelen: die Treue und das Vertrauen des Mädchens wird ebenso belohnt wie der Glaube jenes Diakons, von dem Gregor von Tours sprach (oben S. 67). Und was vor allem zu beachten ist, wir haben es hier mit einer ätiologischen Legende zu tun, ebenso wie wir in manchen der früher betrachteten Berichte Aitia erkannten[2]). Denn an der Stätte, wo Ardscha begraben liegt, werden Tonkrüge, die man gelobt hat, zerschlagen. Das Primäre ist natürlich dieser Brauch; sekundär ist seine volkstümliche Deutung und Erklärung, wie sie in der eben angeführten Geschichte vorliegt. In der Prosaversion[3])

[1]) Curtiß, a. a. O. S. 88 f.
[2]) Vgl. oben S. 66 ff.
[3]) Curtiß a. a. O. S. 300 ff.

werden Einzelheiten weiter ausgeführt, vor allem wird die Beziehung Ardschas zum heiligen Ort klarer. Nicht ihr Schêch zerbricht den Krug, sondern mit seiner Erlaubnis die andern Heiligen, um sie auf die Probe zu stellen und ihr scheinbar zu beweisen, daß jener keine Macht habe. Trotzdem hält sie an ihm fest, und er wirkt denn auch als Dank für ihre Treue das Wunder[1]). Er beugte sich über den Brunnen und sprach: „Im Namen Gottes des Barmherzigen und Erbarmers", worauf er ihren Krug ganz und mit Wasser gefüllt heraufbrachte. Dann gab er ihr aus dem Krug zu trinken und machte sie dadurch zu einem heiligen Weib, zu einer Schêcha. Später, als sie ihren Tod herannahen fühlte, begab sie sich an jenen Ort, der jetzt „Mutter der Scherben" heißt, dort haust sie segenspendend unter den Steinen, auf denen Frauen in Erfüllung eines Gelübdes für erbetene und erhaltene Wohltaten ihre Krüge zerbrechen.

Kenner orientalischer Literatur werden wohl noch manche Legende nachzuweisen vermögen, in der von wunderbarer Herstellung eines zerbrochenen Gefäßes die Rede ist[2]). Ein persischer Spruch läßt darauf schließen, daß derartiges nicht so ganz selten war; Chardin teilt ihn mit[3]): „Le verre rompue se remet en son entier; combien plus l'homme peut-il être rétabli dans le sien, après que la mort l'a mis en pièces". Ich weiß

[1]) Auch andere Wunder vollbringt der Heilige an ihr, er heilt sie, die blind und lahm war, schenkt ihr schönes langes Haar, kleidet sie und macht sie reich; vgl. dazu meine Antiken Heilungswunder S. 89 Anm. 3.

[2]) Vielleicht darf auch auf einen Abschnitt des Korans verwiesen werden. Sure 18 Vers 76 ist die Rede von einem „fremden Knecht", der mit Moses zusammentraf und durch allerlei wunderbare Taten bei Moses Staunen erregte. Auf ihrer Wanderung gelangten sie an eine Stadt, deren Mauer einstürzen wollte; da richtete sie der Fremde, ähnlich dem hl. Vedastus (oben S. 83) wieder auf. Spätere Erklärer deuten diesen Unbekannten, der im Koran keinen Namen trägt, fast einstimmig als Chidher (vgl. Vollers, Archiv für Religionswissenschaft XII 1909 S. 234 ff.). Buchâri sagt, er habe dies Wunder durch Bestreichen mit der Hand geübt (Vollers a. a. O. S. 244) und ebenso heißt es auch in dem Kommentar des Tabari (vgl. Vollers a. a. O. S. 246), während ein anderer Erklärer, Quastallâni meint, über das Wie des Wunders sage der Text des Korans nichts aus, aber die bei den genannten Erklärern angegebenen Weisen seien der Art des Propheten und den Wundern der Heiligen angemessen (Vollers a. a. O. S. 250). Wir haben hier einen wertvollen Beleg für den Glauben an die Wunder wirkende Macht des Bestreichens mit der Hand.

[3]) Voyages du Chevalier Chardin en Perse, nouvelle édition par L. Langlès tom. IV Paris 1811 S. 148.

nicht, ob Goethe an diese Sentenz dachte, als er 1827 ein kleines Gedicht ins Buch der Parabeln im westöstlichen Divan einreihte[1]). Es mag hier den Schluß bilden:

Wunderglaube

Zerbrach einmal eine schöne Schal'
Und wollte schier verzweifeln;
Unart und Übereil' zumal
Wünscht' ich zu allen Teufeln.
Erst rast' ich aus, dann weint' ich weich
Beim traurigen Scherbelesen;
Das jammerte Gott, er schuf es gleich
So ganz, als wie es gewesen.



Land und Leute in der Herrschaft Laubach vor 90 Jahren.

Von Pfarrer Nebel, Laubach.

Meine Forschungen über die Flurnamen haben mein Interesse für die Geschichte und Kulturgeschichte meiner engeren Heimat lebhaft geweckt, haben mir auch hierin neue und vollkommenere Erkenntnisse vermittelt und mich Quellen auffinden lassen, die mir sonst wohl verborgen geblieben wären. Es war nur natürlich, daß ich die mich so ganz in ihren Bann ziehende Sammlung der Flurnamen zu einem stehenden Gesprächsthema machte, um immer mehr Neues, unter leichter Decke der Vergessenheit Schlummerndes aus alter Zeit ans Licht der Gegenwart zu fördern und womöglich Dokumente aus alter Zeit ausfindig zu machen. So wurde mir gelegentlich eines derartigen Gesprächs ein dickes Heft mit Aufzeichnungen des 1869 im Alter von 72 Jahren verstorbenen Kreisarztes Dr. Köhler von dessen Enkelin gezeigt und freundlichst zur Verwertung überlassen. Es enthält eine systematische Darstellung von Land und Leuten seines Physikatsbezirks, der mit der ehemaligen Herrschaft Solms-Laubach zusammenfiel. Köhler hat sie nach den ersten Jahren seiner hiesigen Wirksamkeit aus genauer Kennt-

[1]) Vgl. Burdachs Anmerkung in Bd. V der Cottaschen Säkularausgabe S. 408.

nis und Forschung, teilweise statistisch genau zu Werk gehend, verfaßt, ob irgendwie zur Veröffentlichung bestimmt, ob als Denkschrift für seine vorgesetzte Behörde gedacht, oder ob bloß sich selbst zur Freude und zum Nutzen, bleibt eine offene Frage. Genug, das interessante Werkchen ist da, und wir danken dem Verfasser die klare, ausführliche, erschöpfende Darstellung aller Verhältnisse, die uns vergönnt, einen Blick in die Vergangenheit zu tun, der mich vielfach bewegt und erstaunt hat und zu Schlußfolgerungen anregt, die mit wenigen Worten auszusprechen ich mir bis zum Schluß meiner Darstellung verspare. In der Hoffnung, daß die Mitteilungen Dr. Köhlers in kulturgeschichtlicher und volkskundlicher Beziehung auch für weitere Kreise Interessantes bieten, bin ich gern der Anregung gefolgt, dieselben in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen, indem ich uns hier nicht interessierende Kapitel, wie über Klima und Bodenbeschaffenheit, weglasse und aus ihnen nur kulturgeschichtlich Wertvolles gelegentlich einflechte, weitläufige Partien kürze und Zusammengehöriges zusammenziehe, im übrigen aber dem Verfasser möglichst selbst das Wort lasse. Die Arbeit scheint im Jahr 1826 niedergeschrieben zu sein, denn das ist die späteste Jahreszahl, die vorkommt. Bemerkt sei noch, daß der Verfasser ein Schüler und Jünger Hufelands war, was sich mehrfach bemerkbar macht.

Im ersten Kapitel „Bestandteile und Grenzen" ist die Häuser- und Seelenzahl der einzelnen Ortschaften auch volkskundlich nicht uninteressant, wenn wir sie nicht als trockene statistische Angaben betrachten, sondern als Mittel ansehen, uns die damalige von der heutigen ziemlich abweichende Verteilung und Gruppierung der Bevölkerung und ihre dadurch und durch ihre Erwerbsverhältnisse bedingte Lebenshaltung zu vergegenwärtigen. Wir erfahren, daß Laubach 286 Häuser und 2098 Einwohner zählt, daß eine bedeutende Barchentfabrik viele ernährt, und, wie ein späterer Nachtrag bemerkt, eine im Entstehen begriffene Steingutfabrik viel Gutes für die Stadt und Umgebung verspricht, während heute außer einigen kleineren Zigarrenfabriken keinerlei Industrie hier heimisch ist. Dann kommt Freienseen mit 190 Wohngebäuden und 1020 Ew., dessen Fabriken von Siamoisen und gefärbten leinen und baumwollenen Stoffen, sowie Bleichen berühmt seien. Ferner Lardenbach mit 55 Häusern und 300 Ew., dessen Bevölkerung größtenteils aus Webern besteht, welche für die Fabriken zu Freienseen arbeiten. Ilsdorf hat 20 Häuser mit 95 Bewohnern, Ruppertsburg besitzt 94 Wohngebäude mit 495 Ew.; in seiner Nähe liegt die Friedrichshütte, die aus

einem Hochofen, Ziegelofen, einer Formerei, Eisenschleiferei und Zahnhammer besteht. Die sog. kleine Gießerei liefert nützliche und schöne Mode- und Luxusartikel, sowie kleineres Hausgeräte, Porträts usw. Sodann kommt Wetterfeld mit 67 Häusern und 420 Ew. Ohnweit davon der Hessenbrücker Eisenhammer mit einem Stabhammer, der die Masseln von der Friedrichshütte bezieht, und das Hessenbrückische Braunkohlen-Bergwerk. Gonterskirchen zählt 73 Häuser und 370 Ew., die Ackerbau und Viehzucht treiben, Einartshausen 70 Wohnungen und 440 Ew. Utphe hat 85 Wohnungen mit 513 Bewohnern, die starken Ackerbau und Viehzucht treiben. Inheiden hat 54 Häuser mit 354 Ew., Trais-Horloff enthält 55 Wohnhäuser mit 296 Ew., Wohnbach zählt 99 Wohnhäuser und 540 Ew. Außerdem gehören zu diesem Bezirk noch mehrere Höfe, viele Mahl- und Lohmühlen und eine Ziegelhütte, die ungefähr 10 Minuten von Laubach entfernt liegt, im ganzen also 1200 Wohngebäude mit rund 6800 Bewohnern, darunter nur 59 Katholiken, aber gegen 200 Juden. Von diesen 6800 Bewohnern sind Kinder unter 14 Jahren: 1740, Personen über 14 Jahre 4770, Dienstboten, Fabrikarbeiter, Handwerksgesellen und Jungen 280.

II. Beschaffenheit der Wohngebäude und Bauart derselben. Gewöhnlich werden die Fundamente von guten Basaltsteinen aufgemauert und umschließen den Keller; darauf ruht nun eine ein- auch zweistöckige Carcasse, deren Gefächer erst ausgestückt, mit Strohleimen umwickelt und mit demselben überschmiert werden. Seither benutzte man hauptsächlich kräftiges Eichenholz zu Bauten, da dieses aber seltener und infolge davon merklich teuerer geworden ist, ging man dazu über, jetzt auch minder dauerhafte Holzarten zu verwenden. Gebäude von bloßem Mauerwerk, oder auch von bloßen Lehmsteinen aufgemauert, sind äußerst selten, was Verfasser im sanitären Interesse sehr bedauert, da solche Wohnungen sehr trocken seien. Das Dach wird gewöhnlich mit gebrannten Ziegelsteinen, selten mit Schiefer gedeckt. Die Zahl der Strohdächer und der mit Schindeln beschlagenen Häuser verringert sich täglich. Auf den Dörfern besitzt beinahe jedes Haus hinlänglichen Hofraum und die nötigen Nebengebäude, gewöhnlich auch ein kleineres oder größeres Gartenstück, so daß es hier nicht an dem nötigen Luftzug und wohltätiger Einwirkung der Luft- und Sonnenwärme mangelt. In dem Städtchen hingegen hängen die Wohnungen dicht an einander, sind bloß durch enge, winklichte, krummlinige Straßen getrennt und entbehren sehr der an den Dorfwohnungen eben gerühmten

Vorzüge. Diese Schilderung trifft vielfach für Laubach noch heute zu, obwohl sich hier die Verhältnisse sehr gebessert haben. Es klingt ganz wunderbar, wenn wir hören, daß an diesem und jenem Platz oder in einem Hofe früher noch ein Haus oder vielmehr Häuschen gestanden habe. Viele alte Häuschen stehen noch, sind aber geräumt und dienen als Aufbewahrungsräume und Werkstätten, während andererseits ein ganzer neuer Stadtteil außerhalb der alten Mauern entstanden ist. Wenn wir uns nun denken, daß in dem alten, räumlich so kleinen Laubach, das damals noch großenteils mit Mauern umgeben war, beinahe 300 Menschen mehr hausten, als heute die Bevölkerung beträgt, so bekommen wir allerdings einen furchtbaren Begriff von der Engigkeit und Dichtigkeit der Bevölkerung, und uns graut, wenn wir uns klar machen, wie zusammengepfercht die Menschen gewohnt haben müssen. — In sanitärer Beziehung lassen die Wohnungen allenthalben viel zu wünschen übrig. Der Arzt klagt, daß die Mehrzahl der Wohnungen sehr niedrige, dunkle Stübchen mit einem oder zwei kleinen Fensterchen habe, welche zwar die Heizbarkeit befördern, aber die wohltätigen Sonnenstrahlen nur mühsam und kärglich eindringen lassen. Dienen solche Wohnstuben gleichzeitig als Schlafstuben, sind, wie dies häufig der Fall ist, die Insassen mit einem Häuflein kleiner Kinder gesegnet, ist darin der notwendigste Hausrat nebst Gewerbegerätschaften, z. B. Webstühlen usw. untergebracht, hausen darin noch Tiere, z. B. Hunde, Katzen, Hühner, Vögel, wird hier die Wäsche gewaschen, Kinderwindeln getrocknet, treibt in demselben Raum der Hausvater sein oft die Luft verderbendes Handwerk, so begreift man leicht, daß dadurch, sowie durch die Ausdunstungen und Entleerungen der lebenden Wesen die in einem solchen Zimmer eingeschlossene Luft stinkend und wahrhaft verpestet wird, um so mehr, als man, um Holz zu sparen, sorgfältig jede Luftveränderung zu verhüten sucht.

Die Treppen der Häuser sind gewöhnlich finster, schmalspurig und schneckenförmig. Die Öfen sind meist von Eisen und werden mit Holz, jetzt zuweilen auch mit Braunkohlen (aus dem nahen, damals noch nicht lang eröffneten Hessenbrückenhammer-Bergwerk) geheizt. Letztere verursachen aber, zumal bei nebeliger, feuchter Witterung, einen unerträglichen Gestank, der gewöhnlich heftiges Kopfweh und Schwindel erregt. Die Braunkohlen stehen jetzt beinahe mit dem Holz auf einer Preisstufe. Gewöhnlich dienen die Öfen gleichzeitig auch als Kochherde, und man findet deshalb in allen solchen Wohnungen eine unerträgliche Hitze.

Die Stallungen sind gewöhnlich nahe bei den Wohnungen der Menschen, oft unter einem Dach mit ihnen. Von den Ausdünstungen des Viehs und des in engen Höfchen oder Gruben vor dem Haus aufgespeicherten Mistes haben die Bewohner viel zu leiden; auf den Dörfern ist das nicht so schlimm, weil da mehr Raum und frischerer Luftzug ist, aber in Laubach kann man geradezu von Luftverunreinigung und Verderbnis reden. Ganz sind auch heute diese Zustände noch nicht geschwunden. Es gibt noch heute Häuser, bei welchen beim Misten des Stalls der Mist durch den Hausgang hindurch mit dem Mistkrappen auf die Miststätte gezogen werden muß.

Abschnitt III und IV handeln von der physischen Beschaffenheit der Erdoberfläche und der physisch-chemischen Beschaffenheit des Erdbodens. Sie interessieren uns hier nicht; einzelnes aus ihnen soll bei einer späteren Gelegenheit eingeflochten werden. Aus dem V. Abschnitt, „Erzeugnisse des Bodens", sei nur bemerkt, daß Cerealien aller Art, sowie Klee und Brachfrüchte gedeihen, daß aber namentlich Klee- und Kartoffelbau mit vorzüglichem Erfolg überall betrieben wird. Die Dreifelderwirtschaft ist noch allgemein üblich, jedoch wird auch das Brachfeld zu ungefähr zwei Dritteln bepflanzt. Die starke Schafzucht und die sogenannten Schäfereigerechtigkeiten stehen hier einer Verbesserung besonders im Wege. Die gezogenen Früchte werden teils im Bezirk selbst konsumiert, teils nach Frankfurt abgesetzt. Erfreulicher Weise ist die Liebe zur Baum- und Obstkultur geweckt, die seit kurzem besonders tätig betrieben wird. Der Ackerbau wird gewöhnlich mit Rindvieh betrieben, doch fängt man neuerdings auch an, denselben mit Pferden zu besorgen. Der früher große Wildstand wird täglich vermindert, so daß sich auch hier dem Landbau schönere und freundlichere Aussichten eröffnen. Die Wege sind in entsetzlichem Zustand, denn außer der Heerstraße von Frankfurt nach Alsfeld, die das Amt Utphe durchschneidet und am hiesigen Bezirk vorbeiläuft, sind sie namentlich in Herbst und Frühjahr bei regnerischer Witterung gar nicht zu befahren.

Einen VI. Abschnitt „Klima" ganz übergehend, kommen wir nun zu dem volkskundlich interessantesten Hauptteil VII, der die Überschrift „Einwohner" trägt und in mehrere Unterabteilungen zerfällt.

1. Physische Konstitution der Bewohner.

Trotz aller, durch die mannigfaltigsten Einflüsse hervorgerufenen Verschiedenheiten kann man doch einen gewissen Grundtypus der

Bildungsform nicht verkennen; dessen Charaktere sind: mittlere Körpergröße, starker Knochenbau, nerviger, kräftiger, muskulöser Habitus, mehrenteils blonde Haare, bläuliche, ins graue und gelbgrünliche hinspielende Augenfärbung, regelmäßige, Gesundheit verratende Gesichtsbildung und -Farbe, gewöhnlich schlanke Körpergestalt und ein eigentümlicher, Biederkeit und Frohsinn aussprechender Gesichtsausdruck. Doch gelten diese ausgesprochenen Merkmale mehr für den Landbewohner als für den mehr verweichlichten, geschwächten Städter. Die Weiber entsprechen im Ganzen dieser Charakteristik, nur daß alles zärter, runder, weniger scharf ist. Schönheit, wenn man keine zu hohen Ansprüche macht, ist beiden Geschlechtern nicht abzusprechen, und es ist erfreulich zu bemerken, wie in diesem Punkt die Vaccination wohltätig in den letzten Dezennien gewirkt hat.

2. Psychische Konstitution der Bewohner.

Auch bei den Bewohnern des hiesigen Bezirks kann man von einem Nationalcharakter sprechen, der ungefähr folgende Grundzüge trägt: Biederkeit, strenge Rechtlichkeit, Offenherzigkeit, Gemütlichkeit und Gastfreundschaft sind Hauptzüge. Die Geistestätigkeiten können durch tüchtigen Unterricht dem Grad ihres Standpunkts gemäß emporgehoben werden, wenn anders hier nicht Vorurteile und das Kleben am Alten störend und zurückhaltend einwirken. Schreiben, Lesen, niedre Arithmetik, geringe Begriffe von Länder- und Völkerkunde und ziemlich natürlicher Religionsunterricht sind diejenigen Richtungen, nach welchen die intellektuellen Kräfte des Kindes bis zum 14. Jahre hingeleitet werden. Wohltätigkeit und Milde bei nicht glänzenden, zuweilen drückenden Vermögensumständen sind erfreuliche Blüten und Früchte des guten Herzens der Bewohner. Doch sind ihnen Leichtgläubigkeit, Vorurteile und Aberglaube auf der anderen Seite nicht fremd, und spielen Leidenschaften, zumal der Zorn, der vorzüglich bei den zahlreichen Trinkgelagen erregt wird, keine kleine Rolle. Der hiesige Bewohner ist tätig und arbeitsam, wenn er gleich auch sehen muß, wie die Früchte seines Fleißes kaum hinreichen, ihn selbst und seine gewöhnlich zahlreiche Familie nur auf die notdürftigste Art zu ernähren.

3. Physische Erziehung der Kinder.

Das neugeborene Kind wird, sowie es gewaschen ist, sogleich in festeinschnürende wollene Einschlagetücher und Windeln vermittelst der Wickelschnur fest eingeengt, wodurch nicht allein das Atmen erschwert, sondern überhaupt auch jede Bewegung und der

Gebrauch der Glieder möglichst beschränkt und verhindert wird. Dabei hält diese dicke Umhüllung das zarte Geschöpf beständig in Schweiß, der noch mehr durch die schwere Federdecke, worin die Kinder gleichsam begraben werden, begünstigt wird. Gewöhnlich unterzieht sich die Mutter, wenn nicht physische Verhinderung vorliegt, der natürlichen Pflicht des Selbststillens, ist aber sehr besorgt, daß es dem Säugling nicht an Nahrung fehle, und so wird derselbe schon im Verlauf der ersten Wochen mit Mehlbrei überfüttert, wodurch schon in der frühsten Lebensperiode der Grund zu den mannigfaltigsten skrophulösen Krankheitsformen gelegt wird. Nebenbei wird nicht versäumt, dem Kind anhaltend einen Lutscher zu reichen, der aus Zucker und Brod zusammengesetzt, zur Säure des Magens und Verschleimung desselben mitwirkt. Geht die Mutter zur Feldarbeit, so wird das kleine Geschöpf mitgenommen, draußen auf ein Tuch auf die feuchte Erde gelegt, wodurch viele rheumatische Übel verursacht werden. Gewöhnlich wird das Stillen zu lange fortgesetzt, mindestens 1 Jahr, meistens aber bis zu 1½ bis zwei Jahren, um einer neuen Schwangerschaft vorzubeugen. Das den Kopf betäubende Schaukeln und Wiegen der Kinder ist fast noch durchgehends in Gebrauch und dient auch dazu, das Schreien und Weinen der Kleinen, das sehr oft in geringem Übelbefinden und Unbehaglichkeiten seinen Grund hat, zu übertäuben. Nach Entwöhnung von der Mutterbrust, nach überstandenem Zahnen und wenn sich das Kind im Laufen hinlänglich geübt hat, geht die anfangs übertriebene Sorgfalt und Pflege beinahe in gänzliche Vernachlässigung über. Man läßt die Kinder barfuß, ja sehr häufig ohne alle Bekleidung oder nur mit zerrissenen, durchlöcherten Lumpen umhüllt auf der Straße, jeder auch noch so unfreundlichen Witterung ausgesetzt, herumlaufen, gibt ihnen als Nahrung trockenes Brod oder Kartoffeln und wartet unbesorgt so ab, ob die gütige Natur sich des verlassenen Geschöpfes annimmt und ob es vermöge seiner guten Konstitution alle schädlichen Einwirkungen überwindet. Die es überstehen, werden um so kräftiger, aber auch viele erliegen und sterben in den ersten Lebensjahren oder schleppen zeitlebens einen verkrüppelten, schwächlichen Körper mit sich. So verhält sich die Zahl der vom 1.—14. Jahr verstorbenen Kinder zur Summe aller Verstorbenen wie 30 : 60, oder zu den Geborenen wie 30 : 190.

Nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre und erfolgter Konfirmation werden die Kinder und namentlich Knaben für ihre künftige Bestimmung vorbereitet. Rücksichtslos werden sie zu diesem

oder jenem Meister in die Lehre gegeben, sie mögen physisch zu einem solchen Gewerbe qualifiziert sein oder nicht, und oft werden sie da über ihre Kräfte angestrengt, wodurch viele Krankheiten entstehen, die den Mann zeitlebens plagen und an der Ausübung seines Berufs hindern, was die tägliche Erfahrung bezeugt. Daher das zahllose Heer der Hypochondristen, Hämorrhoidarier, Asthmatiker, Phtisiker. Die Mädchen werden nach der Konfirmation vorzüglich zur Haus- und Feldarbeit angehalten, später sucht sich ein großer Teil als Dienstmädchen auf dem Lande und in Städten, namentlich in Frankfurt, zu verdingen. In letzterem Fall kehren die meisten nach einigen Jahren schon als Mutter zurück. NB: Vor neunzig Jahren.

4. Psychische Erziehung oder Geisteskultur.

In den meisten Orten gibt es Trivialschulen, die durch den Schullehrer und Ortsgeistlichen dirigiert werden, wobei jedoch auf Mitwirkung der Eltern wenig oder gar nicht zu rechnen ist, die genug getan zu haben glauben, wenn sie ihre Kinder täglich 3—6 Stunden zur Schule schicken. Die Schulen selbst werden jetzt täglich mehr durch taugliche und ihrem Stand gemäß gebildete Pädagogen gehoben. Nur schade, daß das Lokal gewöhnlich für die Masse der Kinder zu klein ist und die Knaben nicht abgesondert von den Mädchen unterrichtet werden können! Der erstere Übelstand führt Luftverderbnis, leichtere Verbreitung von Krankheiten usw. mit sich, durch letzteren aber hat die neuere Zeit Laster kennen gelernt, wovor das sittliche Gefühl und Moral schaudert. Die Strafen sind für das zärtere Kindesalter zu grob und zu plump und bestehen meistens in derber Führung des Stockes, ja die Beispiele, wo Krämpfe, sogar epileptische usw. nach starker Stockzüchtigung folgten, sind nicht so gar selten. Bei Erwachseneren hat auch unter dem Bauernstande die Sucht, Romane oder andere, Empfindelei atmende Lektüre, mit lasziven, wollüstigen Geschichten und Bildern überfüllte Schriften zu lesen, sehr überhand genommen; dadurch wird die ohnedem diesem Alter eigene reizbare Phantasie noch mehr erhitzt.

5. Nahrungsmittel.

Der größte Teil der Bewohner sind Ackerbauer, die bei dem äußerst niedrigen Preis ihrer Produkte kaum die auf ihrem Grundeigentum haftenden Lasten und die nötigsten Kosten zur Erhaltung ihres Viehes und ihrer Ackergerätschaften erschwingen können. Deshalb sind ihre Nahrungsmittel die einfachsten und wohlfeilsten. Fleisch-

speisen werden dem Landmann selten zu Teil, und nur zuweilen erfreut sich an Sonn- oder Festtagen eine Familie einer Mahlzeit mit Fleisch, das entweder frisches Rind-, Kalbs- und Hammelfleisch oder aus dem eigenen Vorrat genommenes gesalzenes und geräuchertes Schweinefleisch ist. Doch gibt es sehr viele Haushaltungen, wo im Verlaufe eines ganzen Jahres kein gekochtes Fleisch auf den Tisch kommt. Andere Fleischarten, z. B. Geflügel und Fische, sind den Tischen des Landmanns entfremdet geworden. Eins der Hauptnahrungsmittel, das Viele dem Hungertod entzieht, sind die Kartoffeln. Sie sind allgemein eingeführt, haben den geringsten Preis und lassen sich in den verschiedensten Formen zubereiten. Nächst den Kartoffeln nimmt unter den Nahrungsmitteln das Korn die erste Stelle ein. Dieses wird gewöhnlich mit etwas Gerste vermischt gemahlen und von den Leuten selbst gebacken. Gemüse werden außer Kohl, Rüben, Bohnen, Sauerkraut wenig als Nahrungsmittel benutzt, weil ihre Zubereitung eine größere Quantität Fett oder Fleischbrühe erfordert, welche die Mahlzeit über Gebühr und Kräfte verteuern würde.

Des Morgens wird zum Frühstück eine Art Kaffee getrunken, der bloß dem Namen nach mit Levantischem Kaffee verwandt ist, denn von letzterem werden nur wenige Bohnen, desto mehr aber Surrogate für denselben genommen, z. B. Gelbe Rüben, Cichorien oder Korn. Davon wird durch Aufguß von kochendem Wasser eine langgedehnte Brühe gemacht und abgesottene Kartoffeln dazu gegessen. Eine Wasser- oder Kartoffelsuppe, Mehlbrei oder sonst etwas konsistentes machen die Mittagsmahlzeit aus. Zum Vesperbrot dient trockenes Brot nebst etwas Branntwein, und die Abendmahlzeit besteht aus Kartoffeln und Milch oder aus ersteren allein. Obst wird meistenteils nur von Kindern genossen.

6. Getränke.

Das gemeinste Getränk ist Wasser, woran es in keinem Ort fehlt. Die Brunnenleitungen bestehen gewöhnlich aus hölzernen Röhren, die aber leicht faulen, und von denen das Wasser dann einen schlechten Geschmack annimmt, weshalb hier im Städtchen schon größtenteils eiserne Röhren eingeführt sind. Zum Waschen benutzt man gewöhnlich Bach- oder Regenwasser. Wein wird wenig oder gar nicht getrunken, da er zu teuer ist. Bloß die Begütertsten wagen bisweilen, sich durch dessen Genuß Kopfweh, Übelkeiten, Säure im Magen zu holen, da der gewöhnliche Zapfwein äußerst selten rein gehalten ist.

Apfelwein wird sehr wenig gemacht und scheint überhaupt kein Lieblingsgetränk der Laubacher zu sein. Bier wird, zumal im Sommer, in ziemlicher Quantität im hiesigen Bezirke verbraucht, und die Qualität desselben ist in den letzten Jahren bedeutend verbessert worden. Man verwendet nicht mehr so häufig fremde Beimischungen als Rad. tormestill. Hb. absinth., Culp. colocquint., Sedum palustre und Kalbsfüße, sondern beschränkt sich wegen des geringen Preises der Gerste auf diese und guten Hopfen, der auch zum Teil selbst im Bezirk gezogen wird. Leider wird das Bier gewöhnlich zu früh verzapft, so daß es noch nicht hinlänglich ausgegoren hat. Zuweilen ist es auch nicht gar gekocht; in beiden Fällen erregt es oft Koliken, Diarrhöen und vorzüglich Urinbeschwerden, Schleimflüsse usw. Der zu häufige, allgemein eingeführte übermäßige Genuß des Branntweins hat leider auch bei unsren Bewohnern, wie überhaupt in Deutschland, außerordentlich überhand genommen. Schon früh werden kleine Kinder daran gewöhnt, indem ihnen von den Eltern sogenanntes Branntweinbrodchen (etwas Branntwein auf Brot getröpfelt) gereicht wird; dadurch werden die Kleinen oft in ihrer Entwicklung zurückgehalten, überreizt, und für die Folge immer mehr an den Branntwein gewöhnt. Es gibt hier unzählige Säufer. Diese Branntweinsucht herrscht nicht allein unter den Männern, sondern die Weiber stehen hierin ihren Ehegatten um nichts nach.

Unter den warmen Getränken ist der Kaffee jeder Haushaltung unentbehrlich geworden und wird häufig 3—4 mal des Tages, anstatt andrer Speisen zu Mittags und Abends getrunken. Obgleich, wie schon gesagt, wenig wirkliche Kaffeebohnen genommen werden, entzieht dieser Luxusartikel unsrer Gegend doch ungeheure Summen. Zweckmäßiger wäre Warmbier, Biersuppe, Milch, die der Landmann selbst produzieren könnte. Diese Bemerkung bestätigt die Vermutung, daß das genossene Bier meist selbstgebrautes war, was auch durch die öfters vorkommenden Klagen über Erkrankungen durch saures Bier bestätigt wird. Ältere Leute in Laubach erinnern sich noch des Brauhauses, und daß die Bürger darin brauten.

Tee wird in den niederen Klassen nicht getrunken, die sogenannten Honoratioren haben allein das Recht, sich durch diesen erschlaffenden Trank Magen und Eingeweide zu verderben, ihren Körper zu verweichlichen und Zittern und Krämpfe hervorzulocken.

7. Abnorme Genüsse.

Damit sind Tabakrauchen und Schnupfen gemeint. Die erste

Untugend ist ziemlich bei allen männlichen Individuen eingewurzelt. Der Knabe glaubt mit dem 14. Jahre und der Konfirmation zugleich das Recht erlangt zu haben, Tabak zu rauchen. Abgesehen davon, daß der Genuß des Rauchens gar keinen Zweck als den des Luxus und Verschwendung haben kann, hat er viele gesundheitsschädliche Folgen, die des längeren ausgeführt werden. Ebenso werden die üblen Folgen des Tabakschnupfens, das unter den Weibern so sehr überhand genommen habe, ausgeführt.

8. Kleidungen.

Die Kleidung des Landmanns ist in der Regel dem Körper und Klima mit seiner wechselnden Temperatur entsprechend. Im Sommer werden gewöhnlich Wams und Beinkleider aus Leinen getragen, an deren Stelle im Winter solche aus Tuchen treten. Die Kopfbedeckung ist nicht zu warm, sie besteht größtenteils aus leichten Mützen, unter welchen ein kurzes, abgeschnittenes Haar getragen wird. Die Weiber tragen im Sommer leinene, baumwollene oder aus beidem zusammengesetzte, im Winter wollene Röcke und Leibchen; den Kopf ziert gewöhnlich eine Haube von Piqué oder Kallicout, unter welcher das lange Haar in Zöpfe geflochten oder in die Höhe gebunden verborgen wird. Häufig sieht man die Frauen im Sommer in bloßen Hemdärmeln und barfuß. — Auch hier folgt eine längere medizinische Auseinandersetzung über die Schädlichkeit des Barfußgehens, namentlich häufige Fehler der Sexualverrichtungen. Seitenlang aber ereifert sich der Verf. über die modische Kleidung der Frauen und Mädchen aus sogenannten besseren Ständen, über die Koiffüre und Löckchen, über das Korsett und das Kleid aus dünnem Stoff, über die halb entblößten Brüste usw. und bedauert, daß auch die Bürgermädchen, und namentlich solche, welche durch ihren Aufenthalt in Städten dazu angeleitet worden sind, anfangen, in immer größerer Zahl diese unsinnige Mode mitzumachen.

9. Vergnügungen.

Vergnügungen gibt es nur wenig, deshalb auch keine großen Nachteile davon, denn der arme Landmann erübrigt kaum so viel, um seine gewöhnlichen Abgaben und notdürfigsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Tanzvergnügungen kommen selten vor, was um so weniger zu bedauern ist, als der beliebteste und gebräuchlichste Tanz auch hier der tolle und übermäßig erhitzende Walzer ist. Sehr nachteilig sind die sogenannten Kirchweihtänze, die gewöhnlich an jedem Ort drei Tage und drei Nächte ununterbrochen fortwähren. Daß

bei solchen Gelegenheiten, da ohnedem noch der Körper durch den häufigen Genuß geistiger Getränke aufgeregt und die Phantasie dadurch sowie durch unerlaubte und unsittliche Betastungen des weiblichen Körpers, sowie durch wollüstige Bilder und Stellungen erhitzt wird, noch andere ausschweifende Handlungen begangen werden, darüber kann uns die Menge der unehelichen Kinder die beste Auskunft geben.

Der bejahrtere Landmann pflegt Sonntags oder auch Werktags Abends zur Dorfschenke zu gehen, um dort nach überstandenen Strapazen einige Ruhe und im Genuß des Branntweins Stärkung zu suchen. Mancher gewöhnt sich so sehr nach und nach an dieses Gift, daß er immer größere Dosen zur Anregung braucht und so unvermerkt zum Trinker wird, der sich und seine Familie ins Verderben stürzt. Solche gesellschaftlichen Zusammenkünfte werden oft durch Schlägereien und Raufereien gestört.

10. Gewerbe und Beschäftigungen.

Wir zählen in unserem Bezirk:

Leinweber	380	Maurer	21
Schuhmacher	33	Steindecker	3
Schneider	40	Bäcker	25
Schmiede	22	Metzger	27
Schlosser	2	Buchbinder	1
Schreiner	13	Wagner	16
Glaser	6	Sattler	11
Küfer	7	Häfner	3
Branntweinbrenner	17	Drechsler	5
Bierbrauer	6	Kaminfeger	1
Wirte	28	Bürstenmacher	2
Krämer	25	Kohlenbrenner	21
Strumpfweber	1	Instrumentenmacher	2
Zimmerleute	25		

11. Kirchhöfe und Begräbnisorte.

In mehreren Ortschaften treffen wir noch die Kirchhöfe innerhalb des Dorfes gelegen an, z. B. in Lardenbach, Freienseen, Trais-Horloff. Dann sind die Friedhöfe meist zu klein, die Gräber müssen zu früh geöffnet werden, wobei häufig noch halbverweste menschliche Körperteile zum Vorschein kommen. Das eben Gesagte trifft vorzüglich den Leichenhof zu Laubach, wo schon nach Verlauf von 10—12 Jahren die Gräber geöffnet werden müssen. Dem

zu frühen Beerdigen der Christen sowohl als wie auch neuerdings der Juden ist durch löbliche Polizeianordnung kräftig begegnet. Leichenhäuser trifft man hier nirgends. Löblich ist auch die Verordnung, daß gefallenes Vieh nicht mehr auf offenen Wegen liegen bleiben darf, sondern in vorgeschriebener Tiefe begraben werden muß.

12. Krankheiten.

Epidemien sind selten und auch endemische Krankheiten gibt es wenig. Nach dem Durchschnitt eines Dezenniums verhält sich die Zahl der Geborenen zu der der Gestorbenen wie 170 : 110. Die Menschenpocken können seit der genauen Befolgung der Impfgesetze als ausgerottet betrachtet werden. Scharlach, Rötheln, Friesel kamen in den letzten Jahren mehrfach vor, verliefen aber in allen Fällen glücklich. Eine Keuchhustenepidemie 1823 forderte namentlich unter jenen Kindern Opfer, für die keine ärztliche Hilfe in Anspruch genommen wurde. Überhaupt geht man meist erst zu spät zum Arzt. So bei Augenübeln und vorzugsweise bei Kinderkrankheiten, weil man in beiden Fällen die falsche Ansicht hat, daß keine Arzneien angewandt werden könnten und dürften. Angesichts der mehrmaligen Typhusepidemien in Gonterskirchen und der wiederholten Fälle in Laubach interessiert uns in den langen ärztlichen Auseinandersetzungen die Notiz, daß Typhus bis jetzt hier nicht vorgekommen ist. Als mitwirkend zu der bisweilen auftretenden Kolik und Cholera wird der häufige Genuß sauren, wahrscheinlich selbstgebrauten Bieres genannt. Verhältnismäßig die meisten Menschen sterben an Lungensucht. Außerordentlich überhand genommen haben die Hämorrhoiden, wofür der Exzeß im Genuß von erhitzenden Getränken, ausländischen Gewürzen und Seifen und die zu frühe und übermäßige Befriedigung des Geschlechtstriebs die Ursache sein mögen. Selten wird man einen Bewohner des hiesigen Bezirks finden, der seiner Aussage nach nicht schon an gichtischen Beschwerden gelitten hat oder noch leidet, was im Klima begründet ist. Magenübel, die von Überladung des Magens herkommen, sind nicht so gar selten und nehmen ihren Ursprung von Trink- und Schmausgelegenheiten bei Tauf-, Sterbe- und Hochzeitsfesten (sic!). Nervenleiden haben in den letzten Jahren außerordentlich überhand genommen, namentlich sind Krämpfe neuerdings häufig, die chamäleonartig in den mannigfachsten und wunderlichsten Formen auftreten und sehr häufig mit Menstrualstörungen und ihren Ursachen zusammenhängen. Geisteskrankheiten kommen nicht häufig vor. Venerische Krankheiten sind auch hier Gottlob! selten, weniger wegen der großen sitt-

lichen und keuschen Lebensart der hiesigen Bezirksbewohner, die als solche gar nicht zu loben ist, sondern, wie ich glaube, aus großer Furcht vor den fürchterlichen bösen Folgen, die bei Vernachlässigung derselben zu folgen pflegen.

13. Aberglaube und Vorurteile.

Die Zahl der Afterärzte ist Legion, da beinahe jede alte Frau, jede Base, jeder Schinder und Schäfer, die Zahl der handwerksmäßigen Pfuscher und Quacksalber nicht mitgerechnet, hierher gehört. Natürlich fehlt die Kenntnis der Unterscheidungsmerkmale der Krankheiten, und so wird ein Mittel angewandt, das bei einem ähnlichen Fall schon gute Dienste geleistet hat. Um nur ein Beispiel anzuführen: gewöhnlich wird gegen Kolik, die von Erkältung und Genuß von saurem Bier usw. herrührt, ein Glas Branntwein mit Pfeffer versetzt, getrunken und leistet in diesem Fall auch oft nützliche Dienste, aber auch bei entgegengesetzten Verhältnissen, bei inflammatorischer Kolik, wird zu besagtem Mittel geraten und geschritten.

Der Glaube an Hexerei ist bei weitem noch nicht in dem Grade, als man vielleicht glauben könnte, erloschen, da er fortwährend durch Hexenbanner, Beschwörer usw. genährt und unterhalten wird. Viele Krankheiten werden noch ganz dem Einfluß von Dämonen und Hexen zugeschrieben, namentlich viele Arten von Krämpfen, Veitstanz, Starrsucht, Konvulsionen und Geisteskrankheiten, weshalb natürlich auch gegen solche Übel nur durch Entzauberung, Bannung und Beschwörung verfahren werden kann. Ein gelinderer Grad dieses Aberglaubens ist der Glaube an die vermeintliche Kraft und Wirksamkeit der sogenannten sympathischen Mittel und Kuren. Die gebräuchlichsten davon sind: das Besprechen und Töten des Rotlaufs und kalten Brands; das Blasen gegen Augenentzündung, das Messen gegen Abzehrung, die Gichtzettel und -Ringe gegen alle Formen von Rheumatismus und Gicht, die sympathischen Mittel gegen Warzen, Muttermäler usw.; Sprüche oder Gebete gegen Blutflüsse usw. Viele von diesen Mitteln schaden bloß negativ, indem sie die Anwendung richtiger Mittel verzögern und hindern; andere aber, deren Zusammensetzung von den Besitzern als Geheimnis nicht bekannt gegeben wird, untergraben oft die Gesundheit des Patienten auf Lebenszeit, z. B. die Mittel gegen Wechselfieber, Gelbsucht, Epilepsie. Verhängnisvoll ist auch das häufige Laufen von einem Arzt zum andern, sobald nicht schnell Besserung eintritt, wodurch jede anhaltende Kur vereitelt wird. Viele suchen

vorkommenden Falles gerne ärztliche Hilfe, aber wenn ihnen auch diese unentgeltlich zuteil wird, so fehlen ihnen doch die Mittel, die nötigen Arzneien zu bezahlen, und sie überlassen daher aus Not die Kranken ihrem Schicksal, so daß viele sterben, mehrere verkrüppeln oder zeitlebens einen siechen Körper mit sich herumschleppen, wenige nur sehr langsam und mit Mühe genesen.

Ich hoffe, daß die Leser gleich mir mit Interesse den Ausführungen Dr. Köhlers gefolgt sind, die ebensowohl für die Kulturgeschichte als die Volkskunde wertvolles bieten und es hoffentlich nach Vieler Urteil verdienen, der Verborgenheit und Vergessenheit entrissen zu werden. Wie eine fremde Welt muten uns die Menschen und die Verhältnisse vor 90 Jahren aus diesen Blättern an. Welch eine Veränderung, welch ein Riesenfortschritt in dieser doch immerhin kurzen Zeit! Welche Armut, welche jämmerlichen Zustände auf dem Gebiet der Wohnung, Nahrung, Kleidung! Wie einfach noch alle Verhältnisse! Ob wohl jemals ein so rascher Fortschritt in dem Kulturzustand unseres Volkes und der Menschheit überhaupt stattgefunden hat, wie in den letzten 100 Jahren? Es macht den Eindruck, als ob die Bevölkerung, wie sie aus diesen Darlegungen uns entgegentritt, wesentlich auf demselben Standpunkt steht, wie etwa weitere 150 Jahre vorher auch. Von der guten alten Zeit zu reden, vergeht uns aber gegenüber solchen Schilderungen. Wir finden in der alten Zeit zu unserem Erstaunen all die Sünden und Schattenseiten der Neuzeit, ohne ihre Vorzüge und Lichtseiten. Und doch waren auch diese Menschen tüchtig und froh. Das Glück liegt nicht in äußeren Verhältnissen, sondern wesentlich im Menschen selbst. Das darf unsre auf ihre Fortschritte und Errungenschaften so stolze Zeit nie vergessen.



Beiträge zur Volkskunde Rheinhessens.[1])

Von Pfarrer W. Hoffmann, Westhofen.

5. Gebräuche die sich an den Lebenslauf des einzelnen Menschen von der Geburt bis zum Tode anschließen.

Bräuche und Meinungen, die bei Geburt und Taufe, Hochzeit und anderen vom Volk für wichtig gehaltenen Gelegen-

[1]) Siehe oben S. 16—39.

heiten, namentlich aber bei Tod und Begräbnis üblich sind, stimmen vielfach mit jenen aus anderen Gegenden überein: daß die Hebamme nicht von einem Mädchen gerufen werden darf, daß keine Wiege vor der Geburt ins Haus kommt, daß man bei der Taufe nicht den Namen von verstorbenen Geschwistern nimmt, daß es im Allgemeinen nicht üblich ist, Paten anderen Geschlechts zu nehmen, daß ein ungetauftes Kind Pfannenstielchen oder Rosenblättchen heißt, sind keine spezifisch rheinhessischen Sitten; aber es ist doch hier so gut wie anderwärts der Brauch. Ich erwähnte früher, daß bei Taufen der Amme ein Geldstück ins Weinglas geworfen wird und daß sie dieses auszutrinken hat, ehe sie jenes bekommt. Wie fast allerwärts, wird auch in Rheinhessen der Pfarrer dringend eingeladen, wenn auch nur eine Kleinigkeit mit der Taufgesellschaft zu genießen, namentlich Kuchen und Wein, daß eine Ablehnung geradezu Kränkung bedeutet. Als ein Rest der alten Seelenspeisung sind die Begräbnismahlzeiten zu nennen, die zwar in hiesiger Gegend so gut wie ganz geschwunden sind, im inneren Rheinhessen aber durchaus noch die Regel bilden. Freilich ist man Dank dem Eifer alter Kirchenordnungen so ziemlich gewöhnt, daß der Pfarrer hierbei ablehnt; aber an den übrigen Höhepunkten des Lebens, namentlich bei Taufe und Geburt ist seine und auch seiner Ehehälfte Gegenwart so sehr herkömmlich, daß dieser „Imbs“ sogar in früheren Pfarrerbesoldungen als ein Teil des Einkommens verzeichnet ist; auch in Schulbesoldungen kommt er vor, wie ich auch einen Ort kenne, wo jetzt noch der Lehrer regelmäßig daran teil nimmt. Bei oder nach den genannten wichtigen Ereignissen des häuslichen Lebens kommt man jedesmal zum Gottesdienst oder zum hl. Abendmahl, auch in unkirchlichen Gemeinden; auch unkirchliche Personen unterlassen es nicht. Nur wo die alte Sitte ganz und gar geschwunden ist, wie teilweise hier in der Wormser Gegend, hört auch dies auf. Ein Vater, der etwas auf sich hält, bleibt am Tauftage nicht vom Gotteshause fern; bei der Mutter muß der erste Ausgang der Kirchgang sein, sonst kommt sie ins Gerede; zum mindesten hält sie's für notwendig, sich zu entschuldigen. Ein Abendmahlsgang vor und nach dem Wochenbett ist die Regel, ebenso bei jungen Eheleuten nach der Hochzeit. Vollends gar am Sonntag nach einem Begräbnis bleibt niemand von den Angehörigen, der abkömmlich ist, dem Gotteshause fern; auch das Aufhängen von Liederversen auf herzförmig geschnittenem Papier an die Trauerkronen erfolgte, solange diese üblich waren, am

Sonntag nach dem Begräbnis. In Gensingen ist Kirchenbesuch auch am Jahrestag des Todes gebräuchlich[1]), der anderwärts wenigstens erwähnt und in Ehren gehalten wird; ein Jugenheimer Mann wählte den des Schwiegervaters mit Absicht zur Taufe seines Kindes. Es ist ja naheliegend, hier Vergleiche mit der katholischen Kirche zu ziehen. Indessen soll man hierzulande damit vorsichtig sein; es ist auch gar nicht nötig, da schon in den ältesten Zeiten der 7., der 33. Tag und das Aniversarium Leichenfeste waren[2]).

Die Geburt eines Kindes wird allen Freunden und Bekannten feierlich angesagt, die Nachbarschaft nicht zu vergessen, worauf in den nächsten Tagen die Frauen zum Kindbetterbesuche erscheinen und Geschenke mitbringen (Täubchen, Kalbsragout und Nudeln, Karthäuserklöße mit Weinsauce, Torten), wobei ganz ähnliche Unterhaltungen geführt werden, wie sie für Sachsen nach einer Quelle des 16. Jahrhunderts in diesen Blättern V, S. 43ff. geschildert sind[3]).

Durchweg wird auf dem Lande noch der Brauch geübt, dem Kinde den Namen des Paten zu geben. Der Name ist nichts gleichgültiges, bezeichnet vielmehr eine Geistesverwandtschaft, eine gewisse Ähnlichkeit des Wesens oder wenigstens bestimmter Eigenschaften[4]), darum sich denn auch häufig Leute gleichen Namens, die gar nichts miteinander zu tun haben, gerne „Petter“ nennen und besondere Freundschaft schließen. Das Patenverhältnis wird sehr hochgehalten, zum Paten gebeten werden, gilt durchweg für große Ehre und großer Vorzug; die Kindeseltern müssen bei der Auswahl sehr vorsichtig sein, damit nicht eine näherstehende Persönlichkeit übergangen wird, und nicht selten entsteht bei ihnen darüber Meinungsverschiedenheit. Eine Zurückweisung der angebotenen Patenschaft ist fast undenkbar und wird übrigens auch in städtischen bürgerlichen Verhältnissen als eine große Beleidigung angesehen. Daß der Gevattersmann seinem Patenkind Geschenke macht, ist selbstverständlich. Diese Geschenke sind nach Zeit und Art durch die Sitte genau bestimmt; oft sind sie auch durch die Kirchenordnungen der Reformationszeit festgelegt, ohne daß diese jedoch in anderen Fällen den ältern Brauch hindern konnten. Das gilt schon für den Taufschmaus; nach der Saarbrückischen Kirchenordnung von 1622[5])

---

[1]) Vergl. ähnliches aus Posen in Dorfkirche 4. Jahrgang, S. 21.
[2]) Boos, Rhein. Städtekultur, I, 169.
[3]) Helm, Aus der Wochenkomödie des Wigand Sexwochius.
[4]) Wuttke, Volksaberglaube, § 497.
[5]) Ruppersberg, Saarbrücken a. a. O. II, S. 59.

sollten der Gevatter und die Gevatterin „des Gelags ledig" sein; bis zum heutigen Tag aber muß in Jugenheim neben dem Vater der Pate den sog. „Petterwein stellen" und die Gote manches liefern, so z. B. Kaffee und Zucker[1]). In derselben Ordnung wird auch das „unnütze Heben der Gevatter" erwähnt und bei Strafe verboten; aber noch 1764 berichtet darüber der Jugenheimer Pfarrer Rupp an das Konsistorium: „Ein unnützer und sündhafter Brauch ist auch dieser, daß die Weiber ledige Manns- und Weibspersonen so zum ersten Mal als Zeugen bei der Taufe stehen, nachhero bei der Mahlzeit in die Höhe heben, daß sie die Decke berühren, da unterdessen andere sie niederziehen, bei welcher Gelegenheit sie sich Gevattern erwählen und einen Namen bekommen, welche sündhafte Gewohnheit, wie auch bei Aufding und Lossprechen der Lehrjungen vor meiner Zeit (1753) dahier üblich gewesen, durch meine ernstliche Bestrafung aber insoweit unterlassen wurde, daß ich nichts mehr davon vernommen". Ohne des Pfarrers Kenntnis wirds wohl noch weiter getrieben worden sein. Heutzutage ist die Sache ganz unbekannt geworden; doch daß die Täuflinge vom Paten gehoben werden, ist ein ganz landläufiger Ausdruck. Ein bemerkenswerter Unterschied wird gemacht zwischen einem wirklichen Gevatter und einer Person, die in Ermangelung eines solchen das Kind „nur über die Taufe hebt", etwa bei großer Kinderschar und kleiner Verwandtschaft. Das letztere gilt als kleiner Gefallen, den etwa ein Hausgenosse oder Nachbar übernimmt, und nach der Taufe ist er offenbar seiner Pflichten ledig, vor allen Dingen in Bezug auf die sehr ins Gewicht fallenden Geschenke.

Die Hebamme, die natürlich auch jedesmal bei der Taufe zugegen ist und dabei eine wichtige Rolle spielt, wie frühere Ausführungen gezeigt haben, muß möglichst gleichen Glaubens mit dem Kinde sein. Wenigstens sieht man's da, wo noch etwas auf Sitte gehalten wird gar nicht gern, wenn es anders ist. Ich wurde einmal aufgefordert, bei Zeiten dafür zu sorgen, daß man auf alle Fälle eine evangelische Hebamme in der Gemeinde habe und nicht auf eine andere angewiesen sei. Die reformierten Kirchenvorstände der 1715 von der Pfalz an Kur-Mainz abgetretenen Gemeinden Wöllstein, Gumbsheim, Pleitersheim, Siefersheim und Volxheim petitionieren bei der dortigen Regierung, daß den Reformierten keine Hebamme aufgedrungen werde, sondern daß jede Schwangere eine annehmen

[1]) Vgl. Volkskunst und Volkskunde München 1910, Nr. 9, wo dasselbe aus Oberbayern berichtet wird.

dürfe, welche sie wolle, was auch in der mainzischen Religions-deklaration von 1721 zugestanden wird. Es ist dieses alles umso verständlicher, als zwischen der Hebamme und den von ihr bedienten Müttern wie auch den von ihr zur Welt gebrachten Kindern ein vertrautes, persönliches Verhältnis besteht: bei der Konfirmation erachten es die Hebammen als ganz selbstverständliche Pflicht, mit „ihren" Kindern zum Nachtmahl zu gehen, natürlich auch zu Grabe, wenn eines stirbt. Zur Buchführung über ihre Geburten sind sie wohl amtlich verpflichtet, aber sie führen sie auch in fortlaufender Reihe und können jederzeit Rechenschaft über die Zahl seit Beginn ihrer Praxis geben.

Einen noch nicht erklärten Aberglauben vermute ich in dem öfters von mir vorgefundenem Brauch, dem Pfarrer ein neues ungebrauchtes Handtuch zum Abtrocknen der Hände bei der Taufe hinzulegen.

Reich umkleidet mit abergläubischer Meinung ist das heilige Abendmahl. Professor Drews hat darüber einen eigenen Aufsatz „Das Abendmahl und die Dämonen" geschrieben (diese Blätter IV, S.176 ff.), und wünscht Mitteilungen zu diesem Gegenstand. Die von ihm S. 185 berichtete Angst, ein Erbrechen der heiligen Elemente nach dem Genuß könne den Segen des Abendmahls beeinträchtigen oder gar unheilvolle Folgen heraufbeschwören, hat mir schon vor seiner Veröffentlichung eine Schwester, die bei einer katholischen Frau pflegte, von dieser bezeugt. Ein Maurer, der sonst nicht viel nach Gott und göttlichen Dingen fragte, war sehr betroffen, als er erfuhr, daß eine Flasche Wein, die er heimlich aus dem Pfarrkeller entwendet hatte, übriggebliebener Abendmahlswein war. „Wenn er das gewußt hätte, hätte er's lieber gelassen!" Was Wuttke[1]) angibt, daß man auch bei eigener Versöhnlichkeit das Abendmahl nicht empfangen dürfe, so lange der Gegner seine Feindschaft nicht aufgibt, ja daß dieser geradezu den gesegneten Abendmahlsgenuß hindern könne, habe ich in Jugenheimer Akten aus dem 18. Jahrhundert gefunden; es wurde darin auch vom Pfarrer vom Genusse abgeraten, bis der Streit in aller Förmlichkeit beigelegt sei.

Die Eheschließung ist nach bäuerlicher Auffassung ganz in altdeutscher Weise noch immer vorzugsweise ein privatrechtlicher Akt, Sache der Beteiligten, bezw. der beiden Familien. Weder die

---

[1]) a. a. O., § 721.

kirchliche Einsegnung, noch viel weniger der als Formsache behandelte Gang aufs Standesamt bedingen dieselbe, sondern allein die Zustimmung der beiderseitigen Familien, die — namentlich bei besitzlosen Brautleuten — auch sehr einfach durch bloße beiderseitige Wellinserklärung ersetzt wird. Die Ehe beginnt darum mit dem Verlöbnis, daher denn auch der von der Kirche so oft beklagte und früher so hart bestrafte concubinatus antecipatus (Geschlechtsverkehr vor der Trauung) bis auf den heutigen Tag, selbst in durchaus ehrbaren Familien, die Regel geblieben ist und wohl auch so bald nicht verschwinden wird. Noch zu Luthers Zeiten war auch der „Kirchgang" durchaus nicht mit der Eheschließung identisch, sondern konnte erst viel später stattfinden. Ihm ging darum lange Zeit, auch in Rheinhessen, wenigstens in den lutherischen Gemeinden, die „weinkäufliche Kopulation" voraus, d. i. die Mitwirkung des Pfarrers im Hause beim Verlöbnis. Dabei wurden in feierlicher Weise Geschenke überreicht; in Jugenheim werden im 18. Jahrhundert genannt: ein silberner Ring, ein Konventionstaler[1]), verschiedene Kleidungsstücke, für einen Taler Hanf. Auch die Eheschließung war ja nach deutschem Rechte ein Kauf, worauf noch jener Name deutet, und die Geschenke, ursprünglich das „Handgeld", „Draufgeld" (arrha), „Mietpfennig", wie jetzt noch solches beim Mieten von Dienstboten, Viehkauf u. a. üblich ist[2]). Die „Eheberedungen", d. h. testamentarische Bestimmungen der Brautleute über ihren Nachlaß im Sterbefall wurden ebenfalls in Gegenwart des Pfarrers gemacht, von diesem niedergeschrieben und sind noch jetzt zum Teil in den Pfarrarchiven vorhanden. Die Verlobung in der Familie, das Kaufen und Anlegen der Ringe ist noch immer ein feierlicher Akt, selbst wenn die Brautleute schon monate- oder jahrelang „miteinander gegangen sind", was in der Regel vorausgeht, ohne daß daraus an sich schon eine bindende Verpflichtung erwächst. Auch Brautwerbung und Hochzeit vollziehen sich noch immer in altdeutscher Weise, genau in den Formen, wie sie G. Freytag, Bilder II, 2, S. 223—25 aus dem 16. Jahrhundert schildert, namentlich heiratet der Mann nicht nur die Braut, sondern sehr wesentlich kommt es dabei auch auf die Sippe an. Ebenso kommt das noch vor, was dort S. 230 selbst von den vornehmsten Familien erzählt wird; daß einem Burschen, der auf Freierei in ein fremdes Dorf geht, von den dor-

[1]) Vgl. diese Blätter IX, 147; X, 47.

[2]) Vgl. Rietschel, Liturgik II, S. 211, wo auch die juristische Seite in Betracht gezogen und die juristische Literatur angegeben ist.

tigen Burschen aufgelauert wird und er Schläge zu gewärtigen hat, ist jedoch im Schwinden. Die Brautschau (auch kurzweg Schau genannt), sowohl im Hause der Braut, wie seitens ihrer Angehörigen in ihrem künftigen Heim, ist eine wichtige Sache und wenn sie zu erwarten ist, wird viel Mühe und Sorgfalt darauf verwendet, daß alles im Haus vor den kritischen Blicken der Besucher bestehen kann. Fast die Regel ist, daß Ehen durch einen Freiersmann zustande kommen, sei es durch gute Bekannte oder durch gewerbsmäßige Vermittler. Die Dankbarkeit gegen solche Freiersleute war selbst nach alter Kirchenordnung, die die Geschenke möglichst einschränken wollte, erlaubt [1]) und sie muß auch jetzt noch reichlich geübt werden. Der Dienst solcher gilt so wenig als anstößig, daß man sie sogar zu jungen Pfarrern schickt oder Pfarrers- und Lehrersfamilien dafür in Anspruch zu nehmen sucht, wo eine Bekanntschaft nur durch sie zu erreichen ist. Auch weiß ich Pfarrhäuser aus alter Zeit, aber noch bei Menschen Gedenken, wo die Töchter durch solche an den Mann kamen. Oder die Eltern tragen auch wohl ihre Kinder direkt an. In diesem, wie in anderen Punkten haben Fürsten und Bauern am treuesten die alten Sitten bewahrt [2]). Beim Kirchgang wird von guten Freunden des Brautpaares fleißig geschossen, obwohl die Polizei dawider ist, unter Umständen tuts sogar der Kriegerverein offiziell. Das ist seinem Ursprung nach mehr als bloßer Glückwunsch, wie es jetzt gewöhnlich aufgefaßt wird; es ist, ebenso wie das Schießen auf Neujahr und in den Weinbergen, gegen die bösen Unglück bringenden Geister gerichtet. In Wöllstein wird 1725 außer über das Schießen auch über das L a u f e n in den Gassen geklagt. Bei der Trauung war im 18. Jahrhundert die Handauflegung auf die Häupter der Brautleute üblich, wie es in manchen lutherischen Landeskirchen noch heute Brauch ist. Bezüglich des auf S. 32 erwähnten Hochzeitsglückwunsches bemerkt der Jugenheimer Pfarrer: „Hier in J. tut nach geschehener Kopulation der Pfarrer a l l e i n den Glückwunsch an die Neuverehelichten in aller Anwesenden Namen, welches die Umstehenden mit einem lauten „Ja!“ genehmigen und bekräftigen, wodurch viele unnütze Zeremonien und viele oft törichte und schlechte Wünsche verhütet werden, auch manchen, die ihr Wort nicht vorbringen, viele Angst und Mühe — zumal auf dem Lande

---

[1]) Ruppersberg a. a. O. II, S. 58.

[2]) Vgl. z. B. von ersteren aus dem Reformationszeitalter Kluckhohn, Friedrich III. von der Pfalz S. 9.

— erspart wird, deswegen die Gemeinden gern solches ihrem Lehrer überlassen, wie ich solches, da ich es bei meiner hiesigen eingeführt, selbst erfahren hab." In die Kosten der Hochzeit teilen sich Braut und Bräutigam; auch das ist ein altes Herkommen und war früher jedenfalls ebensogut gesetzlich bestimmt wie für Eheleute das Leichenmahl[1]). Das Hochzeitsmahl hatte um 1740 eine gewisse rechtliche Bedeutung, d. h. es war ein wesentlicher Bestandteil einer richtigen Eheschließung und mußte am Ort des Bräutigams abgehalten werden[2]). Das ist auch jetzt noch fast durchweg die Regel. Am Brautkleid darf die Braut nichts nähen. Beim Aufgebot gehen die Brautleute nicht in die Kirche, während in der Stadt gerade das Gegenteil Sitte ist. Beim Mahle darf das junge Paar nicht unter dem Spiegel sitzen, der oft eigens deshalb weggehängt wird. „Wer Myrten baut, wird niemals Braut!" Dasselbe ist der Fall bei einem Mädchen, das die Katzen nicht leiden kann. Eine ledige Person, die Butter oder Käse anschneidet, muß noch 7 Jahre warten[3]); auch den Kuchen schneidet kein Mädchen an. Der Kuckucksruf gibt die Zahl der noch zu wartenden Jahre an. Bursche oder Mädchen, die sich Unkeuschheiten zu Schulden kommen ließen durch anderweitige Verhältnisse vor der Ehe, haben „ein Hufeisen verloren". Bei Aufhebung eines Verlöbnisses wurde im 18. Jahrhundert seitens der Braut die Hand zurückgegeben.

Die Hauptdomäne des bäuerlichen Aberglaubens und jeden Aberglaubens ist der Tod und die Toten, Begräbnis und Begräbnisplatz. Daß der Tod „sich anzeigt", ist allbekannt; außer Uhu und Eule deuten auch Träume darauf hin. Ein Mann, der fast gar nicht zur Kirche kam, aber sich über den Unglauben der Leute beschwerte, während er sich seinen „alten Glauben" erhalten habe, erzählte mir bei der Anzeige eines Todesfalls einen solchen: „er habe für die verstorbene Frau Reben geschnitten und sich dazu Wein holen lassen wollen. drei Krüge hätten gefüllt am Boden gestanden, da sei ein schwarzes Kätzchen[4]) an die Krüge gekommen und

---

[1]) Ruppersberg a. a. O. II S. 59. Bestimmte Vermögensobjekte und Einnahmequellen sind im bäuerlichen Haushalt der Frau reserviert, so etwa ein eingebrachtes Stück Vieh, das Buttergeld, die Schnittrauben aus dem Weinberg.

[2]) Gumbsheimer Pfarrakten.

[3]) Wuttke § 547.

[4]) Wuttke § 41 und 173 „Die schwarze Katz' sitzt auf dem Faß!" sagt

habe sich an ihnen zu schaffen gemacht, da seien sie umgefallen. Hierüber sei er erwacht, gänzlich in Schweiß gebadet, und habe sich gleich gesagt, daß etwas geschehen werde. So sei es denn auch richtig der Fall gewesen". Weiße Dickwurzblätter als Todesboten[1]) sind mir bloß aus Gensingen berichtet worden; Bechtolsheimer kennt sie aber auch aus seiner Heimat im Kanton Wöllstein. Ein weiteres Todeszeichen ist die Besserung der Krankheit am Sonntag. Ist der Todesfall eingetreten, so erfolgt fast allerwärts in Rheinhessen das sonst lange nicht überall vorkommende Sterbegeläute: „aufs Schaab"[2]). Vor demselben darf niemand aus dem Sterbehause ausgehen, ebenso wie bis zur Beerdigung nichts aus demselben verkauft oder sonst hergegeben wird; die Leichenmahlskuchen werden nicht im Hause, sondern vom Bäcker gebacken. Vielerorts gibts für das Schaab-Läuten eine ganz genaue Regel: in Ober-Hilbersheim und auch anderwärts erfolgt es, wenn der Tod nach Feierabend eintritt, am anderen Morgen, wenn nach Tageläuten, am Feierabend. Nach Feierabend und vor Tagesanbruch darf nirgends ein solches stattfinden; für Jugenheim verzeichnen es auch so kirchliche Bestimmungen vom Jahre 1764. Kinder und Erwachsene werden durch die anklingende Glocke fast überall von einander unterschieden, in Alsheim auch noch Ledige und Verheiratete; außerdem läutet dort noch jedesmal das Glöcklein des Rathauses mit. In Wörrstadt besorgten zu meiner Kindheitszeit dieses Läuten, ebenso wie das Begräbnisläuten, auf Ersuchen die Nachbarsleute, die überhaupt beim Begräbnis, wie auch sonst eine große Rolle spielen und in der Vergangenheit noch mehr spielten. Aus den Nachbarn werden die Träger genommen und eine Unehre ists, wenn man wegen Zwistigkeiten mit solchen weit die Straße hinuntergehen muß; es ist noch nicht sehr lange her, da gruben sie auch das Grab und nach dem Jugenheimer Kircheninventar von 1764 hatten sie Grabseil und Schaufeln zu stellen. Das Alles kommt immer mehr ab oder ist schon ganz verschwunden, nicht selten unter behördlichem Druck. Ich weiß nicht, ob die hygienischen, administrativen oder sonstigen Gründe, die dafür sprechen, so gewichtig sind; sicher ist aber, daß durch solche Maßregeln wertvolle ethische Momente zerstört werden. Die Nachbarschaft erscheint hier noch nach altgermanischer Anschauung

---

man übrigens auch sprichwörtlich, wenn das Siegel zum Zeichen des Verkaufs des Weines an den Spunden gelegt ist.

[1]) Lentz in diesen Blättern V, 99; Dorfkirche I, S. 93.

[2]) Wohl katholischen Ursprungs; vgl. Rietschel, Liturgik II, S. 307.

als erweiterter Familienverband; solch' ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und gegenseitiger Verpflichtung ist wahrlich in unserer Zeit nichts Kleines! Bei jugendlichen Personen treten anstelle der Nachbarn die Altersgenossen und -genossinnen: die Burschen tragen den Sarg, die Mädchen kommen mit Guirlanden, alle gehen direkt hinter dem Sarge her, alle veröffentlichen wohl auch in einem Lokalblatt einen sentimentalen poetischen Nachruf mit allen Unterschriften. Solche Vereinigungen lediger Personen (Burschenschaften und Mädchenschaften) waren früher auch in den Städten etwas ganz Allgemeines. Der Gegendienst besteht darin, daß die Träger zum Begräbnismahl eingeladen werden. Dieses wird — soweit meine Kenntnis reicht — gegenwärtig in einfacher Weise und ohne Ausschreitungen begangen. Nur die nächsten Angehörigen und Freunde nehmen daran teil.

Mit Eintritt des Todes hört alle Feindschaft auf; ein Mann, der sich während der langen schweren Krankheit seiner in dürftigsten Verhältnissen lebenden Schwägerin nicht um diese gekümmert hatte, stellte sich nach eingetretenem Tod sofort in feierlicher Kleidung ein, um als nächster Angehöriger seine Dienste zu den erforderlichen „Gängen" anzubieten. Die verfeindeten Kinder oder Verwandten bleiben dem Leichenbegängnis nicht fern, ja ergehen sich sogar in lauten Lamentationen. Daß alles, was zur Beerdigung gehört, ehrlich erworben und bar bezahlt sein muß, wurde bereits früher konstatiert; einen Sarg von der Gemeinde nehmen vielerorts selbst die allerärmsten Leute nicht in Anspruch; ich kenne einen Lüderjahn, der seine 7 unversorgten Kinder der Gemeinde zuwies und auch die Frau in ihrer Krankheit meist anderen Leuten und sich selbst überlassen hatte, aber den Sarg bezahlte er. Eine mir bekannte, sehr verständige Frau in Wolfsheim grämte sich zu schwerer Krankheit, als ihr von einem gemahnten Schuldner gesagt wurde, sie könne sich aus dem Gelde eine Totenlade machen lassen. Prozesse um ein Totes sind eine sehr ärgerliche Sache. Ein Dienstmädchen wollte beim Tode seines Kindes die schon so gut wie gewonnene Alimentationsklage gegen den Vater zurückziehen und lieber alles selbst bezahlen, „damit das Kind seine Ruhe habe". Sind Dienstboten und gar solche im Hause, die gepflegt haben, so gebührt denselben ein „Trauerstück", wie ähnliche Geschenke an Geld oder Gebrauchsartikeln auch bei Ernte, Kirchweih, Geburten, Reisen, Frucht-, Wein- und Viehverkauf üblich sind. Eine Verweigerung solcher — namentlich gar beim Todesfall — ist ein schwerer Ver-

stoß und wird noch nach einem Menschenalter nachgetragen. Spenden an Arme beim Todesfall sind nichts neues; Tob. 4, 17[1]) ist unseren Leuten ganz aus der Seele gesprochen, obwohl sicher die wenigsten etwas davon wissen. Abscheulich ist, daß hier in Westhofen — und wohl auch anderwärts — anstelle von Brot, Weck oder Bubenschenkeln, eine Geldspende getreten ist, die insbesondere auf die Jugend, die sie vorzugsweise empfängt, nur demoralisierend wirken kann. Früher war auch die Leichenwache üblich; 1764 wird höheren Orts eingeschärft und bei Strafe verboten, nicht mehr als 4 Personen einerlei Geschlechts zur Leichenwache zu nehmen, was tief blicken läßt. — Zur Beerdigung ist nicht mehr viel Eigentümliches anzugeben: es erklingt auch zuerst eine kleine Glocke, mitunter auch „Kling=Glöckelchen" geheißen, die das Zeichen „zu Haus" gibt; erst dann erfolgt das Zusammenläuten. Von besonderer Kleidung besteht nur noch in manchen Gemeinden bei den nächsten weiblichen Angehörigen das Leichentüchelchen, das über den Kopf gebunden wird. Das Nachwerfen der drei Hand voll Erde auf den Sarg, das nach Wuttke[2]) das Vergessen des Toten bedeuten soll, nach Rietschel[3]) aber die Pflicht der Angehörigen zur Bestattung zum Ausdruck bringt und schon heidnischen Ursprungs ist, ist in den meisten rheinhessischen Gemeinden nicht herkömmlich, in vielen nicht einmal seitens des Pfarrers, oder von diesem erst eingeführt. Wo es auch von der Trauerversammlung geübt wird, wie z. B. hier, scheint es mir, wie noch so manches Andere, eine neuere Nachahmung städtischer Bräuche zu sein. Daß Angehörige die Gräber ihrer Toten besuchen, ist ja an sich nichts Besonderes. Bemerkenswert ist jedoch, daß bei nachfolgenden Begräbnissen und — wo der Friedhof bei der Kirche ist — auch nach dem Besuch des Gottesdienstes dieses Aufsuchen der Verstorbenen Regel ist und daß die Sitte hierbei besonders laute und heftige Klageausbrüche erfordert. In einem fast ganz katholischen Orte wurde ich auch einmal bei einer solchen Gelegenheit direkt aufgefordert, in Amtskleidung mit zum Grabe einer kurz vorher gestorbenen, mir bekannten Frau zu gehen und dadurch den Angehörigen meine und wohl auch der übrigen evangelischen Bewohner Teilnahme an dem Trauerfall zu bekunden.

Mancher Brauch und Aberglaube an Gräbern, der noch zu

[1]) Nach der Übersetzung von Kautzsch.

[2]) § 744.

[3]) Liturgik II, S. 340.

Zeiten jetzt lebender Personen im Schwunge war, ist geschwunden. Das „Tränentüchlein" auf den Gräbern ungetauft verstorbener Kinder, das solange darauf liegen blieb, bis es verwitterte, und dessen Fetzen Heilkraft insbesondere gegen Zahnweh besaßen [1]), sieht man jetzt nicht mehr. Auch setzte man bis in die 60er Jahre Rasenstücke von runder Form auf den Platz, wo das Gesicht lag; sie sollen [2]) die Lossagung vom Leben bedeuten. Trauerkronen aus farbigem Papier erhielten jugendliche Personen auf die Gräber und das Anschlagen der Reifen an die Stäbe, die sie trugen, verursachte zur Nachtzeit selbst dem Glöckner, wie mir dieser versicherte, kein geringes Grauen. Betreffs ihrer muß ich aber meine früheren Ausführungen korrigieren: sie stammen, wie ich von Herrn Professor Lauffer aus Hamburg auf dem Wormser Historikertage erfahren habe, nicht aus dem Heidentum, sondern dem Mittelalter, sind ursprünglich von Maria als Himmelskönigin entlehnte Zeichen der Jungfrauschaft, die dann auf die Ehelosen beiderlei Geschlechts übertragen wurden [3]). Neben oder — anderwärts — an Stelle der papiernen hatte man auch eiserne Kronen zu verleihen, die in Jugenheim von Obrigkeitswegen aus Sparsamkeitsgründen eingeführt wurden und jetzt noch dort aufbewahrt werden.

Der Friedhof ist, wie allbekannt ein heiliger, aber auch zugleich im höchsten Grade unheimlicher Ort. Es darf nichts Profanes auf ihm geschehen, Wäschebleichen verursachte in Jugenheim großes Ärgernis, anonymen Brief und Anzeige des Feldschützen; wer von den Friedhofsäpfeln ißt, muß selbst in dem aufgeklärten Westhofen sterben; derlei Produkte verkauft man in die Stadt, wo mans nicht weiß, auch in diesem Punkte weniger heikel ist. In Jugenheim wurde im 18. Jahrhundert auf Charfreitag alljährlich eine Weißbrodspende „den Kindern und denen, die sie auf den Kirchhof brachten, altem Herkommen nach" ausgeteilt. Auch in den Rechnungen des 19. Jahrhunderts erschien noch lange dieser „Charfreitagsweck" [4]).

---

[1]) Vgl. diese Blätter VI, 106

[2]) Diese Blätter III S. 160.

[3]) Vgl. Lauffer, Der volkstümliche Gebrauch der Totenkronen, Korresp.-Blatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 58 (1910), S. 185 ff.

[4]) Das Kapital dafür wurde später als Schulkapital in Anspruch genommen, an die Gemeindekasse abgeführt und daraus die noch lange Zeit üblichen „Examens-Bubenschenkel" gebacken. Mit der Verminderung der Schulvisitationen ist auch diese alte Sitte nur alle drei Jahre wiedergekehrt und

Ein nächtlicher Gang auf den Friedhof gilt selbst bei spottenden Wirtshausbrüdern als ein großes Wagnis und ein Frevel. Junge Leute wetteten einmal im Wirtshaus bei furchtbarem Sturm, wer auf den Friedhof gehe und 3 Kreuze an die Kirchentür machen könne. Der mir's erzählte, fügte mit echt rheinhessischer Renommisterei hinzu: „man hätte ihm eine Million dafür bieten können!", und der es tat, machte die Kreuze so, daß man ihnen die Angst deutlich ansah. Noch gesteigert ist die Furcht beim Judenfriedhof; nicht jeder Taglöhner würde diesen, selbst gegen gute Bezahlung, in Ordnung halten; tuts doch einer, so erregt er Bewunderung wegen seiner Unerschrockenheit. Auch aus den Gruselgeschichten meiner Kindheit erinnere ich mich, daß darin der „tote Jude" und der „Judenkirchhof" eine große Rolle spielten. Sehr eigentümlich und selten ist die Sitte, aus Gips gegossene weiße Tauben auf Gräber, namentlich Kindergräber, zu stellen. Ich habe sie nur früher in meiner Heimat Wörrstadt und jetzt noch auf dem Friedhof zu St. Johannisberg bei dem Schlosse Dhaun im Nahetal gefunden, wo sie allen fremden Besuchern auffällt. Merkwürdigerweise gehörte Wörrstadt politisch und kirchlich bis zur französischen Revolution zur Herrschaft Dhaun. Man kann die Taube ja als Symbol der Unschuld deuten; aber das ist mir zu gekünstelt. Wahrscheinlicher ist sie wohl das Zeichen der erlösten Seele, die gen Himmel fliegt[1]).

Als Kuriosität sei noch folgende Notiz mitgeteilt, die sich im Wöllsteiner Beerdigungsregister von 1624 findet: „und ist aus dem Grab, darin dieser Jung gelegt worden, ein Weib, so vor ungefähr 16 Jahren gestorben, ganz unverwesen gleich einem Stockfisch eingeschrumpfen hauser gegraben worden; weilen aber der Totengräber das Haupt und beide Arme Ihr mit Gewalt und mit einer Schüpfen (welches mich zum Höchsten verdrossen) abgerissen, als ist sie wieder hineingelegt worden, hette sie sonst etliche Wochen anderen zum Exempel in der Kirche aufstellen lassen. Hette sich verglichen allerdings mit dem Weib zu Osthoffen". Über letzteres ist leider nichts mehr zu erfahren. Die Notiz läßt für damals noch auf die auch sonst übliche Aufbewahrung der Totengebeine im Kerner[2]) schließen; i. J. 1568 ist ein solcher für Wöllstein direkt bezeugt.

---

mit deren neuerdings erfolgter Aufhebung wird sie wahrscheinlich ganz schwinden, wenn nicht Freunde der Volkskunde und der Jugend sich ins Zeug legen.

[1]) Wuttke § 621, 763, 770, Mogk, Germ. Mythol. § 24.

[2]) Diehl in diesen Blättern IV, S. 209; V, S. 71.

6. Aberglauben und Zauber.

Spielen schon in unsere seitherige Darstellung allerlei Formen des Aberglaubens und gelegentlich auch des Zaubers hinein, so gebührt es sich doch, diesen Gegenstand wegen seiner hervorragenden Bedeutung im Volksleben noch einmal zusammenhängend zu behandeln.

Der bekannte und berüchtigte Magister Friedrich Christian Laukhard, ein rheinhessischer Pfarrerssohn aus Wendelsheim, erzählt uns in seiner Lebensbeschreibung aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, daß man in der Pfalz dem Aberglauben außerordentlich ergeben sei; nirgends sei diese Seuche auffallender als in der Pfalz; sogar unter Protestanten sei es noch außerordentlich finster. Er sagt uns, es gebe dort viele tausend Schock Teufel, Hexen, Gespenster, feurige Männer; wir hören weiter von ihm, daß „es sich anzeigt", daß das Maar — wie man den Alp in der Pfalz nenne — auf Anstiften der Leute drücke. Dies und tausend dergleichen Herrlichkeiten seien bei seinen Landsleuten ausgemachte Wahrheiten[1]). Aus seinem Heimatsdorf berichtet er uns dann vom „Muhkalb" und vom „Schlappohr", das sich bei der Invasion der Franzosen sogar am hellen Tage habe sehen lassen; im Felde spuke der alte Schulz Hahn, item lasse sich ein feuriger Mann im Felde sehen. Beinahe alle Wendelsheimer schwüren, diese Ungeheuer gesehen zu haben. Auch im Pfarrhaus gehe ein Mönch mit einem schrecklich langen Bart um; in der Pfarrscheuer, wie die Drescher oft versichert hätten, lasse sich der Sanktornus sehen; der Wendelsheimer Hofmann müsse seinem Gesinde einen außergewöhnlich hohen Lohn geben, weil das Schlappohr in seinem Revier spuke und weil eine weiße Frau im Kuhstall erscheine. Besonders interessant ist zu dieser Schilderung die Bemerkung, daß nicht bloß der Pöbel an dergleichen Schnurren glaube, sondern daß dieser Aberglaube auch von den Honoratioren geteilt und von den Geistlichen unterhalten und vermehrt werde. So habe der Amtsnachfolger seines verstorbenen Vaters ausgesprengt, dessen Geist spuke im Hause, was jenem als eine sehr boshafte Nachrede angerechnet wird, und der Mutter des Verfassers gilt die bloße Wiedergabe des Gerüchts als eine Pietätlosigkeit des Sohnes, der sie darüber ernstlich beruhigen muß. Heutzutage wird man über das alles lachen und noch mehr spotten — das gehört geradezu zur Charakteristik des aufgeklärten Rheinhessen[2]) —

[1]) L., Leben und Schicksale I, S. 37, III, S.331.

[2]) wie auch des bayrischen Pfälzers (vgl. diese Blätter VI, 146).

und doch trifft das Kulturbild aus der alten Pfalz noch immer zu einem guten Teil zu, wenn auch nicht verkannt werden soll, daß die Geister und Spuke, über die Laukhard räsonniert und gegen die schon sein Vater nebst einigen evangelischen und katholischen Kollegen in ihren Predigten zu Felde zogen, neuerdings immer seltener werden; aber die ältere Generation kennt sie noch ganz gut, wie auch Herr Lehrer Ferber zu Wörrstadt in einem Aufsatz der „Rheinhessischen Landeszeitung“ bestätigt [1]). Von feurigen Männern oder — wie man in Oberhessen sagt: „glühigen“ Männern — habe ich zwar in unserer Provinz noch nichts gehört; in der Marburger Gegend kenne ich Leute, die heute noch darauf schwören, selbst solche gesehen zu haben; indessen Muhkalb und Schlappohr sind alte Bekannte. Ersteres wird auch von Bechtolsheimer [2]) unter den Gespenstern der Wöllsteiner Gegend erwähnt [3]). Vom „Nachtmahr“ [4]) finde ich einiges in den Familienerinnerungen der Familie Kappesser von dem Pfarrer Wilhelm Kappesser. Es wird darin von dem „Oberpförter Schuster“ in Jugenheim aus den 1830er Jahren erzählt [5]): „Der kannte den Nachtmahr und wußte gar schauerlich zu beschreiben, wie er durchs Schlüsselloch drang und sich in Gestalt einer riesigen Katze den Schläfern auf die Brust legte und sie drückte. Außerdem wußte der Mann alle Sagen und Gespenstergeschichten und wurde nicht müde, sie zu erzählen, hatte bedeutsame Träume, grub Schätze und besprach die Geister. Seine Leidenschaft zum Lotteriespiel, die ihn an den Bettelstab brachte, wurde mit dem Aberglauben in die engste Verbindung gebracht.“ Etwas ähnliches wie der Nachtmahr ist die Sage vom Kutschar im Wachwendel (einer Gewann) zu Wörrstadt, die ich in meiner Jugend oft gehört, so wie sie Lehrer Ph. Ferber daselbst in der „Rheinhessischen Landeszeitung“ beschrieben hat [6]). Wenn die Leute „im Unnern“ (zwischen 12 und 1 Uhr mittags) [7]) oder zur gleichen Nachtzeit in jener Gegend freveln wollten, so wurden sie zuerst durch einen leisen Ruf aus der Luft gewarnt; war das

[1]) Das in meinen Händen befindliche Blatt trägt leider keine Nummer und Jahrgang.

[2]) Rhein und Donnersberg S. 50; Hungerjahr S. 163.

[3]) Vgl. auch Diehl, Der gefangene Pfarrer, S. 207, und ausführlich darüber Diefenbach, Gr. Hessen, S. 38 f.

[4]) Vgl. Wuttke § 402 ff.

[5]) S. 35.

[6]) Vgl. damit auch Bechtolsheimer, Rhein u. Donnersberg, S. 52.

[7]) Zu einem alten german. Wort, mhd. undern Mittag, eigentlich: die Zwischenzeit.

vergeblich, so kam ein unförmiges „Etwas“ ohne Kopf[1]), dagegen man sich vielleicht noch durch ein Vaterunser schützen konnte, und wälzte sich auf den Nacken des Übeltäters, den es so lange drangsalierte, bis er keuchend und schweißtriefend in die Nähe der menschlichen Wohnungen gelangte; erst da verschwand es. Bei gröberen Verbrechen aber drehte es den Hals um; ein junger Bursche, der sich aus Furcht unter die Holzwellen seines Wagens versteckt hatte, wurde erdrückt. Namentlich wurden auch Spötter bestraft, die den Kutschar herausforderten, sowie ein Geizhals und Pferdeschinder.

Diese Gespenster und Druckgeister sind Reste alten Seelenglaubens[2]); ebenso kann sich die Seele der Abgeschiedenen aber auch in alle möglichen Tiergestalten verwandeln, die darum im Volksglauben und Volkssprichwort eine große Rolle spielen[3]).

Vom Kätzchen, der schwarzen Katze, dem Muhkalb war schon die Rede. Katze, Bock, Ziege und Hase kehren in mancherlei Redensarten wieder; über den dreibeinigen Hasen in der Neujahrsnacht s. Bechtolsheimer, Hungerjahr S. 123. Der Kuckuck lebt in Volxheim weiter[4]), ist aber auch anderwärts zu finden. Der Rabe, der in der Mythologie als Wodans Vogel erscheint, tritt uns in der Redensart entgegen: „Auf Georgentag (23. April) muß das Korn so hoch sein, daß sich ein Rabe darin verstecken kann, am 1. Mai ein Esel.“ (NB. ist zwar nicht die Regel, soll aber beispielsweise 1865 der Fall gewesen sein.) Der Schimmel als Glücksbringer ist wohl allgemein bekannt. Erlegte Eulen werden mit Vorliebe an die Scheunentore genagelt; nach Wuttke soll dies gegen Verzauberung und Blitz schützen[5]). Der Anblick einer Spinne ist teils ein gutes, teils ein schlimmes Omen:

„Spinnen am Abend — erquickend und labend!
Spinnen am Morgen — Kummer und Sorgen!“

---

[1]) Wuttke § 771. Bechtolsheimer, Hungerjahr S. 162. — Es liegt hier eine Abart der bekannten Vorstellung vom Mittagsgespenst vor, worüber namentlich Laistner, Das Rätsel der Sphinx, Bd. I zu vergleichen ist.

[2]) Mogk, German. Mythologie, § 26.

[3]) Ebenda § 24.

[4]) Dieses vertritt in Rheinhessen die wenig beneidenswerte Rolle von Schilda und Schöppenstedt, wie Griesheim in Starkenburg und Ilbeshausen in Oberhessen. Irgend etwas Verkehrtes bringt man in der ganzen Provinz mit jenem Orte in Verbindung; der unpraktisch angelegte Monzernheimer Bahnhof heißt der „Volxheimer Bahnhof“.

[5]) § 165.

Wenn Kraniche ziehen, gibt's Frostwetter! Die „Halegänse“ (Wildgänse) dagegen bringen Schnee (vergl. Bechtolsheimer, Hungerjahr S. 117).

In das Kapitel des wahrsagenden Aberglaubens gehören weiter folgende Meinungen: „Wenn ein spitzer Gegenstand (Schere oder Feder) zur Erde fällt und stecken bleibt, so gibt's Besuch; desgleichen, wenn eine Ähre oder Strohhalm am Wege liegt. Wo Salz verschüttet wird, entsteht bald Streit. Ein Mädchen, das auf der Straße einem Schornsteinfeger begegnet, sieht seinen Schatz. Wenn Engel spazieren gehen, so regnet es (Elsheim). „Dem Gerechten regnet es ins Grab [1]), dem Ungerechten am Hochzeitstag“ (das letztere habe ich bloß in Westhofen gehört) [2]).

Sehr beliebt ist auch heute noch auf dem Lande das Loosen, teils mit Stäbchen: Kurz oder lang? (namentlich bei Kindern), oder mit der Hand: Rechts oder links?, mit der noch geschlossenen Mohnblume: Bäcker oder Metzger? Erwachsene ziehen das Messer vor: Rücken oder Schneid?, wohl auch das Geldstück: Bild oder Schrift?

Aber auch bestimmte Persönlichkeiten sind im Weissagen kommender Ereignisse erfahren und gelten in dieser Beziehung für Autoritäten, wie wir es in gleicher Weise nachher beim Zauber sehen werden. Bechtolsheimer (Hungerjahr, S. 117) nennt in dieser Beziehung den alten Helwig in Niederhausen, eine historische Persönlichkeit, wie er mir mitteilt. Der sagte den großen Krieg von 1813 und das Hungerjahr von 1816 voraus; ferner: „im Jahr 1900 würden die Bauern mit goldenen Pflugscharen pflügen“. Hier in Westhofen war es etwa zur selben Zeit ein etwas schwachsinniger Jude, der vom goldenen Zeitalter orakelte und goldene Mistgabeln in Aussicht stellte. In den neuerdings aufgekommenen Ozeko-Gabeln sieht man seine Weissagung erfüllt, wie mir ein sehr nachdenklicher und aufgeklärter Mann bestätigt.

Reich ist die alte Götterwelt, der Teufel, aber auch Gegenstände des christlichen Glaubens vertreten in Flüchen, Verwünschungen, Schimpfworten, Spottversen, die dem Rheinhessen und Pfälzer allesamt leichter in den Mund kommen als anderen Leuten; ich könnte selbst aus Kirchenvorstandssitzungen und von Leichenbegängnissen davon erzählen. „Gewitterkeil!“ oder: „Das Gewitter soll dich verschlagen!“ „Millionen-Donnerwetter!“ sind keine Seltenheiten. Daneben sind allerdings auch Himmel, Herrgott, Sakrament

[1]) Wuttke 266.

[2]) Vgl. auch diese Blätter IX, S. 188.

und Jesus sehr häufig; aber Joseph und Maria wird man — bezeichnenderweise — bei Protestanten stets vergeblich suchen. Nach Kappesser's Familien-Chronik, S. 12, soll ein alter Engelstädter Bürgermeister bei Zahnweh das Fluchen als eine Art Sympathie betrieben haben; das ist durchaus nicht unglaublich! Wer hätte ferner in Schimpfworten noch nicht: Du Hannes! Muhkalb! Schlappohr! — oder noch häufiger — Schlappmaul! gehört?

Der Teufel findet sich in einer Menge von Redensarten: „Pfui Teufel!" „Er frägt den Deiwel darnach!" „Der Deiwel soll mich holen!" als Schwur; „soll ihn holen!" als Fluch. Eine große Menge heißt: „Ein Deiwel voll!" z. B. Menschen.

„Fröhlich gelebt und selig gestorben
Ist dem Deiwel das Spiel verdorben!"

In meiner Heimat hatte ein arg verkommener Mensch und Schnapstrinker den Spitznamen: „Halbdeiwel!"; in Engelstadt hieß gar einer „Der Deiwel". Als er gestorben war, bemerkt ein Jugenheimer Witzbold: „Ich geh mit dem Deiwel zur Leicht!" Engelstadt wird verhöhnt in der Umgegend:

„Engelstadt — Deiwels Statt
Große Schüsseln und doch net satt!"

oder nach anderer Lesart:

„Engelstadt — Deiwels Statt
Trocken Brot und doch net satt!
Große Schüsseln un doch nix drin,
Der Deiwel möcht in Engelstadt sin!"

Von einem redseligen Menschen sagt man: „Er schwätzt dem Deiwel ein Ohr ab!" Aber um alles in der Welt will man den Teufel nicht im Katechismus und im Gesangbuch haben, das gehört in ein anderes Kapitel. In der Pfalz machte man dies seiner Zeit bei der Herausgabe eines neuen Gesangbuchs geltend [1]); in Hessen hätte man's auch mehr berücksichtigen sollen! Sonst lebt der Teufel auch noch in manchen örtlichen Bezeichnungen fort; ebenso die Hexen in der Hexenkanzel, einem Felsen zwischen Wöllstein und Neu-Bamberg; einen „Hexenplatz" bei Bergzabern in der Pfalz hat man neuerdings leider in Festplatz verwandelt. Die anderwärts so häufige Zusammensetzung mit „Heiden" (Heidenmauer usw.) ist mir dagegen nur von dem altertümlichen Kirchturm zu Dittelsheim bekannt, und von den „Heidenlöchern" zu Wöllstein, die im Rezeß von 1733 er-

[1]) Monatsschrift für Gottesdienst und kirchl. Kunst XI, S. 136.

wähnt sind, sowie von der Heidenpforte zu Nackenheim (Brilmayer S. 322).

Es bleibt uns noch zu reden von den zauberischen Handlungen, durch die die Gottheit in den Dienst der Menschen gezwungen wird. „Weissagung und Zauber stammen aus den ältesten Zeiten der Kulturanfänge der Menschheit."[1]) Und sie haben sich wahrlich gut erhalten. Nach der alten Saarbrücker Kirchenordnung, die in einzelnen rheinhessischen Gemeinden Gültigkeit hatte — und jedenfalls auch noch anderer — gehörte zu den jedesmaligen Visitationsfragen auch die, ob Zauberer, Wahrsager u. dergl. in der Gemeinde seien. Sie könnte jetzt noch immer in den meisten ländlichen Gemeinden aufgeworfen werden, wenngleich meiner Meinung nach mehr im Interesse der Volkskunde als der Kirchenzucht. Allerdings gibt's Unterschiede: in Jugenheim brauchte ich den Kindern nicht erst zu sagen beim zweiten Gebot, was „verhext", „segnen", „brauchen", „abnehmen" ist; sie hatten alle schon davon reden gehört, manche, wie ich bestimmt wußte, in Krankheitsfällen auch schon dergleichen Kuren mitgemacht. In Westhofen muß ich schon die Zigeuner zu Hilfe nehmen, um einigermaßen Anschaulichkeit von der Sache zu erzielen. Hier ist man, wie in allen Dingen, weiter; daß damit die Religiosität und Pietät oder auch nur die religiöse Erkenntnis gewachsen sei, kann ich allerdings mit Nichten behaupten. Mit mehreren „weisen Frauen" stand ich in durchaus freundschaftlichem Verkehr. Eine war ein ehrenwertes, kreuzbraves altes Weibchen, das sich aber wegen seiner Kunst großen Renommees erfreute. Zu einer Aussprache mit ihr kam es nicht, da es sie offenbar genierte, daß ich etwas wußte; denn im allgemeinen wird die Kunst vor unsereinem möglichst verborgen gehalten. Sehr offenherzig dagegen war eine andere, die eine weitausgedehnte Praxis bis nach Kreuznach hin hatte; bei ihr konnte ich mich des Verdachts nicht erwehren, daß sie, wie weiland die Magd zu Philippi — Apostelg. 16, 16 — ihr Geschäft hauptsächlich des „Genusses" wegen ausübte. Sie war, wie alle Zauberkünstler, Spezialistin und konnte in vier bis fünf „Artikeln" helfen: bei Gelbsucht, Rotlauf, bösen Augen, mißgestalteten Kindern, während die erstgenannte sich vorzugsweise mit dem „Abnehmen" abgab (Wuttke § 506), d. h. bei allgemeiner Körperschwäche und Verfall half. Als sie mich aufklärte, hatte sie gerade einen Fall der erstgenannten Art in Behandlung und zeigte mir die Urinfläschchen, die sie sich zu dem Zwecke aus Kreuznach

[1]) Mogk, a. a. O. § 89.

hatte kommen lassen. Ihr Verfahren war wesentlich dasselbe, wie es Wuttke (§ 505) schildert: Der Urin muß nackt gelassen werden und wird dann der Künstlerin überbracht. Schlägt er nieder und gibt einen weißen Satz im Fläschchen — „so was die Ärzte Eiweiß nennen" — so ist nicht mehr zu helfen. Ist es nicht der Fall, so kann die Kur beginnen: eine Gelberübe wird ausgehöhlt, darin von dem Urin getan und unter die Dachtraufe des Hauses gehängt. Weiter verbäckt ihn die Zauberin in eine Art Pfannkuchen, wozu sie allein die Zutaten kennt; das wird nachts zwischen 11 und 12 an einen Kreuzweg getragen und hingelegt; es darf aber dabei nicht umgesehen und nicht geredet werden; auch darf sich die betreffende Person nicht bücken, selbst beim Niedersetzen muß sie dies nach Möglichkeit vermeiden. Dann kommt ein Hund oder eine Katze und frißt das Gebäck; die bekommen dann die Krankheit. Beim Niedersetzen wird der Zauber gesprochen. Ist etwas verfehlt, so bekommt die Zauberin die Krankheit selbst. Binnen neun Tagen muß es sich entscheiden. Die Frau sagte mir auch noch, daß sie ihre Kunst von einer längst verstorbenen Frau hatte; im allgemeinen aber wird sie selten verraten.

Heilende Kraft haben viele Pflanzen, ohne daß die ärztliche Kunst etwas davon weiß; in erster Linie der „halbe Gaul", ein längliches Blatt, dessen botanischer Name mir unbekannt ist. Er wächst an Bachrändern, dient hauptsächlich gegen Geschwülste und ist sehr gesucht. Einige Roßkastanien, drei bis fünf, in die Tasche gesteckt, vertreiben den Rheumatismus [1]); das weiß man übrigens auch in den Städten, mir wurde von einem angesehenen Kaufmann in Krefeld erzählt, der diese Kur gebraucht. Auch ein Magnet in der Tasche tut hier gute Dienste. Ein Heilmittel ist auch die Meerzwiebel. Auf ein entzündetes Auge empfahl eine alte Frau rohes Fleisch zu legen — von anderer Seite hörte ich weichen Käse nennen —; gegen Wunden wurde früher nach derselben die Wampe oder der Mastdarm einer Kuh benutzt, der wurde um die verwundete Stelle — im vorliegenden Fall den Finger — gewickelt; doch mußte das kunstgerecht gemacht sein! Ausgefallene Zähne, insbesondere Milchzähne von Kindern wirft man in ein Mauseloch, das vertreibt das Zahnweh [2]); ein anderes Sympathiemittel dagegen haben wir weiter vorn kennen gelernt. Das Mark aus dem Schinkenknochen dient hier in Westhofen als Heilmittel gegen Verrenkungen; die betreffende Stelle wird damit bestrichen. Die Malve heißt in Monzernheim

[1]) Wuttke § 147.
[2]) Wuttke § 526.

Halsrose, weil von ihr ein Tee gekocht wird gegen Halskrankheiten. Auch „Herschhorn-“ (Hirschhorn-) Geist ist dagegen probatum[1]). Das alles wirkt viel besser, als was etwa der Arzt „verrät“, den man schon aus dem Grunde nicht gerne ruft, weil er „gleich schneidt“, wovor der Landbewohner durchweg eine gewaltige Angst hat[2]).

Wie beim Menschen, so natürlich auch beim Vieh. „Mer hun jo doch all' aanerla Natur!“ heißt's bei Lennig; das ist sicherlich echt bäuerliche Überzeugung. Zu Laukhard's Zeiten[3]) hatte der Kuhdoktor Herr Thoma in Schwabenheim (wohl Pfaffen-S.), der meistens mit Sympathie kurierte, auch ein Menschendoktern-Renommee; desgleichen ein Wendelsheimer Bauer Namens Magnus Kaspar Köhler. Nach Kappesser's Familien-Erinnerungen[4]) hatte man in einer Familie zu Engelstadt um 1800 den alten Platzknecht, der die Stelle eines Hofzauberers versah, dem behexten Vieh ging er mit Assa foetida (Teufelsdreck) zu Leibe und machte zugleich der Hexe durch Gegenzauber mit einem neuen irdenen Topf, der überhaupt eine Rolle spielte[5]), das Leben sauer. Auch konnte er Diebe festmachen. Alle diese Künste hatte er von einem Schäfer „überm Rhein“. Ein anderer Mann schaffte dortselbst die verschwundene Kette herbei, so daß sie in der Nacht unter dem Tore hereinkam. In dem Handbuch des alten Jugenheimer Schreiners, der — nebenbei bemerkt — Kirchenvorsteher und langjähriger Vorsänger in der orgellosen Kirche war — aus etwas späterer Zeit lese ich: „½ Pfund Butter ohngewaschen, drei Zwiebel aufs Kreuz geschnitten und in der Butter gebraten, bis die Butter wieder hell wird, ¼ Schoppen guten Weinessig, ½ Schoppen weiß Baumöl und das in die Nas'löcher eingeschotten ist probatum für den Strengel“. Für die Augen der Pferde wird nach demselben Balsam barbrian empfohlen. „Wenn aber das Vieh behext ist, wenn es keine Milch giebt, Nud (nackt?) an die Kuh ganen (gegangen!), die kein Milch giebt und soviel von ihr gemolken, als sie hat, und dasselbe in ein' Kessel getan und fließend Wasser geholt und darunter geschütt' und das Feuer angezünd't: Diejenige oder derjenige, der selbiges gemacht hat, soll eher kein' Ruh haben, bis ich wieder mein Sach' habe. Namen: Vater, Sohn und heiliger Geist!“ Die Dachwurz wird als Mittel zur Beförderung

---

[1]) Jugenheimer Privathandbuch aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

[2]) Vgl. auch Bechtolsheimer, Rhein u. Donnersberg S. 125.

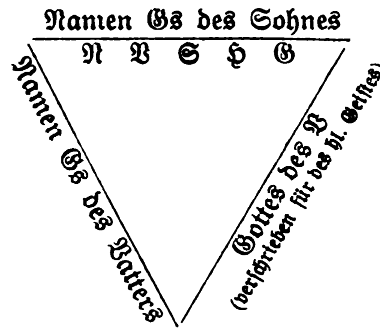
[3]) a. a. O. I, 42.

[4]) S. 16.

[5]) Siehe diese Blätter Bd. IV, S. 12.

der Fruchtbarkeit verwendet: wenn die Kühe vom Bullen kommen, gibt man ihnen davon zu fressen, „daß sie besser behalten.“ (Eichloch.)

Besser aber als Heilen ist Vorbeugen! Darum: „fürs Vieh, daß sie gesund bleiben: Auf das Papier den Namen Gottes und ein Dreiangel



Darzu wird genommen Hammerschlag und ein Bein von Einem Stück Vieh, Ein Fehenwurtzel, welches Ein Mengen (Männchen?) sein muß und das in ein Leinwand getan und genäht und kein Knoten in den Faden gemacht; sollte Faden übrig bleiben vom Nähen, so bleibt er hangen am Säckelchen[1]).“ Daß dergleichen und ähnliches auch heute noch — allerdings meist im Geheimen — gemacht wird, ist nicht zu bezweifeln.

Merkwürdig ist, daß neben diesen herkömmlichen Sympathiemitteln aber auch solche Dinge, die erst der Neuzeit entstammen, in der Kur des Volkes eine Rolle spielen, so z. B. das Petroleum: den Hühnern vertreibt man die Diphterie durch Bestreichen mit einem in Erdöl getauchten Federchen. Mein früherer Friseur in Mainz behandelte eine Wunde am Finger auf Rat eines Kunden mit Petroleum, seiner Meinung nach mit Erfolg. Eine Frau von Partenhain sagte mir, daß der Körper, damit eingerieben, unfehlbar vom Rheumatismus befreit werde. Und nicht bloß äußerlich wird es angewandt: eine Frau in Jugenheim trank bis $1/4$ Schoppen davon, wenn sie sich unwohl fühlte. Ob sie gesund geworden ist, weiß ich nicht; daß es ihr nicht geschadet hat, ist jedenfalls auch ein Wunder!

Eine Hauptsache bei vielem Zauber, oft eine Hauptbedingung des Gelingens ist die Nacktheit[2]). Verschiedene Beispiele dafür wur-

---

[1]) Hammerschlag erscheint auch sonst als Gegenmittel gegen Behexung (Wuttke § 677). Mit Knoten gehen alle Hexen und Zauberer um; darum darf man sie nicht bei ihrem Geschäft noch unterstützen!

[2]) Über die Nacktheit im Zauber und Kult vgl. nun J. Heckenbach, De nuditate sacra sacrisque vinculis, Gießen 1911 (s. unten S. 128).

den schon angeführt. Nach Wuttke, § 249, ist der Grund davon: Der Mensch muß das Alltägliche abstreifen, um ungehindert in den Zusammenhang des Alllebens einzutreten. Umgekehrt ist es aber wohl auch zu erklären, daß böse Mächte über den Menschen im nackten Zustand Gewalt bekommen können; daher vielfach die Scheu vor der Nacktheit, die im früheren Aufsatz erwähnte Sitte, am Neujahrstag kein frisches Hemd anzuziehen. Eine Schwester erzählte mir, daß in einer ganz unkirchlichen Familie, bei der sie pflegte, den Kindern beim Anziehen des Hemdes zugerufen wurde: Walt's Gott! Wir finden hier die beim Zauber allenthalben zu beobachtende Eigentümlichkeit, daß ein und dieselbe Sache oder Handlung je nach Umständen und Personen Glück oder Schaden bringt oder — soweit der Teufel und böse Geister im Spiele sind — bald dieselben anlockt, bald vertreibt; bald ihnen eine Freude, bald ein Schrecken ist. Hier den Unterschied zu kennen und zu benützen, ist eben Sache und Vorrecht der kundigen Personen; man vergleiche auch Goethe's Zauberlehrling, den Sprachgebrauch von „segnen" im Volksmund und in Luthers Bibelübersetzung [1]).

Was die Beurteilung der behandelten Sache betrifft, so wird kein Mensch behaupten können, daß in allen Fällen das Bewußtsein, etwas Gottwidriges zu tun und mit dem Teufel, bezw. heidnischen Gottheiten im Bunde zu stehen, heute noch vorhanden sei. Vieles ist alte Gewohnheit und Brauch, die man gehört, gesehen und selber angenommen hat, ohne über Sinn und Bedeutung viel nachzudenken. Die Frage ist aber, ob das auch von dem Zauber gilt, der sich im Geheimen weiter erbt und sich als Kunst einzelner ausgibt. Von der Kirche ist seine widergöttliche Natur seit vielen Jahrhunderten angenommen worden, der Aberglaube, die Zauberei, das Hexenwesen waren dieser ein solcher Gräuel, daß sie auch in protestantischer Zeit mit Feuer und Schwert dagegen ankämpfen zu müssen glaubte und noch jetzt stark mit Worten dawider streitet. Ja, die Zaubergeister waren ihr nicht selten Realitäten, denen sie selbst eine Wirkung auf den Behandelten, und auch auf den, der sie rief, zuschrieb.

Nun kann ja die Bosheitszauberei, die „Behexung", das Androhen und Weissagen von Unglück, wo sich solches findet — und es sind mir Fälle versichert worden — auf keine Weise entschuldigt werden, und hiergegen sind selbstverständlich scharfe Worte am Platz. Auch vom Standpunkt der Medizin und Volksgesundheit läßt sich

[1]) z. B. Hiob 2, 9.

vielerlei gegen das „Segnen“ und verwandte Künste sagen. Aber das glaube ich bestimmt sagen zu können: Die Mehrzahl der Fälle ist — religiös betrachtet — verhältnismäßig harmloser Natur. Ich habe nur Heilzauber kennen gelernt, der die Grenze der Kurpfuscherei nicht überschreitet. Zwischen Zauber und regelrechten naturgemäßen Mitteln der Heilung und Prophylaxe wird vom Volke kein prinzipieller Unterschied gemacht. Beides ist ihm ein Vertrautsein mit den geheimnisvoll wirkenden Kräften der Natur, ein Nötigen derselben in den Dienst des Menschen, ein Charisma, das einzelnen bevorzugten Menschen gegeben ist, das man lernen und weitergeben kann. Sowohl bei der Kunst des Arztes wie der weisen Frau hat man für das Verordnen des Heilmittels den charakteristischen Ausdruck „verraten“; beide „braucht“ man, was früher auch für ersteren Fall der schriftdeutsche Ausdruck war. In den Rezeptenbüchern stehen darum auch probate Hausmittel friedlich neben dem zauberischen Hokospokus, ja letzterer verbrämt sie unter Umständen nur. Und wenn bei ihm der Name des Dreieinigen Gottes, des Vaterunsers[1]) usw. häufig ist, so ist das in den Augen des Landmannes durchaus nicht ein Schreckmittel oder eine Entheiligung, zumal da sie als Gegenzauber wirken sollen, und für ihn um so weniger verwerflich, als man ihn ja gelehrt hat, daß auch der Christengott denen nahe ist, die ihn anrufen. Der Unterschied ist nur der, daß wir eine geistig-religiöse Wirkung kennen, für den Bauern aber ist auch der dreieinige Gott und der Vater Jesu Christi „Natur“. Das Bewußtsein eines Gegensatzes — wo es vorhanden ist — ist erst durch die Polemik der Kirche geweckt und zwar der protestantischen mehr als der katholischen. Aber ich glaube auch mit dem katholischen Pfarrer Hansjakob, daß eine milde Stellung dem Aberglauben gegenüber — auch in der Form der Zauberei — gerechter ist und erfolgreicher wirkt als ein schroffes Eifern, das nur dazu führt, daß die Sache im Geheimen betrieben wird und womöglich ausartet. Man betone mehr die Torheit als die Sünde! Das Ganze aber ist jedenfalls ein Beweis, daß unser Volk religiöser Eindrücke durchaus nicht so bar und religiösen Einflüssen durchaus nicht so unzugänglich ist, wie man vielfach glaubt und wie es für den oberflächlichen Beobachter tatsächlich oft den Anschein hat.

[1]) Vgl. Ferber in Rheinh. Landesztg.; auch Schulte in diesen Blättern II, S. 21 von Oberhessen.



Kleine Mitteilungen.

Hat der Bauer eine eigene Naturauffassung?

Eine Anfrage.

Von A. Vierkandt.

In der Zeitschrift für Volkskunde findet man Band 9 S. 198 ein Gespräch mitgeteilt, das sich in einer Tiroler Wirtschaft über die Ursachen eines Erdbebens abgespielt hat. Eine Anzahl Bauern äußern darin ihre Meinungen, jeder eine eigene. Die Ansichten sind ziemlich krauser Natur: mangelhaft verdaute Zeitungsnotizen und die Niederschläge populärer Lektüre vermischen sich darin mit eigenen Deutungen.

Dieses Gespräch beweist, daß bei unseren Bauern eine eigene Naturauffassung wenigstens nicht völlig oder überall fehlt. Um so mehr war ich erstaunt, als mir bei Wanderungen im Hessischen von guten Kennern stets versichert wurde, der Bauer habe keine eigene Naturauffassung. Er halte sich an die Lehren der Schule und der Wissenschaft einerseits, an das Naturbild der Bibel andererseits, befasse sich aber überhaupt wenig mit diesen Dingen und zerbreche sich über sie nicht weiter den Kopf. Bei näherem Befragen wurden mir nur in einzelnen Punkten geringe Zugeständnisse gemacht. Die Lehre von den Gegenfüßlern würde nicht geglaubt, da diese doch herabfallen müßten; man stelle sich die Erde vielmehr als eine flache Scheibe vor. Ebenso pflichte man der Lehre von der Bewegung der Erde nicht bei. Auch der Mond würde als eine Scheibe aufgefaßt; woher aber jedesmal nach vier Wochen das „Neulicht" komme, darüber beunruhige man sich nicht. Nur von einem Kometen, der in den sechziger Jahren erschien, wurde mir von einem Gewährsmann gesagt, man habe ihn als ein Schwert am Himmel aufgefaßt und Unheil von ihm erwartet — Anschauungen, die ganz den bekannten mittelalterlichen über diese Dinge entsprechen.

Sollte es wirklich an dem sein, daß der Bauer eine eigene Naturauffassung gar nicht oder so gut wie gar nicht besitzt? Es erscheint das schon deshalb als überraschend, weil die Analogie der Naturvölker in eine entgegengesetzte Richtung weist. Wir finden bei ihnen durchweg eigene Anschauungen über Wesen, Bewegungsweise und Bewegungsursache der Himmelskörper, ebenso solche über die Gründe für die periodische Entwicklung des Mondes. Das gilt selbst für diejenigen Stämme, die nach dem allgemeinen Urteil auf der tiefsten Stufe der Kultur stehen; nur gewisse vorwiegend ziemlich isoliert lebende Stämme wie z. B. die Weddas oder die Zwerge in den Urwäldern Afrikas machen davon mehr oder weniger eine Ausnahme. Aber schon für die Eingeborenen des australischen Festlandes gilt das eben Gesagte. Die Bewegungen der Sonne werden bei einem dieser Stämme so erklärt, daß der Sonnenmann abends im Westen ins Innere der Erde eintrete, dort durch eine schmale Gasse, die mit Zuschauern angefüllt sei, hindurchwandere, dabei sich ein rotes Opossum-

fell umhänge, und endlich im Osten wieder heraustrete. Vom Monde heißt es ähnlich bei einem andern Stamm, daß die Mondfrau infolge ihres leichtfertigen Lebenswandels zum Skelett abmagere und dann den Himmel verlasse, um sich in der Einsamkeit wieder zu kräftigen. Freilich handelt es sich bei dieser Zusammenstellung von Bauern und Naturvölkern, wie schon gesagt, nur um eine Analogie, also nicht um beweiskräftige Tatsachen, sondern nur um solche, die uns zu Fragestellungen anregen können. Aber die Frage erhebt sich in der Tat, ob denn wirklich in unseren Bauern nicht gleichsam in einer versteckten Schicht ihres Seelenlebens derartige selbständige Naturauffassungen vorhanden seien. Selbst wenn dieses nicht für die große Masse der Bevölkerung gelten sollte, bliebe immer noch die Frage bestehen, ob nicht wenigstens einzelne spintisierende Individuen eine Ausnahme davon machen; es gibt ja doch überall unter der Bevölkerung derartige Persönlichkeiten, die sich nach irgend einer Richtung von der großen Masse abheben. Auch die Gründe, mit denen man das Fehlen einer eigenen Naturauffassung mir begreiflich zu machen versuchte, schienen mir nicht durchschlagend zu sein. Es werden namentlich zwei solcher Gründe angeführt. Erstens sei das ganze Interesse des Bauern rein praktisch orientiert. Es konzentriere sich auf die Wirtschaft. Für rein theoretische Fragen fehle ihm jedes Interesse. Selbst wenn das für die gegenwärtige Generation gelten sollte, so würde es doch höchstens eine ganz junge Erscheinung sein, die erst durch das Eindringen des modernen Wirtschaftslebens in das Bauerntum hervorgerufen wäre. Man wird es für frühere Generationen nicht voraussetzen können, und dann ist es wenig wahrscheinlich, daß die ältere Denkweise sich bereits völlig spurlos verloren haben sollte. Aber auch für die Gegenwart ist der Satz jedenfalls nicht im vollen Umfange richtig. Entspringen etwa die Volkslieder einem praktischen oder gar einem wirtschaftlichen Interesse? Oder warum schmückt der Bauer sich sein Haus mit Farben und Ornament nach alter Weise?

Als zweiter Grund wird der Einfluß der kirchlichen Lehre angeführt. Sie liefere dem Bauern das biblische Naturbild insbesondere für Gestalt und Bewegung der Himmelskörper und damit begnüge er sich. Er führe im allgemeinen die Himmelsvorgänge einfach auf den Willen Gottes zurück. Diese Erklärung klingt schon einleuchtender. Aber ein Zweifel bleibt doch bestehen. Der Glaube an Hexen und Zauberei, an Himmelsbriefe und Gesane widerspricht ebenfalls der kirchlichen Lehre und ihrer Weltanschauung. Und dennoch hat er sich erhalten. Man könnte allerdings einwenden, daß es sich hier überall um Handlungsweisen und Vorstellungen handelt, die viel tiefer mit der ganzen Kultur und dem ganzen Seelenleben des Bauern verwachsen sind als rein theoretische Vorstellungen, daß demgemäß die Kirche hier einen viel größeren Widerstand gefunden habe. Es würde in diesem Falle das Fehlen eines eigenen Naturbildes als eine Hemmungserscheinung aufzufassen sein, die durch den Einfluß der höheren städtischen Kultur, insbesondere hier der kirchlichen Lehre, hervorgerufen wäre. Aber der Zweifel regt sich doch, ob bei einer Bevölkerung, die noch so viel Eigenart bewahrt, die unserer modernen Kultur gegenüber ungeachtet deren völliger Annahme in wirtschaftlichen Dingen im übrigen bis auf den heutigen Tag eine so große Selbständigkeit zeigt, wirklich jede eigene Naturauffassung bis auf die letzte Spur vertilgt sei; denn vorhanden gewesen ist ja eine solche nicht nur in den frühen Zeiten, als das

Heidentum erst dem Christentum wich, sondern z. B. in der Auffassung der Kometen[1]) noch weit über das Mittelalter hinaus.

Eine endgültige Entscheidung der Frage können nur die Beobachtungen sachkundiger, mit dem Volke eng vertrauter Männer liefern. An alle diese ergeht daher die Bitte des Verfassers dieser Zeilen, der Sache ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und Mitteilungen über sie entweder an die Redaktion dieser Zeitschrift oder an die persönliche Adresse des Verfassers, Privatdozent Dr. Alfred Vierkandt, Großlichterfelde, Wilhelmstraße 22, gelangen zu lassen.

Läuten zum Gebet.

Das heute noch auf dem Lande übliche Gebetsläuten um 10 Uhr morgens und 5 Uhr nachmittags soll nach Ansicht der Klein-Lindener seine Entstehung dem Friedensschluß nach dem dreißigjährigen Krieg verdanken. Wie nachstehende Landgräfliche Verordnung dartut, ist später dabei für die Landgrafschaft Hessen wegen der im Jahre 1663 drohenden Türkengefahr ein Gebet gegen diese angeordnet worden.

Die Verordnung lautet: „Beim ordentlichen Geläut zum Gebet um 10 und 5 Uhr kann nächst anderem gewöhnlichen Gebet jedesmal auch ein kurzer Seufzer zu Gott um Abwendung der drohenden Türkengefahr abgeschickt werden.“

Nach einem längeren Gebet, das von der Kanzel zu sprechen ist, folgt ein Schul- und Hausgebet, das beim Glockenschlag zu verrichten ist, und zuletzt ein kurzer Seufzer, der da lautet: „Allmächtiger Gott! Erbarme dich unserer betrübten Christenheit, die von den Türken geängstigt wird; errette sie und bewahre uns durch deinen starken Arm um Jesu Christi Willen. Amen!“

Klein-Linden. A. Boßler.



Bücherschau.

E. Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, herausg. v. Wünsch u. Deubner. VI.) XII u. 250 S. Gießen 1910. 8 M. 50 Pf.

Ein weitschichtiges Material ist hier zusammengetragen, das der Volkskunde als Fundgrube für Parallelen gute Dienste leisten kann, zumal der Verfasser sich nicht auf das Sammeln beschränkt, sondern die Erscheinungen auch zu erklären sucht. Manches ist in der letzten Zeit in Arbeiten über verwandte Gebiete schon behandelt worden, z. T. ausführlicher: so die Theorien über den Ursprung der Bekleidung und über rituelle Nacktheit von Heckenbach, De nuditate sacra sacrisque vinculis (Religionsg. V. V. IX. 3. 1911), hierher gehörige Gebräuche bei Geburt und Hochzeit von Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, 1910, beides Arbeiten, die Fehrle nicht benutzen konnte, während er die von Wächter über Reinheitsvorschriften im griechischen Kult (R. V. V. IX. 1. 1910)

[1]) Vgl. diese Blätter Bd. 7, S. 80 u. 85.

berücksichtigt hat. Was Fehrle insbesondere bietet, sind Belege und Theorien zum Glauben an die Kraft der Jungfräulichkeit (54 ff.), die befleckende Wirkung des Geschlechtsverkehrs (25 ff.) und die aus beiden Vorstellungen sich ergebende Forderung der sexuellen Enthaltung auf Lebenszeit oder auf Frist (65 ff.; 155 ff.) für alle, welche als δαιμόνιοι Mittler zwischen Göttern und Menschen, d. h. Priester werden wollen. (Für die Auffassung des Priesters als δαιμόνιος bietet Tambornino, De antiquorum daemonismo, R. V. V. VII. 3. 1909. Ergänzungen.)

Dabei werden manche Vermutungen geäußert, die, wenn auch nicht alle über jeden Zweifel erhaben, doch der Beachtung wert sind. So, wenn das Brautbad als Beiwohnung mit dem Wassergott zum Zweck der Fruchtbarmachung gefaßt wird (10), wenn — zweifellos richtig — das ius primae noctis zurückgeführt wird auf die Sitte, den durch seine Zaubermacht ausgezeichneten Häuptling oder Priester die von Dämonen besonders gefährdete erste Beiwohnung ausführen zu lassen (40 ff.). Etwas zu einfach denkt sich der Verfasser wohl die Entstehung der staatlichen Priestertümer durch eine Art „Auslese der Besten" (73), während sein Überblick über die geschichtliche Entwicklung der kultischen Keuschheit, der das Buch schließt, im wesentlichen das Richtige treffen dürfte. Interessant sind auch die Erörterungen über den ursprünglichen Wert von Begriffen wie castus (206) oder ἁγνεία (43 ff.), die mit „tabu" gleichgesetzt werden. Ein Schlagwörterverzeichnis gibt über die Einzelheiten des Buchinhalts verläßliche Auskunft.

Offenbach a. M. A. Abt.

J. Heckenbach, De nuditate sacra sacrisque vinculis. Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, hrsg. v. Wünsch u. Deubner, IX, Heft 3 (Gießen, Töpelmann 1911) 114 S. 3.80 M.

Wie Kult und Magie besonders zäh an überkommenen Formen und Bräuchen festhalten und sie noch zu einer Zeit bewahren, wo die Verhältnisse, aus denen sie ursprünglich erwachsen sind, sich längst gewandelt haben, so besteht auch die sakrale und magisch wirksame Nacktheit, das Residuum eines alten Kulturzustandes, in Zeiten weiter, die von jenem vorausliegenden Kulturzustand weit entfernt sind. Die Entwickelung, die einen erst allgemeinen Brauch auf bestimmte Gebiete, besonders sepulkrale und lustrale Riten sich beschränken ließ, schreitet fort: auch in den Kultriten wird die völlige Nacktheit allmählich seltener. Immerhin läßt sich doch eine beträchtliche Zahl von Zeugnissen, die Heckenbach in Kap. I vorlegt (S. 8 ff.), für jenen Kultbrauch nachweisen, besonders für Isis- und Mithraskult, Mysterien- und Totengebräuche (vgl. dazu jetzt E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod, Leipzig (Teubner) 1911 S. 109—120). Natürlich ist der Grund für sakrale Nacktheit nicht in allen Fällen der gleiche, Heckenbach tut recht daran, hier zu scheiden; für die spartanischen Gymnopaidia gelten andere Voraussetzungen als etwa für die athenischen Amphidromia, und in manchen Fällen mögen sich auch verschiedene Vorstellungsformen gekreuzt haben. Wie bei Prophetinnen und Sehern die Vorstellung eines geschlechtlichen Verkehrs zwischen Gott und Mensch nachweislich ist, also deren traditionelle Nacktheit (Heckenbach S. 21 f.) als „erotisch" zu klassifizieren wäre, so hat auch die nuditas sacra in Mysterienbräuchen (Isiskult?) vielleicht nicht nur lustralen Sinn. Und wenn zu den heiligen

Schlangen in Epirus die Priesterinnen nackt gehen mußten (Heckenbach S. 8), so darf man da vielleicht an die vielverbreitete erotische Beziehung zwischen Schlange (Schlangengott) und Weib erinnern (Nachweise in meinen Antiken Heilungswundern RGVV VIII 1 S. 93 f. und in meinem Buch: Der Trug des Nektanebos, Leipzig, Teubner 1911 S. 10 f.). Bei den luperci wird mit Recht darauf hingewiesen (S. 19), wie sich hier im sakralen Brauch die altübliche Tracht der Hirten erhalten hat, ohne daß darum die Zauberkraft der Nacktheit unterschätzt werden dürfte (vgl. dazu jetzt Deubner, Arch. f. Rel.-Wiss. XIII 1910 S. 491). Wie bei so manchen Bräuchen, muß man auch hier mit einem Ineinandergreifen verschiedener Vorstellungen rechnen.

Als gemilderte Form der sakralen Nacktheit kann man die rituelle Barfüßigkeit betrachten (S. 23 ff.). Oft ist nur der eine Fuß nackt; man kennt diesen Brauch aus Vergil und aus Denkmälern. Heckenbach verweist (S. 28, 1 vgl. auch S. 48) auf eine demnächst erscheinende Königsberger Dissertation von Penquitt, De Didonis Vergilianae exitu; sie liegt jetzt vor, die fragliche Stelle findet sich S. 53 f. Ich möchte ein paar Ergänzungen hinzufügen. Auf die kultische Bedeutung der Entblößung nur eines Fußes ist Amelung neuerdings wieder zu sprechen gekommen bei der Beschreibung einer Statue im Vatikan, jenes schutzflehenden Mädchens, das auf einem Altar sitzt (Die Skulpturen des Vatikanischen Museums II Nr. 393 S. 585; 587, Tafel 57). Wichtig ist ein statuarischer Typus, der wohl mit Recht als der zum eleusinischen Kultpersonal gehörende παῖς ἀφ' ἑστίας gedeutet wird; nur an einem Fuß trägt der παῖς die Sandale, der andere ist nackt (K. Esdaile, Journal of Hellenic Studies XXIX 1909 S. 2 f. Tafel I); gerade die Beziehung zu den Chthonischen steht für diesen Brauch fest. In Mysterienriten ist Barfüßigkeit häufig (Heckenbach S. 28), und da ist nun höchst beachtenswert, daß auf den Mysterienszenen des Sarkophags von Torre Nova, den kürzlich Rizzo und Hauser ausführlich besprachen (Römische Mitteilungen XXV 1910 S. 89 ff.; 273 ff.), in der Einweihungsszene des verhüllt dasitzenden Herakles (Tafel II) der linke Fuß des Herakles mit einem enganliegenden feinen Schuhe bekleidet ist, während der nackte rechte auf das Διὸς κῴδιον aufgestellt ist. Denn Hauser hat richtig gesehen (S. 287 f.), daß das Fell, auf dem Herakles sitzt, sein Löwenfell ist, nicht das Διὸς κῴδιον, wie Rizzo meinte, daß dies vielmehr auf der Erde liegt, unter den Füßen des Einzuweihenden, wohin es nach Polemon auch gehörte. Diese so deutliche Darstellung des nackten, auf das Διὸς κῴδιον aufgestellten Fußes führt uns zur Deutung des Brauches: hier wie wohl in vielen Fällen von ritueller Barfüßigkeit wird es sich um Kraftübertragung gehandelt haben. Man suchte einen möglichst innigen Kontakt des Menschen mit einem irgendwie kraftbegabten Medium herzustellen, sei es daß man die Kraft der Erde in sich überleiten wollte (Heckenbach S. 44—47), oder die im heiligen Fell enthaltene, oder daß man möglichst unmittelbare Verbindung mit den Chthonischen herzustellen versuchte. Zauberformen, die Barfüßigkeit verlangen — sei es zur Übernahme von übernatürlicher Kraft in den Menschen, sei es zur Ablenkung gefährlicher im Menschen hausender Kräfte (etwa von Krankheitsstoffen) in die Erde, auf die man tritt — bieten manches Analoge. Um von Bekannterem abzusehen, sei nur daran erinnert, daß dem Tabuierten, dem Kraft entzogen wurde, diese wiedergegeben wird, indem man seine Fußsohlen berührte, und auf diese Weise die alte Kraft wieder in ihn zurückleitete (vgl. Nilsson,

Primitive Religion, Tübingen (Siebeck) 1911 S. 8; Edv. Lehmann, Anfänge der Religion, Kultur der Gegenwart I, Abt. III 1 S. 18; Reinach Cultes, Mythes et Religions II S. 21). Diese, wenn man so sagen kann, kontagiöse Barfüßigkeit ist gewiß auch für den Kult, nicht nur für den Zauber in Anschlag zu bringen. Wie es an sich oft schwer, fast unmöglich ist, die Grenze zwischen rituellen und magischen Formen zu finden, so hat auch Heckenbach, der auf das 1. Kap. De nuditate sacra ein zweites De nuditate superstitiosa folgen läßt (S. 35—63), in der Festsetzung der Grenzen Schwierigkeiten gehabt. Verweisungen helfen da (vgl. z. B. zu S. 23 ff. die Ausführungen auf S. 44 ff.) Die Erörterung über Nacktheit bei den Floralia, über Jambe und Baubo, über Phallisches in Mysterienbräuchen (vgl. dazu Frickenhaus, Athenische Mitteilungen XXXIII 1908 S. 173 f.), die im zweiten Kapitel stehen (S. 59 ff.), hätte man wohl passender zur nuditas sacra ins erste gestellt. Dies zweite Kapitel über Nacktheit im Zauber bietet gerade für die Volkskunde reichen Stoff: über Nacktheit bei Gestaltsveränderung (Werwolfgeschichten) S. 35 ff., im Liebeszauber S. 40 ff., in Hydromantie und Lekanomantie S. 42, im Heilzauber S. 49 ff., Vegetationszauber S. 51 f., 57 f. Die aus deutschem Volksbrauch bekannte Vorstellung, daß die Hexe den Boden nicht berühren darf, wird S. 44 ff. in den richtigen Zusammenhang eingereiht (zu den Bestimmungen des Hexenhammers über diesen Punkt vgl. die nützliche Übersetzung des Malleus Maleficarum von R. Schmidt, Berlin 1906, III S. 59 f.). Zu dem sehr ursprünglichen Fall von Berührungszauber, der S. 51, 1 erwähnt wird, bietet das Alte Testament bemerkenswerte Parallelen (vgl. Antike Heilungswunder S. 47, 3). Im 3. Kap. handelt Heckenbach De nuditate Christianorum sacra (S. 64 ff.); in Betracht kommen wesentlich Riten der Taufe und des Exorcismus, die Nacktheit ist meist auf Barfüßigkeit reduziert.

Bei den Versuchen, eine Erklärung für die sakrale oder magische Nacktheit zu geben, wird des öfteren von Krolls Theorie Gebrauch gemacht: Nacktheit entstamme häufig der abergläubischen Furcht vor einem Bindezauber und habe den Zweck, einer durch solchen Zauber möglichen Schädigung vorzubeugen. Das gibt für Heckenbach die Veranlassung, in einem zweiten Teil die Vorstellungen der Alten über Knoten- und Bindezauber zu mustern. Der Stoff ist ähnlich gegliedert wie der des ersten Teils: über sakrale Bindung (Ringe, Gürtel) und Lösung (besonders der Haare), wird S. 69 ff. gehandelt, über magische Bräuche solcher Art S. 78 ff., über christliche S. 111 ff. Zum Ganzen kann jetzt auch auf Samters oben zitiertes Buch S. 121—130 verwiesen werden. Einige Punkte hebe ich hervor, um ein paar Ergänzungen, die mir gerade zur Hand sind, zu geben. Der verbreitete Aberglaube, daß Empfängnis und Entbindung durch Lösen der Knoten, Gürtel und Haare gefördert werde (S. 78 ff.), findet sich auch bei Naturvölkern, vgl. Weule, Ergänzungsheft I d. Mitteil. aus d. deutschen Schutzgebieten, Berlin 1908 S. 34; vgl. Raum, Arch. f. Rel.-Wiss. XIV 1911 S. 205. Bisweilen hilft der Gürtel eines Mannes zu leichter Geburt (S. 79), im christlichen Wunderglauben gewährt das cingulum der Heiligen gleichen Erfolg, z. B. Acta Sanctorum März I S. 721 C; Februar I S. 917 F; 918 E; Juni III S. 262 F; Sept. II S. 466 F. Über das besonders auch im Mittelalter häufige „Nestelknüpfen" — Bodin kennt 50 Arten (De magorum daemonomania, deutsch von Fischart, Straßburg 1591 S. 75) — spricht Heckenbach S. 89, über Ringzauber S. 92. Die alte

Erzählung von Salomos Ring (S. 97) wird oft wiedererzählt, vgl. z. B. Weyer De praestigiis daemonum, deutsche Ausgabe, Frankfurt 1686 S. 356f., Bodin a. a. O. S. 22. Auch in der bekannten Geschichte von den drei Ringen, die Lessing für den Nathan verwertete, hat der echte Zaubermacht, er hat die Kraft Krankheiten zu heilen (Gesta Romanorum, deutsch von Gräße S. 182 Nr. 89); Lessing wendet das ins Moralische, bei ihm macht der Ring angenehm vor den Menschen.

Aus dem kurzen Überblick ersieht man, daß Heckenbachs fleißiges Buch dem Folkloristen reichen Stoff bietet, und das veranlaßt mich zu einer Bemerkung prinzipieller Art. In den RGVV sind schon eine ganze Anzahl von Arbeiten erschienen, die für volkskundliche Forschungen reiches Material enthalten und gewiß noch viel mehr benützt würden, namentlich von solchen, die nicht klassische Philologen von Fach sind, wenn sie nicht — lateinisch geschrieben wären. Ich habe von Neuphilologen und Orientalisten schon manchen Stoßseufzer über die die Benützung jener Arbeiten erschwerende, zeitraubende Latinitas gehört. Nun weiß ich wohl, daß oft äußere Gründe — wenn etwa die Dissertation lateinisch geschrieben sein muß — einen lateinischen Pflicht- und Teildruck neben der vollständigen deutschen Ausgabe nicht gestatten. Aber könnte man dann nicht wenigstens ein ausführliches deutsches Inhaltsverzeichnis und Register (etwa in der Art, wie sie Roscher auszuarbeiten pflegt) beigeben? Ich bin überzeugt, daß die Arbeiten dann für volkskundliche Untersuchungen viel mehr benutzt würden. Und dieser Vorteil wiegt den Nachteil einer äußeren Inkongruenz doch reichlich auf. Oder scheut man diesen großen, aber ehrlichen „Germanismus"? — nach so viel kleinen, die in unserm Dissertationenlatein stecken!

Heidelberg. Otto Weinreich.

G. Berthold, Die Unverwundbarkeit in Sage und Aberglauben der Griechen, mit einem Anhang über den Unverwundbarkeitsglauben bei anderen Völkern, besonders den Germanen. (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, hrsg. v. Wünsch und Deubner. Bd. XI Heft I, Gießen, Töpelmann 1911) IV + 73 S. 2.60 M.

In einer klar disponierten, gut geschriebenen Arbeit untersucht Berthold die Beispiele von Unverwundbarkeit in Sage und Aberglauben der Griechen. Eine methodisch besonnene Prüfung des ausgiebigen Materials — hervorzuheben sind die Nachrichten über den nemeischen Löwen, Aias, Kaineus, Kyknos, Achill, Meleager, Talos und Jason — zeigt, daß die Unverwundbarkeit der griechischen Helden fast durchweg sekundär ist, erst bei Pindar und den Tragikern begegnen uns ihre Spuren. Die aufgeklärte Heldensage Homers hat den Glauben an Unverwundbarkeit (der natürlich an sich viel älter sein kann und ist als die uns erhaltenen Zeugnisse) entweder beseitigt, oder bei manchen Helden, die später als unverwundbar galten, noch nicht gekannt. Am auffallendsten ist ja das Beispiel Achills. Er ist neben Siegfried wohl der bekannteste unverwundbare Held in der Weltliteratur, und doch weiß weder Homer, noch die älteren Quellen etwas von jener wunderbaren Eigenschaft, erst ganz spät, bei Statius und Anderen begegnet sie — ein Beweis, wie hoch das Nachwirken der römischen Poesie und ihrer Stoffe für die Weltliteratur einzuschätzen ist. In einzelnen Fällen läßt sich lehrreich beobachten, wie zur

Erklärung eines überlieferten Sagenzuges das Motiv der Unverwundbarkeit als Aition hinzutritt, und nun seinerseits wieder bestimmend auf die weitere Ausgestaltung der Sage einwirkt.

Neben der literarischen zieht Berthold meist auch die monumentale Überlieferung heran; in dem Abschnitt über Talos (S. 43—45) vermisse ich den Hinweis auf die große Talosvase in Ruvo, jenes Prachtgefäß des jüngeren attischen Stils aus der Zeit des peloponnesischen Krieges, deren Darstellung für die Gestalt der Sage nicht unwichtig ist. Der literarischen Tradition zufolge stirbt Talos entweder dadurch, daß ihn Medea wahnsinnig macht, oder daß sie den Nagel, der die einzige Ader des Erzmannes schloß, herauszog, oder daß Poeas ihn an dieser Stelle traf. Die Talosvase, die im ganzen einer literarisch nicht bezeugten Version der Sage folgt (vgl. Jessen bei Pauly-Wissowa Realenzyklopädie II 784), schließt sich in bezug auf die Todesart des Talos jener ersten Fassung an: Medea macht ihn wahnsinnig. Das Vasenbild zeigt das deutlich (vgl. die Abb. Bullettino archeol. Napolitano III tav. 2; Archäol. Zeitung 1846 Taf. 44/45; Wiener Vorlegeblätter IV 5; Reinach, Répertoire I 361; 468; Baumeister, Denkmäler III 1722, am besten bei Furtwängler-Reichhold, Griechische Vasenmalerei Taf. 38/39, dazu Textband I S. 198 f.). Die Dioskuren haben zu Pferd den Läufer verfolgt, Polydeukes ist rasch vom Pferd gesprungen und hält den Sinkenden noch aufrecht, Kastor ist zu Pferd geblieben und streckt nur die Rechte nach Talos aus. „Keine Spur deutet aber etwa darauf — ich führe Furtwänglers Worte an —, daß die Dioskuren den Tod des Talos veranlaßten, wovon auch keine Version der Sage etwas weiß. Doch auch davon ist nichts angedeutet, daß Talos, wie die Sage ging, an der Ferse oder sonstwo verwundet ward und hier ihm Blut und Leben entströmte. Er kommt hier sichtlich nur durch den Zauber der Medeia um. Diese ... steht links, den Korb mit Zauberkräutern auf der Linken, Zaubersprüche murmelnd." Eine Verwundung oder das ausströmende Blut hätte um so leichter angedeutet werden können, als Talos, der Erzmann, im Unterschied zu den andern Gestalten des Bildes, mit weißer Farbe gemalt und die Innenzeichnung mit verdünntem braunem Firnis angegeben ist. Der Versuch von Six (Zeitschrift für bildende Kunst, N. F. VII 1896 S. 124 ff.), aus diesem Vasenbild eine verschollene Giebelkomposition zu rekonstruieren, ist zu unsicher, als daß man dies Argument für die Bedeutung jener ersten Sagenversion heranziehen könnte.

Die Ergebnisse von Bertholds Arbeit sind auch in weiterem Sinn von Belang; denn in dem alten Streit über die Entstehung der Heldensage — ob die Helden degradierte Götter oder gesteigerte Menschen seien — hat man die wunderbare Unverwundbarkeit gern als Beweis für ursprüngliche Göttlichkeit benutzt. Daß das nur in seltenen Fällen statthaft ist, hat Berthold für die griechische Heldensage erwiesen; es wäre dankenswert, wenn der 'Anhang' über den Unverwundbarkeitsglauben bei anderen Völkern gelegentlich weiter ausgearbeitet würde. Dieser Anhang und das zehnte Kapitel über die Unverwundbarkeit im Aberglauben der Griechen berührt manches, was für volkskundliche Forschungen in Betracht kommt und deshalb hier besonders hervorgehoben sei: über antike Phylakteria gegen Verwundungen wird S. 56 f. gehandelt, über magische Steine S. 57 f., die Alraunwurzel S. 58, über Zaubermittel, um kugelfest zu machen, S. 65 ff., über Schutzbriefe und Waffensegen

S. 67. Zu diesem letzteren, weitverbreiteten Aberglauben konnten die Aufsätze von Olbrich, Mitteilungen d. schlesischen Gesellschaft für Volkskunde Bd. II Heft IV S. 88 ff., Bd. X Heft XIX (1908) S. 45 ff. herangezogen werden, vgl. auch die in dieser Zeitschrift Bd. IX 1910 S. 136 ff. gegebenen Nachweise. Allerlei Geschichten von Waffensegen überliefert H. W. Kirchhof in seinem 'Wendunmut' II (1601) 91; 92; 93; 95; IV 282 (hrsg. von Oesterley, Bibliothek des literarischen Vereins Bd. 96 S. 144 ff.; 256); Oesterley (a. a. O. Bd. 99 S. 80 und 122) verweist dazu auf Bräuner, Curiositates S. 365; Luther, Tischreden 1566) S. 109 und 594; Grimm, Deutsche Sagen 255; Memel, Neuvermehrte lustige Gesellschaft (1695) 199; Zincgref-Weidner, Teutsche Apophthegmata IV (1683) 11.

Heidelberg. Otto Weinreich.

A. van Gennep, Religions, Moeurs et Légendes. 3ème Série. Paris, Mercure de France 1911. 263 S. 3 fr. 50.

In diesem neuen Sammelband (vgl. Hess. Bl. VIII 143, IX 150) wiegt das ethnographische und völkerpsychologische Interesse durchaus vor. Unter den 6 Aufsätzen über diese Gegenstände ist der „du sens d'orientation chez l'homme" (33 ff.) der wichtigste, wenn er auch die Frage, ob ein angeborener Sinn oder eine erworbene Fertigkeit vorliege, nicht zu entscheiden vermag, ein anderer „Mythologie et Ethnographie" (111 ff.) setzt an Hand einer Rezension von P. Ehrenreichs Darstellung der „Allgemeinen Mythologie und ihrer ethnologischen Grundlagen" (Leipzig 1910) die schon im 2. Band aufgenommene Fehde gegen die Astralmythologie fort. Mehr auf das rein volkskundliche Gebiet spielt die Veröffentlichung eines Dokuments des 18. Jahrh. über „un cas de possession" (166 ff.), ganz gehört dieser Sphäre der umfangreiche Aufsatz über „Légendes, récits, chansons, jeux, coutumes et croyances de la Haute-Savoie" (181 ff.) an; neben Gespenster- und Schatzsagen bringt er Schwänke, Proben der Mundart, Gebräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod, Auszählreime und eine Anzahl Volkslieder mit Angaben über Rythmus, Melodie und Vortragsweise. — Daß man bei einzelnen Aufsätzen des Buchs im Zweifel sein kann, ob ihr Wert die Aufnahme rechtfertigt (z. B. Nr. 4, 7, 8, 9), sei nicht verschwiegen.

Offenbach a. M. A. Abt.

Catharina van de Graft, Palmpaasch, een folkloristische studie van palmsondaggebruiken in Nederland. Morks, Dordrecht, 1910.

Die Verfasserin untersucht zunächst die Palmsonntagsbräuche, die in den Niederlanden üblich sind und es einst waren. Zahlreiche sehr gute Abbildungen sind eine willkommene Beigabe zu den Erläuterungen. Eine geographische Karte verzeichnet genau, wo die Bräuche in der oder jener Art üblich sind. Diese geographische Übersicht ist sehr zu begrüßen. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, die Ausbreitung verschiedener Volksbräuche auch in anderen Ländern durch Karten zu veranschaulichen. Vielen Forschern kommt es allerdings bei Untersuchung solcher Bräuche in erster Linie darauf an, die Grundgedanken zu erforschen, die zu den Bräuchen geführt haben. Und es stellt sich bei Neujahrs-, Frühjahrs-, Erntebräuchen und sonst oft heraus, daß unter gleichen Bedingungen dieselben Voraussetzungen zu denselben Anschau-

ungen führen, weil der Mensch vermöge der gleichen Veranlagung der Denkorgane nur so und nicht anders denken kann. Es ist eine wichtige Aufgabe der Religionswissenschaft und Volkskunde diese Formen religiösen Denkens zu erforschen (vgl. Archiv für Religionswissenschaft VII, 1904, 1ff.) An der verschiedenen Gestaltung einzelner solcher Denkformen aber und an der Übereinstimmung in den Abweichungen und aus noch anderen Kennzeichen läßt sich erschließen, ob Bräuche an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten geschichtlich miteinander verbunden sind, indem der eine vom anderen übernommen ist oder beide auf eine Quelle zurückgehen. Hierbei können Übersichtskarten wie sie die Verf. für die Niederlande hergestellt hat, gute Dienste leisten.

S. 11ff. sind die gegenwärtigen Palmsonntagsbräuche behandelt. Mit „palmpaasch“ oder „palmpaschen“ bezeichnet der Niederländer einen Stock oder Zweig, der unserem „Sommertagsstecken“ entspricht. Den Kindern wird am Palmsonntagmorgen von den Eltern ein „palmpaasch“ vor das Bett gestellt, oder sie holen ihn bei bekannten Familien. Vormittags veranstalten sie dann einen Umzug, wobei sie die Stöcke vor sich hertragen und Bettellieder singen. Dafür bekommen sie Leckereien, besonders Küchle, oder auch Geld, das sie an manchen Orten für das bevorstehende Osterfeuer oder für Ostereier verwenden. Nach dem Palmsonntag wird der „palmpaasch“ auf ein Gestell gebracht oder in einen Blumentopf gesetzt oder in eine Ecke gestellt und für die kommenden Palmsonntage aufbewahrt. Nach G. kommt der „palmpaasch“ in zwei Haupttypen vor: 1. an einem langen Stock sind allerlei Leckereien in ganz bestimmter Reihenfolge angebracht, obenan ist ein Vogel aus Brot, meistens ein Hahn oder Schwan, selten andere Vögel; 2. ein geflochtener Brotkranz, gewöhnlich „krakeling“ genannt, wird an einem Stock oder Zweig getragen. Der Zweig ist ein Tannenzweig oder von buxus sempervirens. Dann gibt es noch einige Nebenformen: Die Hähne oder Schwäne sind sehr groß, auf dem Rücken des großen Schwans sind einige Jungen. Die Leckereien, die an dem Palmstock sind, werden von den Kindern nach dem Umzug verzehrt. Nur das Brot wird aufbewahrt und am nächsten Tag zu einem Brei, „zwanepap“ (Schwanenbrei) oder „korstjesbrij“ (Krustenbrei) genannt, verwendet und gegessen. Der Brei soll besondere Kraft haben.

S. 21ff. behandelt v. Graft die Palmsonntagsfeier in der katholischen Kirche: Sie ist im 4. Jahrhundert in Jerusalem nachweisbar als Erinnerungsfeier an Jesu Einzug. Jesus wurde durch den Bischof dargestellt, die Gemeinde begrüßte ihn mit Palmzweigen. Mit der Zeit wurde es üblich, daß der Bischof oder der seine Stelle vertretende Geistliche die Zweige segnete. Schließlich wurde das Darbringen der Zweige verbunden mit dem Umtragen derselben, wie es im Frühjahr aus heidnischer Zeit das Volk längst kannte. Die Kirche suchte den Volksbrauch in ihrem Sinne umzudeuten.

In den Erklärungen der Palmsonntagsbräuche, die van de Graft S. 31ff. gibt, kann nach den vielen Vorarbeiten auf diesem Gebiete natürlich in wesentlichen Punkten kaum Neues gegeben werden. Doch hat die Verf. mit gesundem Urteil die holländischen Bräuche eingereiht in die Frühjahrsfeste, wie sie seit den ältesten Zeiten in Europa üblich sind, und auf manche willkommene Parallele aufmerksam gemacht. Die Vögel wurden nach G. S. 36 an Palmsonntag ursprünglich an die Geister der Fruchtbarkeit geopfert. Das blutige

Opfer ward später in ein Brotopfer umgewandelt. Unter den Vögeln, die auf dem „palmpaasch" angebracht sind, ist in erster Linie der Hahn zu nennen. „Dieser wurde bei den Germanen sehr in Ehren gehalten, weil man ihm die Kraft zuschrieb, Übel abzuwehren." Die Verwendung des Hahnes kann auf altgermanische religiöse Anschauungen zurückgehen, braucht es aber nicht. Weil der Hahn durch sein Krähen den Morgen ankündigt, verscheucht er die bösen Geister, die besonders bei Nacht wirken. Deshalb schreibt man ihm dann allgemein die Kraft zu, Dämonen oder Übel abzuwehren. Es ist leicht erklärlich, daß er infolge dieses Glaubens auf den Palmsonntagsstock gekommen ist. Vielleicht hat diese Ansicht auch zu seiner Verehrung in der altgermanischen Religion geführt. Doch wird sich aus Mangel an Quellen weder die eine noch die andere Zurückführung als sicher erweisen lassen. Van de Graft erwähnt richtig auch noch andere Gesichtspunkte, die Berücksichtigung verdienen.

Die Palmsonntagsstöcke oder -zweige sind in der Regel von einem immergrünen Baum oder Strauch, wie bei uns die Lebensruten (vgl. E. Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum 146 ff.).

Zum Schluß seien einige leicht verständliche Lieder angeführt: S. 12.

Haentien op 'n stokkien
Bedelt om 'n brokkien,
Bedelt om 'n brokkien brood,
Anders geet het haentien dood.

S. 50.

Palm, palm-paschen,
Eikoerei,
Over eenen Zondag
Dan hebben wij een ei!
Eén ei is geen ei,
Twee ei is een half ei,
Drie ei is een paaschei.

S. 60.

Palm, palm-paschen,
Laat de koekoek raschen,
Laat de vogeltjes zingen,
Laat de kindertjes springen,
Reikoerei (bis)!
Nog een Zondag,
Dan krijgen wij een ei.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

A. Haas und **Fr. Worm,** Die Halbinsel Mönchgut und ihre Bewohner. Mit 16 Bildern. Stettin, Johs. Burmeisters Buchhandlg. 2 M.

Auf eine kurze Beschreibung der horizontalen und vertikalen Gliederung, der Bodenbeschaffenheit und der Hauptsiedlungen, deren Namen etymologisch gedeutet werden, folgt eine Darlegung der Geschichte der an der SO-Ecke von Rügen romantisch gelegenen Halbinsel. Die segensreiche Tätigkeit der Zisterzienser von Eldena, in deren Besitz die Halbinsel allmählich gelangte, tritt be-

sonders hervor. Damals bildete sich die interessante Eigenart der Mönchguter, die sich auch nach der Säkularisierung zur Zeit der Reformation, der Anleguug von Domanialgütern, der Ausbildung eines freien Bauernstandes seit 1810 und unter preußischer Herrschaft seit 1815 weiter entwickeln konnte. Mit 1877 aber setzte leider ein Schwinden der Besonderheiten in Sprache, Tracht und Sitte der Mönchguter ein infolge der außerordentlichen Zunahme des Fremdenverkehrs namentlich im Badeorte Göhren. Was die Verfasser über Zahl, Charakter, Lebensunterhalt, Wohnweise, den allgemein verbreiteten Gebrauch von Haus- und Hofmarken mitteilen, ist sehr lesenswert, besonders aber die Schilderung des sehr eigenartigen Fischereibetriebes und der merkwürdigen Kleidertracht, die leider immer mehr verschwindet. Vielleicht stammt die Tracht aus der Heimat der Mönchguter, welche die Verf. mit guten Gründen in die Nähe von Paderborn verlegen und für gute deutsche Bauerntracht halten. Es folgen dann ein paar Beispiele der eigentümlichen Mönchguter Mundart: Tanzlieder, Rätsel u. a.; charakteristische Proben von Aberglauben und eine Darlegung namentlich der bei Hochzeiten üblichen Sitten und Gebräuche. Das Buch schließt mit einem sehr anregenden Abschnitte über die Sagen dieser Gegend, von denen im Anhang die über die „witten wiver" mitgeteilt wird. So erhält der Leser ein erschöpfendes Bild der Mönchguter, in kurzen Worten gefällig gezeichnet, und durch wohlgelungene Abbildungen besonders eindringlich gemacht.

Posen. E. Förster.

Dr. Ludw. Friedr. Werner, Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde. 2. Aufl. VI u. 208 S. Langensalza, Beyer u. Söhne 1910. 2,80 M.

Derselbe: Lieder aus der vergessenen Ecke für gemischten Chor eingerichtet. 96 S. Ebenda 1910. 1,20 M.

Jene Skizzensammlung, ein Erzeugnis ebenso streng nüchterner wie tief innerlicher Erfassung bäuerlichen Volkslebens, hat bereits O. Schulte in ihrem Wert treffend gewürdigt (Blätter Bd. 9, Heft 1/2). Nachzutragen bleibt nur, daß wir nach der Mitteilung von K. Wenck in der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" Bd. 44 den pseudonymen Verfasser nicht, wie aus einzelnen Wendungen im Buche geschlossen werden konnte, in einem Landarzte zu suchen haben, sondern in dem Pfarrer Ludwig Friedrich Werner Bötte, und die „vergessene Ecke" in dem kurhessischen Marktflecken Friedewald, in dem Bötte lange gewirkt hat. Es ist erfreulich, daß die Sammlung schon nach einem Jahre in zweiter Auflage erscheinen konnte.

Das zweite Büchlein bringt nach den 26 Seiten der Vorrede 21 vierstimmig gesetzte Weisen mit dem Text der Lieder und 30 Seiten Anmerkungen. Es will zunächst in die Melodien einführen. Wie geschickt es diese Aufgabe löst, wird am dankbarsten der empfinden, dem das technisch musikalische Verständnis des Verfassers nicht zu Gebote steht. Der dem volkstümlichen Gesang teils abgelauschte, teils zart angepaßte Satz erschließt auch dem Kenner der Melodie immer neue, ungeahnte Schönheiten. Auch bis dahin trivial erscheinende Weisen gewinnen eine gewisse Tiefe. Die Erläuterungen zu Melodie und Text zeigen gründliche Vertrautheit mit der Geschichte des Volksliedes und den Problemen seiner Erforschung. Knapp gehalten und von Systematik

absehend, geben sie doch eine einheitliche und energische Auffassung wieder: einen der Romantik mächtigen, ihr aber nicht erliegenden Realismus.

Das Büchlein kann jedem, der den lebendigen Volksgesang liebt oder lieb gewinnen möchte, dringend empfohlen werden. Ich kenne kein zweites, das so geeignet wäre, dem edlen Volkslied auch in der Hausmusik den wahrhaftig verdienten Platz endlich zu erobern. Eine noch bedeutungsvollere Mission aber würde es erfüllen helfen, wenn es in die ländlichen Gesangvereine Eingang fände. Durch ihre Vermittlung könnte es dem singenden Volke manches schöne, aber verderbte oder ganz vergessene Lied in veredelter Fassung zurückgeben. „Was soll auch das Volk mit den Liedern im Liedertafelton, die, weil die Weiden wieder einmal blühen, zehnmal hintereinander auffordern: Jauchze, mein Herz?“ Man braucht die Pflege des Kunstgesanges auf dem Lande nicht radikal abzulehnen und kann doch seine hochmütige Alleinherrschaft bedauern, vor der das in Schlichtheit schöne und von wahrem Empfinden getragene Volkslied im Dorfe schon glaubt sich scheu verbergen zu müssen. — Zu bedauern ist nur, daß die Sammlung sich auf die bescheidene Probe von 21 Nummern beschränkt. Hoffentlich darf man auf eine Fortführung warten. — Beide Bücher tragen eine fein angepaßte Umschlagzeichnung von Otto Ubbelohde.

Gießen. G. Koch.

Archiv für Kulturgeschichte. Unter Mitwirkung von Fr. von Bezold, G. Dehio, W. Dilthey, H. Finke, W. Goetz, K. Hampe, O. Lauffer, K. Neumann, A. Schulte, E. Schwartz, E. Troeltsch, hrsg. von Georg Steinhausen. Band VIII, 1. Leipzig B. G. Teubner 1910.

Mit Beginn des 8. Bandes ist das Archiv für Kulturgeschichte in den Verlag von G. B. Teubner übergegangen. Gleichzeitig hat es eine innere Umwandlung erfahren, durch die es mehr als bisher zu einem Zentralorgan für die gesamte Kulturgeschichte werden soll. Es wird neben die erste Abteilung, die wie bisher selbständige Aufsätze enthält, eine zweite treten, die regelmäßige zusammenfassende Berichte bringen soll über Publikationen auf Spezialgebieten wie allgemeine Kulturgeschichte und Methodenlehre, gesellschaftliche Kultur, religiöse Kultur, Gesellschaftsbiologie usw. Auch Berichte über die Volkskunde sind vorgesehen. Da auch für unsere Leser diese Umgestaltung der Zeitschrift nicht ohne Interesse ist, sei hier, wenn auch etwas post festum (inzwischen ist Band 8 vollständig und Band 9, Heft 1 erschienen), doch noch darauf aufmerksam gemacht.

Gießen. Karl Helm.

Marie Andree-Eysn, Volkskundliches. Aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Mit einem Titelbild und 225 Abbildungen. Braunschweig, F. Vieweg, 1910. XIV, 274 S. 14 M. (geb. 15 M.).

Unter diesem etwas farblosen Titel hat Verfasserin sechzehn selbständige Abhandlungen zusammengestellt, die gruppenweise durch sachliche Zusammenhänge, alle zusammen durch die gemeinsame Heimat der behandelten Gegenstände verbunden sind. Sie sind alle mit reichem bildlichen Anschauungsmaterial ausgestattet und voll neuer Aufschlüsse und willkommener Belehrung. Auch auf manche Erscheinung allgemeinerer Verbreitung fällt trotz der vorwiegenden gewollten Beschränkung auf das genannte Gebiet helles Licht. Der reiche In-

halt des Buches kann im folgenden nur sehr summarisch wiedergegeben werden; ich verzichte auch im allgemeinen auf Nachträge aus anderen Gegenden, die für manche Abschnitte, wie Pestsegen, Schutzmittel, Amulette, natürlich sehr leicht gegeben werden könnten.

1. Der erste der Aufsätze 'Volkskundliches zu St. Wolfgang', stellt allerhand Glauben und Bräuche zusammen, die sich an diesen Heiligen anknüpfen. Er erweckt eine Quelle, erweicht Steine, bewirkt Wunder und Heilungen, schützt die Herden. An seinen Gnadenstellen werden Opfer gebracht, teils 'lebendige', teils Wachs-, teils Steinopfer.

2. Nachklänge aus der Pestzeit (S. 19—37) sind in großer Zahl anzutreffen. Dieser zweite Aufsatz behandelt die Pestfriedhöfe und -Kapellen und die Pestpatrone, besonders Sebastian, Rochus und Christophorus, St. Anna, und Anton. Zu ihnen gehören auch die drei Jungfrauen, Heilrätinnen oder Marien, deren Kultstätten und Bildnisse im dritten Aufsatz behandelt werden. Dankenswert sind hier die Ausblicke auf andere deutsche Gegenden, aber eine erschöpfende und zusammenfassende Darstellung der Verbreitung des Kultes, die dringend zu wünschen ist (am besten mit kartographischer Darstellung), lag außerhalb des Planes der Verfasserin.

Abschnitt 4 bringt Sammlungen über das Tau und andere Pestamulette, Pestblätter, Breverl (Pestschutzbriefe) und Segen.

Kapitel 5 ist ein erweiterter Abdruck eines schon in der Zeitschr. des Vereins f. Volksk. 5 (1899) erschienenen Aufsatzes über das Frautrågn im Salzburgischen, ein früher geübtes kultisches Umtragen eines Madonnenbildes. Die Handlung ist seit zwei Jahrzehnten wegen der an sie sich anschließenden Lustbarkeiten verboten, aber noch ist die Erinnerung daran lebendig und die Bilder werden als kostbarer Besitz geschätzt. In der Darstellung vermißt man hier eine genauere Angabe über den Zeitpunkt, wann das Frautragn zu beginnen pflegte.

Wesentlich neues bietet Kapitel 6: Deckengehänge, die Heilig-Geist-Taube und die 'Unruh' im Bauernhaus. Die Darstellung des heiligen Geistes als Taube in verschiedener Ausführung ist in einem ziemlich großen Gebiet nachweisbar. Ihr Hauptverbreitungszentrum scheinen wieder die bayrisch-österreichischen Alpenländer zu sein, sie reicht aber im Osten nach Böhmen, Mähren zu den Polen Schlesiens, ja selbst zu den orthodoxen Griechen, im Westen und Norden allerdings seltener werdend an den Rhein, nach Norddeutschland und Skandinavien. Das Bewußtsein, daß es sich um eine Darstellung des heiligen Geistes handelt, ist in protestantischen Ländern geschwunden. Bisweilen ist die Taube umgeben von einem größeren leichten Deckengehänge, der 'Unruhe', und häufiger findet sich dieses allein, aus Stroh, Zittergras, Schweinsborsten usw. hergestellt, ein äußerst leicht bewegliches Gebilde, das durch jeden Luftzug in Bewegung gehalten wird[1]). Verf. betrachtet die Taube und die Unruh offenbar als zwei gleichwertig nebeneinander stehende 'Schutzmittel' (S. 94). Das ursprüngliche ist aber doch wohl die Taube. Wo in protestantischen Kreisen

[1]) Daraus erklärt sich sehr gut der Glaube, daß die Unruhe stille steht, wenn eine Hexe das Zimmer betritt; gerade wenn die Tür geöffnet wird, sollte ja die größte Bewegung eintreten, die nur durch zauberische Kraft gehemmt werden kann.

die Darstellung des heiligen Geistes verpönt wurde, verschwand sie vielfach (wo sie blieb, wird sie nicht mehr verstanden), und der Glaube an die Schutzkraft wurde auf das übrig bleibende und nun wohl erst weiter ausgebaute Gehänge übertragen.

7. Die Pranger- und Reifstangen im Herzogtum Salzburg. Kurze Mitteilung über Sommer- und Ernteumzüge mit den geschmückten Prangerstangen.

8. Schutzmittel für Haus und Hof. Über Inschriften und Zeichen an Tür und Schwelle, Vergraben von Gegenständen unter der Schwelle[1]), Haussegen, Ährenbüschel am Haustor, Palmbüsche, Wettersegen, und Agnus Dei[2]). Über das Antlaß-Ei, das unter anderen Namen (Spanksei, Dwarksei, Näberei usw.) auch in Niedersachsen eine wichtige Rolle spielt; es ist ein am Gründonnerstag gelegtes Ei[3]), das nach dem Volksglauben schon in der Henne geweiht ist und deshalb Schutzkraft gegen allerhand Böses hat. Endlich über Tierschädel und vergrabene Tiere als Apotropäika.

Diesen Schutzmitteln schließt sich in Kapitel 9 eine Übersicht über die charakteristischen Amulette[4]), vom Volk ‚Anhängsel' genannt, an: die Feige (eine die vulva darstellende Hand), Schutzzettel (Eßzettel), Schutzblätter, Himmelsbriefe, Fraisbriefe, Benediktuskreuz und -Pfennig, Nepomukszunge (gegen Zungenübel), Walpurgisöl, Heiligenattribute (Sebastianspfeile, Notburgasichel), Herzen, Ringe, Steine und Muscheln, Tieramulette[5]), Gicht- und Fraisbeten (meist ein Halsgehänge, an dem eine ganze Reihe von Amuletten angebracht sind).

10. Schädelkultus im Alpenland bringt Mitteilungen über den Brauch, bei Neubestattungen den Totenschädel der alten Leichen aufzubewahren. Man findet diese Sitte, freilich nicht allgemein herrschend, in Österreich, Tirol, Bayern, Elsaß, Lothringen. In andern Ländern[6]), wo sie früher ebenfalls war, ist sie verschwunden; so ist sie in der Schweiz gesetzlich verboten. Eigentümlich berührt es, daß diese Schädel oft bemalt wurden (Abbildung S. 148 f.), noch mehr, daß sie vereinzelt mit Lotterienummern beschrieben wurden!

11. Die Perchten im Salzburgischen, ein mit einigen Zusätzen versehener Abdruck des gleichnamigen Aufsatzes im Archiv für Anthropologie Band 3.

12. Maibaumbilder, enthält eine Reihe interessanter neuer Abbildungen bayrischer Maibäume.

---

[1]) Vgl. Kunkel oben S. 49.

[2]) Vgl. Helm oben S. 40 ff.

[3]) Vgl. Wuttke § 85.

[4]) Zur Erklärung des Wortes siehe jetzt R. Wünsch, Amuletum, Glotta II, S. 219 ff.

[5]) Zur Maulwurfspfote (S. 142 f.) ist zu bemerken, daß an ihrer Verbindung mit dem Zahnweh alles merkwürdige wegfällt, wenn man beachtet, daß sie abgebissen werden mußte. Nicht die Herkunft, sondern die Art der Gewinnung macht sie zu einem Zahnwehamulett.

[6]) Vielfach handelte es sich aber nicht nur um Aufbewahrung der Schädel, sondern aller Gebeine, so auch in den hessischen Fällen des 17. Jhs.; siehe diese Blätter 4, 209; 5, 71.

13. Viehschmuck beim Almabtrieb. Eine Schilderung der festlichen Heimfahrt von der Alm im Herbst, wobei die Tiere, wenn der Herde im Sommer kein Unheil zugestoßen ist, mit Larve, G'stäng, Röseln, Fuitl und Brua am Kopf, den Hörnern ja zum Teil am ganzen Leib reich geschmückt werden.

14. Verstüachl und Versbriaf. Die Verstüachl sind selbstgenähte Tücher, in welchen die Mädchen ihrem Liebsten an Ostern und Weihnachten Geschenke überreichen. Sie tragen in farbigen Fäden gestickte Sprüche, von denen Verf. einige sammelt. Ähnliche finden sich auch auf kunstvoll ausgeschnittenen und bemalten Liebesbriefen, andere auf Liebesgrüßen, die in ausgeblasenen Ostereiern versteckt werden. Liebesbriefe, wie die hier genannten, finden sich auch sonst. Die Hessische Vereinigung für Volkskunde bewahrt einige Kopien[1]) von solchen in ihrem Archiv.

Kap. 15 enthält eine Sammlung von Sagen aus der Rauris, zum Teil nach der Erzählung des Schmiedes Michael Rieder von Rauris-Wörth.

Besondern Wert für die sachliche Volkskunde hat Kap. 16 Hag und Zaun, eine Besprechung der verschiedenen Arten von Zäunen im bayer.-österr. Alpengebiet mit Ausblicken auf das Vorkommen verwandter Formen in anderen Gebieten: der Schweiz, Norddeutschland, Skandinavien, dem slavischen Österreich und Rußland. Diese Ausführungen werden durch 31 Seiten mit trefflichen Abbildungen vorzüglich illustriert. Einige kurze Bemerkungen über den Zaun in Sprichwort, Rätsel, Kinderspiel und Aberglauben und über Zaunsagen schließen das Kapitel.

Auch der Verlag verdient für die musterhafte Ausstattung des Buches alles Lob.

Gießen. Karl Helm.

Friedrich Ranke, Die deutschen Volkssagen (= Deutsches Sagenbuch, hrsg. von v. d. Leyen, Teil 4); München, C. H. Beck 1911. VII, 294 S.

Ranke wählt, um seinen Lesern einen Überblick über die Volkssagen zu geben und sie in deren Verständnis einzuführen, ein recht praktisches Verfahren. Er vermeidet die ermüdende Breite, an der die nach vollständig strebenden landschaftlichen Sagensammlungen notgedrungen leiden, indem er von jeder Gruppe von Sagen einige wenige sorgfältig herauswählt und den einzelnen

---

[1]) Der eine derselben, aus dem Jahre 1822 stammend, ist ein Quartblatt mit roten, gelben und blauen Blumen bemalt, deren Ränder mit Nadelstichen umstochen sind. Oben in der Mitte ist ein rotes Herz und darunter im Mittelschild des ganzen Blattes der Vers:

Du bist allein so mir gefällt,
Mein junges Herz hat dich erwählt,
ich liebe dich zu jeder Zeit,
Gott will dich geben mir zur Freud;
Schönster Schatz bei dir allein,
will ich jetzt und ewig sein.

Darunter: Zum Marktstück von L. D.

Das Original ist im Besitz des Herrn Beigeordneten Binder in Worms. Auch der Schreiber und die Empfängerin des Briefes sind noch bekannt.

Gruppen kurze erläuternde Bemerkungen vorausschickt, die auf das wesentliche und charakteristische hinweisen. Da bei der Auswahl alle Länder des deutschen Sprachgebietes berücksichtigt werden, so erhält der Leser Proben aus fast jedem Teil derselben (Geographische Übersicht S. 289 f.). Die Einzelgruppen werden in dreizehn größeren Kapiteln zusammengefaßt: 1. Sagen von der Seele und den geheimnisvollen Kräften der Lebenden, 2. die Seelen der Toten, 3. Totenseelen auf dem Friedhof und im Wind, 4. Totenseelen im Berg, 5. Zwerge, 6. Kobold, 7. Waldleute, 8. Wassermann und Nixe, 9. geheimnisvolle Tiere, 10. Riesen und Räuber, 11. große Frevler und ihre Strafe, 12. Schätze und Glocken, 13. Teufel. Diese Einteilung, die in ähnlicher Weise ja auch in anderen Sammlungen angewendet wird, faßt im allgemeinen gleichartiges gut zusammen. In manchen Fällen wirkt sie jedoch recht äußerlich und trennt Sagen, die eng zusammengehören. Daß z. B. in der österreichischen Sage ‚Saltton' (= Selbstgetan, Ranke S. 179) eine Fangga, in der märkischen Sage ‚Selberjedan' (S. 198) eine Wassernixe geprellt wird, ist für das eigentliche Wesen der Sage, die ja noch in anderen Fassungen bekannt und mit der Sage vom ‚Niemand' (Odysseus!) verwandt ist, ganz gleichgültig. Auch in anderen Fällen kommt bei der gewählten Einteilung nach den auftretenden Personen bzw. Wesen der eigentliche Kern der Sage zu kurz. Derartige Unstimmigkeiten werden sich freilich bei keiner Einteilungsart vermeiden lassen; hier wären Hinweise auf verwandte Sagen, die an andere Stellen gesetzt werden mußten, am Platze.

Die Einleitung enthält prinzipielle Erörterungen über das Wesen der Volkssage und ihr Verhältnis zu Legende und Märchen. Man hätte hier manches etwas weiter ausgeführt gewünscht, sie bietet aber trotz aller Knappheit manche gute und treffenden Bemerkungen[1]; ich hebe besonders hervor die Ausführungen über den Anspruch auf Wahrheit, den die Sage erhebt, über die örtliche und zeitliche Gebundenheit der Sage, über ihre Weltanschauung, die sich mit dem Glauben an eine sittliche Weltordnung deckt und auch vor tragischem Verlauf, den das Märchen perhorreſziert, nicht zurückschreckt, — endlich über den gegenüber dem kosmopolitischen Zug der Legenden und Märchen hervortretenden nationalen Charakter auch jener Volkssagen, die aus der Fremde gekommen sind und erst eingedeutscht wurden.

Alles in allem ist Rankes Buch also ein wertvolles Hilfsmittel zur Einführung in Kenntnis und Verständnis unserer Volkssagen.

Gießen. Karl Helm.

Fr. Ranke, Der Erlöser in der Wiege, ein Beitrag zur deutschen Volkssagenforschung. München, C. H. Beck 1911. 2 M. 80.

Ranke bezeichnet mit dieser glücklich gewählten Formel das Sagenmotiv, daß „die Erlösung einer armen Seele an das Aufwachsen eines Baumes und an seine Verzimmerung zu der Wiege des Erlöserkindes gebunden" ist. Er zeigt, daß dies Motiv nicht mythologisch zu erklären ist, sondern aus apo-

[1]) Die Deutung der Sage vom weißen Kaninchen von Lemnich, das sich als ein Stein entpuppt, aus einer Rauschvision ist wohl mit zu großer Sicherheit vorgetragen.

krypher christlicher Quelle stammt: dem Evangelium Nicodemi in einer Fassung, in welcher die Erzählung von der Höllenfahrt Christi bereits durch die Legende vom Kreuzesholz erweitert ist. Adam jubelt in der Vorhölle beim Erscheinen Christi, daß nun die Weissagung sich erfülle, die an das Kreuzesholz geknüpft war. Die Sage hat nun zunächst eine Verschiebung in der Zeit gegenüber dem Bericht des Descensus eintreten lassen: der Jubel der Seele (Adams) im Moment der Erfüllung der Weissagung wird ersetzt durch den Jubel in dem Augenblick, da die Weissagung gegeben wird. Schon das 13. Jh. kennt eine derartige Erzählung. Das Schwergewicht bei der Weissagung liegt hier noch darin, daß sie eben Gewißheit über die einstige Erlösung gibt. In anderen Fassungen aber wird das Motiv vermengt mit der Sage von der mißglückten und auf unendlich späte Zeit verschobenen Erlösung; und die Worte der Weissagung werden eine Formel dafür, die unendliche Länge des Zeitraumes bis zur Erlösung zu betonen. Zugleich wird aber meist die Gewißheit der Erlösung, die die Weissagung ursprünglich gab, abgeschwächt: ist die Voraussetzung endlich erfüllt, dann kann die Erlösung eintreten, sie muß aber nicht. So wird das Motiv des Jubels zu einem Motiv der Klage für die Seele. Die Beweisführung Rankes ist nahezu lückenlos, die einzige Konstruktion, die Verschiebung des Zeitpunktes des Jubels (S. 34f.), ist so unbedenklich und naheliegend, daß sie der Sicherheit der Schlüsse keinen Eintrag tun kann.

Die methodologischen Ergebnisse der Schrift sind auf S. 72ff. zusammengestellt. Es wird gut sein, wenn die dort ausgesprochenen — für den Philologen selbstverständlichen — Grundsätze von der Sagenforschung recht beherzigt werden.

Gießen. Karl Helm.

R. Wossidlo, Aus dem Lande Fritz Reuters. Humor in Sprache und Volkstum Mecklenburgs. Leipzig, O. Wigand, 1910. 210 S. 2 M. 40.

Als eine Art Festschrift zu Fritz Reuters hundertstem Geburtstag hat R. Wossidlo uns dies Buch beschert und er konnte das Andenken seines Heimatdichters nicht besser ehren als durch diese Ausschnitte aus dem mecklenburgischen Volksleben.

Schwänke, Tiermärchen, Teterower Stückchen (Teterow ist das mecklenburgische Schilda), Schilderungen des Tanzes, der Ernte, des ländlichen Hofhalts, des Kartenspiels, eine Charakterstudie über den „Jung", alles zieht in bunter Folge an uns vorüber. Dabei ergreift W. selbst das Wort sehr selten zu kurzen Einführungen; im allgemeinen läßt er das Volk selbst zu uns sprechen. So wird das Buch zu einer reichhaltigen Sammlung von charakteristischen volkstümlichen Ausdrücken und Wendungen mit ihrem oft drastischen Humor.

Das Buch ist eingeleitet durch ein Kapitel über W.'s Sammeltätigkeit. Diese zum Teil schon aus anderen Publikationen bekannte[1]) „Plauderei", wie sie Wossidlo allzubescheiden selbst nennt, ist in Wahrheit eine höchst ernsthafte

---

[1]) Wir verweisen unsere Leser auf W.'s Vortrag über die Technik des Sammelns, der in Nr. 3 der Mitteilungen des Verbands deutscher Vereine für Volkskunde (1906), S. 3ff. und erweitert in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 16 (1906), S. 1ff. abgedruckt ist.

Sache, eine eindringliche Lehre für alle, die im Volke sammeln wollen. Sie sollte immer und immer wieder verbreitet werden, denn ich kann mir keine bessere Anleitung denken als diese so anspruchslos vorgetragenen Mitteilungen aus der Erfahrung eines unerreichten Meisters, der freilich auch in reichem Maße über das verfügt, was sich nicht lernen läßt und was doch nach seinen eigenen Worten immer das beste Rüstzeug des Sammlers bilden wird: eine glückliche Naturanlage, mit Leuten jedes Standes zu verkehren und „eine unbezwingliche, opferwillige Liebe zur Sache". Möge er immer mehr Nachfolger finden, die nicht nur nach seiner Methode sondern auch in seinem Geiste arbeiten.

Gießen. Karl Helm.



Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 31. Juli 1911.)

Die mit * bezeichneten Bücher sind schon zur Besprechung vergeben. Bücher, über die bereits in diesem Heft referiert wird, sind nicht mehr aufgeführt.

F. J. Bronner, Bayerisches Schelmen-Büchlein. München 1911.

F. Graebner, Methode der Ethnologie (= Kulturgesch. Bibliothek, hrsg. v. W. Foy, 1 Reihe Nr. 1.). Heidelberg, C. Winter, 1911. 4 M.

H. Knott, Wallenröder Chronik 1910.

F. v. d. Leyen, Das Märchen. Leipzig, Quelle und Meyer, 1911.

*Seefried-Gulgowski, Kaschubische Hausindustrie, Berlin, Deutsche Landbuchhandlung, 1911. 1 M.

K. Spieß, Die deutschen Volkstrachten. Leipzig, B. G. Teubner, 1911.



Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Für unser Archiv sandten ein: Präparandenlehrer Schön, Wetzlar, zwei Sagen aus Münchholzhausen. — Fräulein Marg. Becker, Büdingen, Alte Bräuche beim Brotbacken und ein Kindergebet aus Büdingen. — Schulrat Andres, Lauterbach: Joh. Val. Klein, Die Kirche zu Großen-Linden. — Hch. Keßler 7., Großen-Linden, Aufzeichnungen eines seiner Vorfahren über das Jahr 1829. — Karl Sachs, Dauernheim, Volkskundliches aus Dauernheim. — Johannes May, Glauberg, Der Glauberg von Jean Reuneck.

Für das Archiv der Flurnamensammlung sind Bearbeitungen aus dreiundzwanzig Gemarkungen eingegangen. Sie werden in den Mitteilungen für die Flurnamensammlung vom 1. August 1911, S. 4 f. aufgezählt.

Allen Einsendern herzlichen Dank!



Geschäftliche Mitteilungen.

Am 8. Juni 1911 fand zu Einbeck eine Versammlung von Delegierten der im Verband deutscher Vereine für Volkskunde zusammengeschlossenen Vereine statt. Die Hessische Vereinigung war durch Prof. Helm vertreten.

In dieser Versammlung wurde eine Reihe wichtiger Beschlüsse gefaßt. Es wurde beschlossen, das Korrespondenzblatt künftig nicht mehr erscheinen zu lassen; die im April d. J. erschienene Nummer 12, die wir dem ersten Hefte beilegten, wird also die letzte bleiben.

Über die Volksliedersammlung wurde Bericht erstattet. Es ist bisher nicht gelungen, die Zuschüsse seitens des Staates zu diesem Unternehmen zu bekommen; doch besteht Aussicht, daß eine erneute Aktion erfolgreicher sein wird.

In der Kommission für Sammlung der Zauber- und Segenssprüche ist durch den Tod Professor Kahles eine Lücke entstanden. Es wurde beschlossen, die Kommission durch Zuwahl von vier Herren zu verstärken; sie besteht darnach nun aus den Herren Dr. Fehrle, Heidelberg, Prof. Dr. Helm und Privatdozent Dr. Hepding, Gießen, Prof. Dr. Jostes, Münster, Dr. O. Spamer, München und Prof. Dr. Wünsch, Königsberg.

Es ist ferner auf dieser Tagung gelungen, von den Vertretern der einzelnen Vereine bestimmte Zusage finanzieller Beihilfe zu erlangen, welche es uns ermöglicht, wieder eine volkskundliche Bibliographie zu schaffen. Die von uns früher herausgegebene volkskundliche Zeitschriftenschau soll zwar nicht in gleicher Gestalt wieder aufleben, sie soll aber eine Nachfolgerin erhalten in einem systematisch eingerichteten auch die selbständigen Publikationen umfassenden Jahresbericht. Die Redaktion hat Herr Dr. Ad. Abt, Offenbach übernommen. Wir hoffen, den ersten Band, die Publikationen des Jahres 1911 umfassend, im Frühjahr 1912 erscheinen lassen zu können. Genaueres über die Bezugsbedingungen für unsere Mitglieder wird das nächste Heft bringen, wenn unsere Generalversammlung darüber schlüssig geworden ist.

In der Leitung des Verbandes ist eine Änderung eingetreten, da der bisherige erste Vorsitzende Prof. Dr. Mogk, Leipzig, wegen Überlastung eine Wiederwahl abgelehnt hat. Mit ihm zusammen schieden der bisherige Schriftführer Rektor Dr. Dähnhardt, Leipzig, und der Schatzmeister Dr. Rothe, Chemnitz, aus, während der zweite Vorsitzende Direktor Dr. Lauffer verblieb. Zum ersten Vorsitzenden wurde Prof. Dr. J. Meier, Basel, gewählt; Schriftführer und Schatzmeister zuzuwählen, wurde den beiden Vorsitzenden überlassen.

Ein Beschluß über Zeit und Ort der nächsten Tagung des Verbandes ist noch nicht gefaßt worden.



Hessische Blätter für Volkskunde
Band X 1911 Heft 3

Frauenrecht in Brauch und Sitte.

Zur Geschichte des Weiberbratens von Berghausen bei Speyer.

Von Albert Becker, Zweibrücken.

Ein Pfälzer Fest besonderer Art ist der Weiberbraten zu Berghausen, einem Dorf nahe bei Speyer. „Kommenden Samstag den 19. Mai", so schrieb das Rheinische Volksblatt in Speyer am 17. Mai 1906, „wird in Berghausen der sog. Weiberbraten abgehalten. Nachmittags 2 Uhr ziehen Frauen mit Fahne und schöngezierten Milchkännchen unter Vorantritt einer Musikkapelle durch die Ortsstraßen .... Nach dem Umzug findet im Schneiderschen Saale am Bahnhof ein gemeinschaftliches Essen (Person 3 ℳ) statt, wobei die Musik konzertieren wird. Abends findet dann ein Ball statt, wozu auch die Männer Zutritt haben."

Während das Fest früher alljährlich am Tage nach Dreikönig gefeiert ward, wird es seit einiger Zeit nur alle fünf Jahre, gewöhnlich im Mai, begangen; dabei geht es immer hoch her. An dem letzten Festmahl 1906 beteiligten sich sicher 100 Personen. Eine Musikkapelle aus Philippsburg, die während der Tafel konzertierte, munterte die Gesellschaft öfter auf mit dem damals üblichen wunderschönen Lied: Trinke mer noch e Dröppche! Und dabei ist außer dem Bürgermeister und den Gemeinderäten des Ortes sowie einigen Ehrengästen allen Männern der Zutritt versagt; erst zum Tanz läßt man diese gnädig zu. Aber auch da soll keine ledige Person teilnehmen dürfen[1]).

Man fragt erstaunt nach dem Ursprung und der Bedeutung dieses wunderlichen Brauches und erfährt folgendes: An der von Speyer nach Berghausen führenden Straße stand vor

[1]) Vgl. L. Schandein in: Bavaria IV 2, S. 388.

Zeiten unweit des heutigen Tafelsbrunnens ein Spital, das sog. Gutleuthaus. Im Jahre 1706 brach angeblich in diesem Gebäude Feuer aus, das die mit der Milch gerade zum Markt nach Speyer ziehenden Milchfrauen Berghausens rechtzeitig bemerkten; sie löschten den Brand dadurch, daß sie uneigennützig die Milch ins Feuer gossen. Zur Belohnung für diese edle Tat wurde den Frauen vom Pflegamt des ehemaligen Gutleuthauses — die Speyerer Hospitalverwaltung ist heute an seine Stelle getreten — fortan an dem „Jahrestag" ihrer Tat, dem Montag nach Dreikönig 15 (14) Pfd. Kalb- und 15 Pfd. Schweinefleisch, nach anderer Überlieferung 11½ Pfd. Rind- und 16½ Pfd. Schweinefleisch nebst Brot (und Wein) gespendet; diese Gabe wurde unter französischer Herrschaft in ein Geldgeschenk umgewandelt und so werden heute alljährlich 8.14 ℳ für diesen Zweck aufgewendet. Da diese Summe natürlich nicht ausreicht um allen Frauen Berghausens ein Festmahl zu geben und die bewilligten Mittel nicht mit den Ansprüchen und Bedürfnissen der Feiernden gewachsen sind, so zahlt jede Teilnehmerin ihren Beitrag; mit der Spende bestreitet man z. T. die Musik[1]).

Soviel zur Geschichte des Brauches und seines Wandels im Laufe der Zeiten. Abgesehen nun von anderen Unwahrscheinlichkeiten — die Frauen Berghausens werden vor zweihundert Jahren sowenig wie heute in geschlossener Kolonne nach Speyer zum Milchverkauf ausgerückt sein und mit ihrem edlen Naß der Feuerwehr Konkurrenz gemacht haben — widerspricht der durch keine Urkunde zu belegenden Überlieferung vom Brand des Gutleuthauses die urkundlich bezeugte Tatsache, daß das Gutleuthaus 1706 durch französische Mordbrenner vollständig zerstört wurde. Im Jahre 1714, wo die Ausgabe für die Berghausener „Frauen" (nicht Milchfrauen!) zum erstenmal in der Rechnung der Spitalverwaltung erscheint, wird die Spende bereits als „gewöhnlich", d. h. bisher üblich bezeichnet. 1740 heißt es in einem Zins- und Lagerbuch, die Spende habe darin ihren Grund, daß „als vor alters das Gutleuthaus in Brand geraten, derselbe durch die Weiber zu Berghausen gelöscht worden sein soll". Die Veranlassung zu der Spende scheint demnach schon damals angezweifelt worden zu sein; jedenfalls wurde die Leistung vom Spital als unerwünschter Tribut empfunden. Dafür sprechen Streitigkeiten zwischen Spitalverwaltung

[1]) Vgl. J. Rumpf, Der Weiberbraten zu Berghausen. Nach Akten des Hospitalarchivs zu Speyer, Speyerer Zeitung 90 (1901) Nr. 115/116; meist Rechnungsbelege zur Geschichte des Brauches.

und Gemeinde Berghausen als Vertreterin der Frauen Berghausens. Die Berghausener wehrten sich ihrer Rechte, gaben aber selbst gar nicht den traditionell angenommenen Anspruch zu Protokoll, sondern schützten vor,

> „wenn diejenigen so daß Gutleuth-Guts Aecker in ihrer Gemarkung liegendt ihr Zugvieh ausspanneten, so hätten sie das recht in ihrer Gemarkung zu weyden, wegen welchen man ihnen diese Gebühr zu entrichten hätte, wovon sie auch nicht abstunden sondern sich im widrigen fall an denen früchten bezahlt machen wollten".

Und damit haben die Berghausener wohl das Richtige getroffen: die Spende des Spitals ist u. E. nichts anderes als eine Entschädigung für ein Weiderecht auf Berghausener Gemarkung, ähnlich wie z. B. heute noch die Pfälzer Gemeinde Lambrecht eine Leistung der Gemeinde Deidesheim gegenüber hat: die Lieferung des bekannten Geißbocks[1]).

Nun fällt es auf, daß gerade die Frauen in geschlossener Körperschaft als Träger dieses Rechtsbrauches erscheinen. Zunächst sind es nicht die Milchfrauen, denen diese Leistung zuteil ward, sondern die Hirtenfrauen, die hier wie anderwärts alter Sitte gemäß zu Beginn der Fastenzeit, auf Dreikönig, eine Gabe an Fleisch, Brot u. a. zu erwarten hatten. Dann aber darf das Vorrecht unserer Berghausener Frauen mit einer Reihe anderer Frauenrechte in Parallele gesetzt werden; die Analogie der Erscheinungen wird ebenso das Sagenhafte der Tradition von der Löschung des Gutleuthausbrands erweisen wie das allgemein Typische des Berghausener Weiberbratens. Ich zähle auf, was mir an analogen Fällen gerade zur Hand ist, ohne Vollständigkeit anstreben zu wollen.

In Irmelshausen (Unterfranken) hatten die Weiber einen Tag, ein Fest, welches ihnen ausschließlich gehörte, das ist der Weiberkitz. Früher jährlich, später alle drei Jahre, kamen da nach der Gemeindewahl die Weiber im Wirtshause zusammen. Zu dieser Versammlung hatten nur der Ortsvorsteher, der Gemeindepfleger und der Flurschütz Zutritt; alle anderen Mannspersonen waren gänzlich davon ausgeschlossen. Kamen solche unabsichtlich oder aus Neugierde dazu, schauten auch nur durch die Fenster hinein, so ergriff man die Unbefugten und pfändete sie, indem man ihnen

[1]) Vgl. u. a. L. Schandein in: Bavaria IV 2 S. 399 f.

Mütze, Jacke oder Stiefel nahm, was diese dann mit klingender Münze auslösen mußten. Das Geld floß in die gemeinschaftliche Kasse, zu welcher der Gemeindesäckel 50 Kreuzer beisteuern mußte. Das Geld wurde verjubelt. Dieser uralte Brauch ist 1862 zum letzten Male vorgekommen, weil der strenge Revisor in der Gemeinderechnung die 50 Kreuzer nicht mehr passieren lassen wollte.

Als Ursprung des Weiberkitz wurde angegeben: Als noch die Beisitzer jährlich zum Zentgericht nach Königshofen im Grabfeldgau gehen mußten, geschah es einmal, daß im Winter einer der Schöffen in einer Windwehe stecken blieb. Da gelang es trotz Wind und Wetter den Weibern den Halberfrorenen aufzufinden und zu retten. Zum Lohne dafür ward ihnen der Weiberkitz gegeben[1]).

In Dornhan (Württemberg) durfte früher am Aschermittwoch jede Frau einen Schoppen Wein trinken, den die Gemeinde bezahlen mußte. Es hieß: An diesem Tag sind die Weiber Meister. In uralten Zeiten soll einmal eine Gräfin durch Dornhan gefahren sein, und weil sich da die Weiber an ihren Wagen spannten und ihn zogen, so hat sie zu Gunsten der Weiber diese Anordnung getroffen und der Gemeinde diese Verpflichtung auferlegt. Seit etwa hundert Jahren ist der Brauch abgeschafft[2]).

In Weilheim bei Tübingen feierten (wie auf Weiberfastnacht in der Eifel) die verheirateten Weiber ehedem im Frühling ein besonderes Fest. Sie hatten das Recht alle Jahre um die Zeit, wo man die Eichen fällt und schält, sich eine Eiche auszusuchen und zu verkaufen und das Geld zu vertrinken. Sie mußten sie aber selbst umhauen. Später wurde ihnen statt der Eiche jährlich eine runde Summe Geld gegeben, die der Dorfschultheiß auszahlen mußte. Es gingen um die bestimmte Zeit drei bis vier Weiber mit Äxten zu ihm und sagten: „Wir wollen unsre Eiche hauen!", worauf sie das Geld bekamen, das sie dann vertranken, und zwar auf dem Rathaus. Eine Frau, die diesem Trunke nicht beiwohnen konnte, durfte sich ein halbes Maß Wein ins Haus holen lassen; erschien sie aber, so durfte sie trinken, soviel sie mochte. (Seit dem Jahre 1810 etwa ist der Weilheimer Weibertrunk abgeschafft und verboten[3]).) Ähnliches berichtet H. Pfannenschmid, Fastnachtsgebräuche in Elsaß=

---

[1]) Vgl. B. Spieß, Volkstümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen 135 f.

[2]) Vgl. E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben II 377.

[3]) Vergl. E. Meier a. a. O. 379.

Lothringen 35, 38 von Dörfern an der obern Larg im Sundgau, von der Schweiz, den Niederlanden.

Spuren jenes schwäbischen Weiberfestes (Weiberzech) finden sich auch in Ochsenbach bei Güglingen in Württemberg (Zabergau an der Zaber, Nebenfluß des Neckars oberhalb Heilbronn). Zwei Weiber gehen zu Fastnacht als Deputierte zum Schultheiß um freie Zeche zu erbitten. Diese Zusage wird gegeben und des Büttels Weib sagt allen Frauen im Dorf das Fest auf gemeinschaftliche Kosten an. Unter dem Vorsitz der Pfarrerin versammeln sich die Weiber auf dem Gemeindehaus und finden dort ein Faß Wein vor. Die Gerichtsboten schenken den Wein aus und die Weiber beginnen zu zechen. Ehedem wurde unter dem Vorsitz der Pfarrerin auch ein Frauengericht gehalten über Weiber, die nicht auf Reinlichkeit und Kinderzucht hielten. (Von einem Gericht der Frauen über die Männer am sog. Schauertag (Weiberfest mit gemeinsamem Mahl) in Oberkirch (Renchtal) berichtet Pfannenschmid a. a. O. 39, auch 44 f.) Als jenes Gericht abkam, wurde Verschwiegenheit von den Genossinnen gefordert. Wer etwas ausplauderte, kam mit seinem Weinkrug an den „Katzentisch" hinter dem Ofen. Unter dem Fenster ward dabei musiziert[1]). In Flözlingen (O.-A. Rottweil) lebt als letzte Spur ebensolcher Bräuche noch, daß am Fastnachtssonntag jedes Mädchen von den Eltern oder der Dienstherrschaft eine Bratwurst erhält. Man spricht dort von 'Jungferefasnet'; vgl. K. Kapff, Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, Nr. 2 Festgebräuche S. 13 (In den Württ. Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde 1905).

In lebensvollerer Form erscheint der Brauch wohl heute noch im Schwarzwald. Erst heuer las man wieder in der Frankfurter Zeitung: „Grau wie allerwärts, wo Fastnacht begangen wird, steigt der Aschermittwoch herauf: der Kater tappt mit hochgezogenem borstigen Rücken über den schneeigen Hof. Am Stadtbrunnen halten die jungen Männer „Geldbeutelwäsche", nur die Frauen haben einen großen Tag. Das „Frauenrecht" tritt in Kraft; die Tugendsamen kommen nachmittags zu einer üppigen Gasterei in einem der vielen Wirtshäuser zusammen und freuen und fühlen sich in der Rolle, die sonst die Männer spielen ....[2])"

---

[1]) W. Hertz, Deutsche Sage im Elsaß 192. Bilder aus den neuen Reichslanden (Leipzig, O. Spamer) 483.

[2]) Frankfurter Zeitung 1911, 27. Februar, Morgenblatt: O. E. Sutter, Die „Fasnet" der Schwarzwälder.

Auch in unserer Pfalz, im Queich-, Dernbach- und Sulzbachtal, tun sich am Aschermittwoch nachmittags „immer wieder einige Witweiber in einer Wirtschaft zusammen, trinken da Kaffee, später auch Wein, laden vorübergehende Männer ein mitzutrinken, pfänden sie dann aber unter allerlei Scherzen um ihre Mützen und geben dieselben nur gegen einen Schoppen Wein wieder frei“ [1]).

Ausgeprägter erscheint die gleiche Sitte im Elsaß, im Sundgau. Am Fastnachtmontag, der dort Hirztag (von hirzen; über dessen Bedeutung s. Pfannenschmid a. a. O. 40) heißt, haben allein die Weiber und Jungfrauen das Recht die Wirtshäuser zu besuchen. Truppweise ziehen sie dahin und finden sie einen Mann, so pfänden sie ihn an Hut und Mütze, welche er mit einigen Flaschen Wein einlösen muß. Ein solcher „Weibertag“ war auch früher im Münstertal im Schwang; da zogen die Weiber maskiert mit einem aufgeputzten Bock und einem schellenbehangenen Pferd, das zwei Fässer Wein trug, durch die Straßen und kein Mann durfte sich vor Abend selbst an den Fenstern sehen lassen. Der Brauch wurde 1681 abgeschafft. (Gleichzeitige Beschreibung im Originaltext bei Pfannenschmid a. a. O. 36.) Daß das schöne Geschlecht im Elsaß sich übrigens mit diesem einen Freudentag nicht begnügte, ersehen wir aus alten Ordnungen von Pfirt (aus dem 16. Jahrhundert): Nachdem ein Gottloser brauch, wider alle Zucht und Erbarkeit, eingerissen, und Je länger Je mehr gebraucht würdet, Namblich daz sich die weibspersonen, so es doch an den mannen zu vil ist, Jnn die wirthsheuser setzen und sich gleich den mannen beweinen, Jre Vernunft verlieren, übelschweren und andere unzüchtige wordt und werkh volbringen, die Sie sonst, wo Sie niechter weren, unterliessen, und also die weibliche schamb, Zucht und Ehr hindan setzen; Disem laster und übel fürzekhommen, soll hinfüro khein weibsperson und sonderlich an denen ordten, da Sie daheim und wonhafft ist Jnn einich Würdtshauß zu zechen nit sitzen, bey straf ein Pfundt zehen schilling Jedesmal usw.“ In Straßburg wurden am Schwörtag die Frauen unter sich von der Gemeinde freigehalten, daher das Sprichwort: Der Männer Schwörta, der Wiwer Zechta. In den sundgauischen Dörfern Zimmersheim, Eschenweiler u. a. war vor einiger Zeit noch das alte Recht lebendig, daß am Fastnachtsmontag (Hirztag, Hirschmäntik, Hirzmäntig, Hirsmäntih; vgl. H. Pfannenschmid, Fast-

[1]) L. Grünenwald, Pfälzischer Bauernkalender (Mitteilungen des histor. Vereins der Pfalz XX [1896] 207, S.-A. 25.

nachtsgebräuche in Elsaß-Lothringen 34 f.) nur die Frauen das Recht hatten, die Wirtshäuser zu besuchen. Diese Weiberherrschaft scheint früher auch im übrigen Elsaß üblich gewesen zu sein; wenigstens sagt Moscherosch (Philander von Sittenwald II 330) ganz allgemein: Vor Zeiten als die Weiber Meister waren, trug man krumme Hörner an den Schuen mit Knöpfen geziert, dessen uns das liebliche Küchelliedchen noch Jährlichen erinnert:

Spitze Schu und Knöpflein dran,
Die Frau ist Meister und nicht der Mann[1]).

Diese Weiberherrschaft erscheint nun auch — wie Volksbräuche in ihren Terminen vielfach wandern — in der Gegend von Altkirch (Elsaß) den Frauen auf Pfingstmontag eingeräumt[2]). Auch in der Pfalz ist ein hierher gehöriger Brauch an Pfingsten geknüpft. Die Stadt Neustadt hatte nach altem Herkommen das Recht auf Pfingstdienstag im Forster Wald Basaltsteine zur Straßenpflasterung zu sammeln; diese Arbeit verrichteten die Weiber von Forst, denen zur Entlohnung Freiheit von Wegsteuer und Marktabgaben in Neustadt sowie eine Weinstiftung, (Wein von einem Morgen Wingert, dem Weiberfeld) auf Pfingstdienstag zuteil ward[3]).

Vielleicht darf hier auch der Sitte gedacht werden, die zu Wattweiler bei Zweibrücken herrscht: alljährlich nach der Impfung der kleinen Kinder ziehen die Mütter mit dem Säugling auf dem Arm in das nächste Wirtshaus, woselbst die Hebamme ein respektables Faß Bier aufstellen läßt, das die trinkfesten Mütter bis in den Abend hinein zusammenhält. Man vergleiche damit die bei Pfannenschmid a. a. O. 35 erwähnte Sitte im Sundgau, nach der die Frauen bei ihrem gemeinsamen Mahl am Hirzmontag eine Hebamme für das folgende Jahr neu wählen oder die bewährte alte bestätigen.

Ähnliche Bräuche, die die Frauen an einem Tage als 'Meister' (= Hausherren) erscheinen lassen, finden sich nach Pfannenschmid a. a. O. 38 in Nordbrabant am Montag nach Dreikönig, in Brüssel auf 19. Januar, Reste auch in Westfalen, Niedersachsen, am Niederrhein und anderwärts, sogar in Persien.

---

[1]) W. Hertz a. a. O. 25. 192. Bilder usw. S. 482.

[2]) H. S. Rehm, Deutsche Volksfeste und Volkssitten 16 f.

[3]) Der Pfälzerwald XI (1910) 58 f.: O. Stang, Weiberwein und Weiberfeld in Forst.

Das Typische an all den mitgeteilten Beispielen ist die Begehung eines festlichen Tages durch die Frauen unter Ausschluß der Männer und vielfach unter dem Schutz der Gemeindeobrigkeit: die körperschaftliche Geschlossenheit, in der die Frauen erscheinen, um einmal im Jahr ein meist sagenhaft begründetes, eben nicht mehr verstandenes Frauenvorrecht zu genießen. Belanglos erscheint mir die Kreuzung verschiedener Motive, die zur Begründung herangezogen werden, wie der zeitliche Wandel des Festtermins. Wenn auch da und dort zurücktretend, ist doch m. E. der Charakter der Sitte zunächst als eines Faschingsbrauches unverkennbar. Und wie die Faschingsbräuche vielfach, so erscheint auch dieser Brauch als Symptom der den ganzen Karneval beherrschenden Grundstimmung, die aus den Saturnalien u. a. entgegenklingt, der völligen Umkehr aller sonstigen Gewohnheit: die Frau ist Meister und nicht der Mann.

Doch ist unsere Sitte tiefer begründet. Schon die innige Verbindung mit Frühlingsbräuchen und Vegetationszauber, in der das Weiberfest da und dort erscheint, gewisse Züge, wie das Auftreten des in die Sippe der Vegetationsdämonen gehörigen bekränzten Bockes (im Münstertal), des alten phallischen Opfertieres, deuten auf den ursprünglichen Zusammenhang mit Riten, die wohl magische Kräfte der Fruchtbarkeit in Aktion setzen sollten. Nicht belanglos scheint mir, daß als einzige Vertreter männlichen Wesens die Obrigkeiten an den Tagungen der Frauenschaft teilnehmen; sie vertreten wohl eben Gemeinde und Staat als die Körperschaften, deren Bestand allein auf die Mutterschaft ihrer weiblichen Glieder sich gründet.

In diesem Sinne möchte ich auch den eigentümlichen Kult der Bona Dea auffassen, in dem ich das antike Vorbild unserer Weiberfeste erblicke. Nach einem in seiner Herkunft noch nicht völlig klaren Kult feierten die Römer „in einer alljährlich neu bestimmten Nacht zu Anfang Dezember" das Fest der Bona Dea. Der Kult ist nachgewiesen hauptsächlich für Mittel- und Oberitalien, auch die Provinz Gallia Narbonensis, Pannonien, Afrika. In einer an die Mysterien erinnernden Nachtfeier (παννυχίς) wurde die Göttin von den römischen Matronen und unter Teilnahme der Vestalinnen im Hause des höchsten Beamten (Konsuls oder Prätors) von Staats wegen gefeiert; dabei waren Männer völlig ausgeschlossen, sogar männliche Tiere wurden entfernt, Männerbildnisse verhängt[1]).

---

[1]) R. Peter in Roschers Lexikon s. v. Bona Dea I 789 ff., G. Wissowa

Man erkennt unschwer den Zusammenhang zwischen diesem Fest der Bona Dea und unserm, soweit ich sehe, vorzugsweise für den Süden und Westen Deutschlands sowie sonstiges altes römisches Kulturgebiet nachgewiesenen Weiberfasching. Es scheint mir fast, als ob wir in dem alten Kult der Bona Dea im Grunde eine Art Mutterschafts- und Fruchtbarkeitsritus erkennen dürfen[1]), der im Faschingsbrauch der Weiberzeche in unseren Tagen verblaßt noch fortlebt.

Wie vielfach in der Volkskunde so treten nun aber wohl auch hier noch andere Motive bestimmend und umbildend hinzu, die im einzelnen zu ergründen kaum mehr möglich ist. Ich denke an solche rechtlicher Art, an ein vor Zeiten vielleicht auch bei unseren Vorfahren geltendes tatsächliches Vorrecht der Frau gegenüber dem Manne. Ist es wohl auch nach den Ergebnissen der indogermanischen Altertumskunde, wie O. Schrader sagt, ausgeschlossen, daß die Indogermanen in uns erreichbarer Zeit noch nach Mutterrecht gelebt hätten, und lassen speziell für die Germanen unsere Quellen derartige Folgerungen mutterrechtlicher Verfassung nicht zu, so mag doch auf das noch nicht völlig erforschte Matriarchat[2]) als eine ähnliche Einrichtung hingewiesen sein, die bei Beurteilung des Brauches der Weiberfastnacht wohl erwähnt werden darf. Zwar reicht das Matriarchat in eine Zeit allerprimitivster kultureller Zustände zurück, so daß an eine Nachwirkung in den wohl ziemlich jungen Sitten der Weiberfastnacht u. ä. nicht gedacht werden kann und wir vergeblich bei Germanen und Römern nach einer mutterrechtlichen Organisation uns umsehen, auf die unsere Sitten direkt sich zurückführen ließen. Aber vielleicht darf doch eben mit der rechtlichen Sonderstellung der Frau in der Urzeit jene Bevorzugung der Frau in Zusammenhang gebracht werden, die ihr kriegerischen und priesterlichen Rang noch in geschichtlicher Zeit gewährte. Vgl. dazu E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch II 293 ff. So mutet es an wie ein Nachklang und Überrest jener alten Vorherrschaft der Frau, wenn wir heute noch an be-

---

in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie III 686 ff.; ders., Religion und Kultus der Römer (Iwan v. Müllers Handbuch V 4) 177 ff.

[1]) Vgl. jetzt auch E. Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum 129.

[2]) E. Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft (Freiburg i. B. und Leipzig 1896). O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde s. v. Mutterrecht. M. Weber, Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung (Tübingen 1907).

stimmten Terminen das „Frauenrecht" im Volksbrauch triumphieren, zum farblosen unverstandenen Brauch verblaßt sehen, was vordem lebendiger, gehaltvoller Rechtsanschauung entsprochen haben mag.

Wenn aber weiter die Frauen als Körperschaft und gleichsam organisiert auftreten, so erscheint dies um so weniger verwunderlich, als dieser körperschaftliche Verband der Frauen in der Volkskunde seine „männlichen" Analogien hat: ich meine — vom Beispiel und Vorbild der Zünfte abgesehen — die Vereinigung der unverheirateten Jugend zu Knabenschaften und Junggesellenverbänden[1]). Diese Verbände sind uralt und wurzeln in religiösen Vorstellungen; sie leben heute noch fort, etwa im Volksbrauch der „Mädchenversteigerung", die jene straffe Organisation der unverheirateten männlichen und weiblichen Jugend zur Voraussetzung hat. In besonders anziehender Form hat sich die Sitte der Mädchenversteigerung, die früher weiter verbreitet war als heute, noch erhalten in dem südpfälzischen Dorf Hauenstein[2]). Wir dürfen vermuten, daß dieser Organisation der unverheirateten Jugend, über deren Bedeutung uns H. Usener meisterhaft unterrichtet hat[3]), auch eine Organisation der verheirateten Männer und Frauen gegenüberstand; die Art und Weise, wie in den eingangs geschilderten Sitten die Frauen körperschaftlich geschlossen als Träger der Sitte erscheinen, erhebt diese Vermutung wohl zur Gewißheit. Vielleicht haben allerlei Faschingsbräuche, von denen z. B. S. Brant u. a. erzählen, schon zur Voraussetzung eben diese Organisation, welche selbst wieder in Verquickung mit verschiedenerlei Anschauungen die Grundlage für jene Sitte abgeben sollte, die uns hier zunächst beschäftigt. Wenn so ein eigener Tag des Faschings, der Donnerstag vor Fastnachtssonntag, am Rhein als Weiberfastnacht bezeichnet wird, der gleiche Tag, den man heute noch z. B. in Konstanz als „schmutzigen" Donnerstag besonders feiert, so bringe ich damit eine Überlieferung Sebastian Brants in Zusammenhang, der in seinem Narrenschiff (von fasnachtnarren, S. 242 Goedeke[3]) also sagt:

[1]) Vgl. u. a. H. Usener, Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte (Hessische Blätter für Volkskunde I (1902) 195 ff. = Vorträge und Aufsätze 103 ff.). A. Becker, Eine Pfälzer Burschenschaft [Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde N. F. Nr. 5 (1906)]. Ders., Pfälzer Frühlingsfeiern (Hess. Bl. f. Volkskunde VI (1907) 148.)

[2]) Der Pfälzerwald XI (1910) 184 f.: K. Kreuter, Die Mädchenversteigerung in Hauenstein; dazu A. Becker am gleichen Ort 203.

[3]) A. a. O. 207 ff.

die frouen gont dan gern zu strossen,
das man sie dest bass künn bemossen;
der kirchen schonent etlich nit;
sie loufen drin und durch die mit
und dunt die frouen drin beschmieren,
das halt man für ein gross hofieren.

Vielleicht hat der „schmutzige" Donnerstag, die eigentliche Weiberfastnacht, von dieser Fastnachtssitte des Beschmutzens (= bemossen) der Frauen seinen Namen [1]). Was von den Frauen hier erzählt wird, erscheint wie eine Art Fruchtbarkeitszauber, auch ein Frauenrecht der organisierten Frauenschaft, das in den „Weiberzechen" und „Weiberbraten" seinen nachhaltigsten Ausdruck gefunden zu haben scheint; daneben schon länger bestehende Rechtsanschauungen boten diesen Faschingsbräuchen vielleicht Basis und Stütze.

So scheint uns die Sitte des Berghauser Weiberbratens und seiner Verwandten tiefer gegründet als K. Bücher in seinem interessanten Büchlein „Die Frauenfrage im Mittelalter" anzunehmen geneigt ist. Er spricht dort S. 43 ff. im allgemeinen von dem Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander und meint, man komme zu einer durchaus schiefen Beurteilung der mittelalterlichen Gesellschaft, wenn man jenes Verhältnis immer nur in dem rosig schimmernden Lichte betrachte, mit dem es der ritterliche Minnesang und Frauendienst verklärt hat. Dieser Idealzustand verfeinerter Sinnenlust war im 12. und 13. Jahrhundert nur auf einen verhältnismäßig sehr kleinen Kreis beschränkt; im 14. und 15. Jahrhundert fielen alle sittlichen Schranken; es lösten sich alle Bande frommer Zucht und Sitten, dem übersinnlich-sinnlichen Doppelwesen jener Zeit entsprach es durchaus, wenn wir die Frauen an den gewöhnlich recht materiellen Vergnügungen sich beteiligen sehen wie die Männer. Auch die Weiberzechen sind ein Symptom jener Zeit, aber der Zeitgeist allein, wie Bücher meint, erklärt sie uns nicht, erklärt vor allem nicht die eigenartigen Züge des merkwürdigen Festbrauchs. Dieser eigene Brauch der Weiberzeche ist, wie wir hoffen gezeigt zu haben, ein Ergebnis verschiedener Motive und zeigt ein eigenartiges Gemisch römisch-germanischer Einflüsse.

Der „Weiberbraten" von Berghausen hat demnach volkskundliche und kulturhistorische Bedeutung wie kaum ein anderer Pfälzer

[1]) Über dieses „Beschmutzen" als Fastnachtssitte vgl. auch Geiler bei Zarncke 466. Waldis, Päpstl. Reich 4, 11. Ich vergleiche das Beschmutzen (mit Erde) dem Schlag mit der Lebensrute. Ähnliches bei A. Dieterich, Mutter Erde 97 f.

Brauch. Über jenen sagenhaften Anlaß, die rettende Tat der Berghauser Frauen vom Jahre 1706[1]) hinaus dürfen sich die Frauen Berghausens auf eine Jahrhunderte zählende Geschichte des Brauches berufen; das Hospital in Speyer aber, von dessen Noblesse das Bestehen des Brauches künftig abhängt, wird gewiß gerne dazu beitragen, daß ein schöner Pfälzer Brauch, der einzige seiner Art, eher neubelebt werde als etwa verschwinde und als letztes Glied einer bis ins Altertum reichenden Ideenkette gebührende Beachtung finde, als Äußerung eines von modernen Emanzipationsgelüsten unabhängigen Frauenrechts.



Volkstümliche Personenbezeichnungen in Semd.

Von Oberlehrer Dr. Heinrich Krauß, Gera (Reuß).

Vorbemerkungen.

Schon vor vielen Jahren, als ich zum erstenmal nach Semd kam, fielen mir die Benennungen auf, die dort für die einzelnen Personen und Familien gebräuchlich sind, und wenn einmal im Gespräch im eigenen Familienkreise die Rede auf Semder Familien kam, hatte ich immer meine größte Freude an dieser Namengebung, die mir so äußerst drollig und urwüchsig erschien. Das trieb mich eines Tages zu dem Entschluß, diese Spitznamen — denn das schienen sie mir größtenteils zu sein — zu sammeln, zunächst bloß aus rein persönlicher Freude daran, weil sie mir geradezu lieb geworden waren. Aber schon bald wurde mir klar, daß diese Sitte der Bewohner doch auch noch zu etwas ganz anderem dienlich sei als bloß zu einer Belustigung für mich: ich erkannte ihre Bedeutung für die Volkskunde; denn gerade hier haben wir ja die beste Gelegenheit, den Geist und die Denkweise eines Volkes — wenn auch hauptsächlich nur in übermütigen Äußerungen — kennen zu lernen. Indem ich also dann die kulturgeschichtliche Bedeutung jener Sitte ins Auge faßte, konnten diese Personenbezeichnungen nicht mehr für sich allein betrachtet werden, sondern ich mußte die Sitte einzureihen suchen in die anderen Gebiete des Volkstums, eben deshalb, weil auch jene Namen eine Schöpfung des Volksgeistes sind. Nach

[1]) Verherrlicht von Martin Greif in seinem Gedicht „Die Frauen von Berghausen" [Neue Lieder und Mären (Leipzig 1902) S. 153 f.].

Parallelen in anderen Gegenden zu suchen, mußte meine Aufgabe sein, wenn ich mir auch dadurch den schönen früheren Traum, in dem mir derartige Personenbezeichnungen nur in Semd vorzukommen schienen, vergehen sah.

Ich habe möglichst viele Entsprechungen beizubringen gesucht, nicht nur aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und der Nachbarstaaten, um so die eigene Erfindungskraft der Semder richtiger beurteilen können, sondern ich habe auch besonders die entsprechende griechische wie römische Sitte herangezogen, diese beiden, weil sie mir neben der deutschen am nächsten lagen.

Aus der Zahl der benutzten Werke hoffe ich genügenden Stoff zusammengetragen zu haben, daß man den Grad der Verbreitung derselben oder ähnlicher Beinamen ermessen kann, zumal vor allem die grundlegenden Werke von Vilmar, Alb. Heintze und Ad. Socin ausgiebig benutzt worden sind (s. unten die Literaturangaben).

Die Personenbezeichnungen selber habe ich mit Vorsicht in verschiedenen Familien erfragt[1]), besonders aber mich an den gegenwärtig ältesten Mann des Dorfes, den alten Ŏrem, gehalten, um möglichst weit in die Vergangenheit hinaufdringen zu können. Von einer urkundlichen Forschung konnte keine Rede sein; denn Urkunden gibt es nur in ganz geringer Zahl[2]), und diese wenigen gehen nicht sehr weit, nur bis etwa 1780, zurück. Infolgedessen läßt sich auch nicht bestimmen, wann diese Bezeichnungen fest geworden sind, da das Gedächtnis auch der ältesten Leute vielleicht nicht weit genug zurückreicht.

Der Mangel an urkundlichen Belegen mag sich aus der unbedeutenden Rolle erklären, die das Dorf zu allen Zeiten gespielt hat. Es ist ja ganz klein und unansehnlich, dieses Dörfchen, das im Kreise Dieburg liegt, eine gute halbe Stunde von Groß-Umstadt

---

[1]) Wo mir mehrere Deutungen eines Beinamens angegeben wurden, suchte ich jeweils streng die tatsächliche Unterlage zu ergründen (ganz wie K. Bertsche, Volkstüml. Personenbez. ein. oberbad. Stadt, Alem. N. F. VI S. 162), prüfend, ob die „mildere, manchmal auch einleuchtendere Erklärung“ auch wohl die richtige sei, freilich öfter, ohne zu einem sicheren Ergebnis zu gelangen. So darf es nicht Wunder nehmen, wenn auch mir mehrere Beinamen überhaupt rätselhaft geblieben sind; ist doch gerade auf diesem Gebiet der Boden oft recht unsicher.

[2]) Nur ein paar Grundbücher, über die man unten S. 163 Anm. 1 vergleiche. Wohl aus ähnlichen Gründen konnte auch Bertsche in Möhringen sich nur auf mündliche Erkundigung stützen; s. dessen Einleit. zu § 1 S. 163.

entfernt. Wie diese Stadt selbst[1]), gehörte Semd einst zur Kurpfalz[2]) und hatte, wie jetzt noch, keine selbständige Pfarre, sondern war nur ein Filialdorf von Groß-Umstadt. Aus seiner Geschichte ist nur wenig bekannt. Im Jahre 836 wird es zum ersten Male genannt in der Form Siemina (Sieminaha)[3]). Um 1480 hat eine „Bruderschaft unser lieben Frauwen der Forstwaldskapelle bei Semd" bestanden, deren Reste heute nur noch in den Grundmauern erhalten sind[4]). 1567 ist das erste Matrikelbuch, d. i. Kirchenbuch, für Semd angelegt worden. Während des 30jährigen Krieges flüchteten alle Bewohner in das befestigte Groß-Umstadt und konnten später nur noch in die Trümmer ihrer vollständig zerstörten und verwüsteten Heimat zurückkehren. Das sagt uns eine vielleicht etwas märchenhaft zurechtgestutzte Chronik, die 1859 nach Urkunden von dem damaligen Pfarrer Groß-Umstadts aufgeschrieben wurde. Diese Urkunden selber sind seitdem verschwunden.

Heute ist Semd ein echtes kleines, stilles Bauerndorf von etwa 700 Einwohnern, zu denen erst in den letzten Jahren ungefähr 200 auswärts beschäftigte Arbeiter hinzugekommen sind. Abgesehen von diesen, ist es ein nur Ackerbau treibendes Völkchen, das sich um anderes wenig kümmert. Es sind lauter alte einheimische Bauernfamilien, deren Namen sich durch gegenseitige Verbindung der Geschlechter forterben. Da von außen keine neuen Bauern einwandern, kehren dieselben Namen, etwa fünfundzwanzig, immer wieder, und das machte ja unterscheidende Beinamen notwendig[5]).

Nun bloß noch ein Wort über den Namen, der allen Semdern gemeinsam ist. Wie es ja bei fast allen Ortschaften der Fall ist, so haben auch sie von ihren Nachbarn einen Spitznamen erhalten. Über dessen Entstehung weiß die Tradition folgendes zu berichten:

Beim Pflügen seines Ackers fand — etwa ums Jahr 1750 — ein Semder Bauer eines Tages einen Schädel. Da er nun — ausnahmsweise! — einmal etwas von Funden gehört haben mochte, die man gemacht hatte und die man als äußerst wertvoll ausführ-

---

[1]) Von 768—1394 war „Umstatt mit seinen Zugehörungen ein Teil der ersten Stiftungsgüter der Abtei Fulda" Widder a. a. O. (s. u.) S. 16 u. 22; vgl. Steiner Bachgau I S. 77.

[2]) Noch heute wirkt diese Herrschaft des pfälzischen Hofes und der Stifte in der Gebiets- u. Feldverteilung nach; vgl. Steiner a. a. O. III S. 120 f.

[3]) Vgl. W. Sturmfels Die Ortsnamen Hessens S. 87 und Steiner a. a. O. III S. 120.

[4]) S. Wagner Die vormal. geistl. Stifte i. Großh. Hessen I S. 408 f.

[5]) Siehe unten S. 162.

lich besprach, glaubte er natürlich, einen ähnlichen Fund gemacht zu haben, den man doch „den Herrn in Darmstadt" zeigen müsse. Von dort traf auch einer ein, und der ganze Gemeinderat wurde aufs Feld hinaus bestellt, um sich von jenem über den wertvollen Schatz — für den man wohl auch eine ganz hübsche Summe zu erhalten hoffte — belehren zu lassen. Aber der Kenner vermochte nur das Gerippe eines Schafskopfes festzustellen[1]), wonach natürlich die Semder für ewige Zeiten Schöfskebb getauft wurden[2]).

Verzeichnis der hauptsächlich benutzten Bücher.

Ed. Adamek Die Rätsel unserer deutsch. Schülernamen. Wien 1894.

Baur Hessische Urkunden V. Darmstadt 1873.

Fr. Bechtel Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griechischen, die aus Spitznamen hervorgegangen sind = Abhandlung. d. königl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen philol.-histor. Klasse, N. F. II, Nr. 5. Berlin 1898.

— Die Personennamen im vierten Bande der Inscription. Graecae = Genethliakon, C. Robert zum 8. März 1910 überreicht von der Graeca Halensis (Berlin 1910), S. 65 bis 85.

O. Behaghel Zur Namengebung, Zeitschr. für deutsche Wortforschung, I (Straßburg 1901) S. 265 ff.

K. Bertsche Die volkstümlichen Personennamen einer oberbadischen Stadt, I u. II = Alemannia N. F. VI (Freiburg 1905) S. 161—224 u. S. 241 ff.

Biographie, allgem. deutsche, Bd. XIII. Leipzig 1881.

Aug. Fick Die griech. Personennamen. 2. Aufl. bearb. v. Fr. Bechtel u. A. Fick. Göttingen 1894.

E. Förstemann Altdeutsches Namenbuch I: Personennamen. 2. Aufl. Bonn 1900.

---

[1]) Der alte Õrem freilich meint, es sei ein wirklicher Menschenkopf gewesen und habe wohl von jemandem hergerührt, der infolge einer Unvorsichtigkeit des Arztes an einer Arznei gestorben und heimlich auf dem Felde verscharrt worden sei.

[2]) Andererseits haben sie den Bewohnern anderer benachbarter Ortschaften üble Namen angehängt, z. B. den Groß-Umstädtern den Schimpfnamen Näwwelstirmer (= Nebelstürmer), den Lengfeldern Schnullkappe, den Habitzheimern Backebärt. Vielleicht habe ich später einmal Gelegenheit, diese köstlichen Spitznamen für die Gesamteinwohnerschaft dieser Nachbardörfer ausführlich zu erklären.

Lor. Grasberger Die griech. Stichnamen. 2. Aufl. Würzburg 1883.

— Studien zu den griech. Ortsnamen, mit einem „Nachtrag zu den griech. Stichnamen" (Abschn. E § 13 S. 322—338). Würzb. 1888.

Alb. Heintze Die deutschen Familiennamen. 2. Aufl. Halle 1903.

Jos. Hofmann Karlsbader Haus- u. Spitznamen aus der Zeit von 1830—1880 = Unser Egerland, Karlsbader Heft (Jahrg. X, Heft 4 u. 5, Eger 1906) S. 85—89.

F. Hunsinger (-Strack) Die letzten Schlottenhäger in Hungen 1852, Hess. Blätt. f. Volksk. I, S. 137—143. Vgl. dazu: Ph. Köhler-Langsdorf über die Schlottenhäger von Nonnenroth, Hess. Bl. f. Volksk. VI (1907) S. 56—58.

Eberh. Kamp Historische Spitznamen = Berliner „Tag", Jahrg. 1903 Nr. 309.

Jos. Kehrein Volkssprache u. -sitte in Nassau III Bonn 1872.

G. L. Kriegk Deutsches Bürgertum im Mittelalter N. F. Frankfurt 1871.

Mieck Über scherzhafte Lokal- u. Familiennamen in Düsseldorf u. Umgegend, Beitr. z. Gesch. des Niederrheins II (Düsseldorf 1887) S. 104—110.

Fr. Pfaff Spitznamen u. Zunamen, Zeitschr. des allg. deutschen Sprachvereins 1900 S. 111 (Bericht über einen Vortrag).

H. Reichert Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. u. 14. Jahrh. = Wort u. Brauch, volkskundliche Arbeiten namens der schlesisch. Gesellsch. f. Volksk. herausgeg. v. Ph. Siebs u. M. Hippe, Heft I. Breslau 1908.

Fr. Schacht Das Partizip „genannt", dictus in Familiennamen. Der deutsche Herold, Zeitschr. f. Wappen-, Siegel- u. Familienkunde, her. v. Verein Herold in Berlin. Jahrg. XLI, S. 134 ff. und S. 151 ff.

Fr. v. Scheven Entgegnung auf Schachts 2 Aufsätze Herold XLII, Nr. 1 (Januar 1911) S. 6 ff.

Edw. Schröder Die Gedichte des Königs vom Odenwalde = Archiv f. hess. Gesch. u. Altertumskunde N. F. III, S. 1 ff. Darmstadt 1902.

O. Schütte Häuser- u. Familiennamen in Braunschweig, Zeitschr. für den deutschen Unterricht XXIV Heft 10 (Leipz. u. Berl. 1910) S. 631 ff.

O. Schulte Spottnamen u. -Verse auf Ortschaften im nördl. Oberhessen, Hess. Bl. f. Volksk. IV (1905) S. 142 ff.
Ad. Socin Mittelhochdeutsches Namenbuch. Basel 1903.
J. W. Chr. Steiner Altertümer u. Geschichte des Bachgaus im alten Maingau I—III, Darmstadt 1821—1829.
W. Tobler-Meyer Deutsche Familiennamen nach ihrer Entstehung u. Bedeutung mit besonder. Rücksicht auf Zürich u. die Ostschweiz. Zürich 1894.
Urkundenbuch der Stadt Basel Bd. III Bas. 1896.
Urkunden von Semd a) Grundbücher
b) Kirchenbücher; darin Chronik v. Semd, abgedruckt im „Sonntag", Heimatboten für die Gemeinde Semd, I (1911) Nr. 2—7.
A. F. C. Vilmar Deutsch. Namenbüchlein 5. Aufl. Marburg 1880.
Gg. W. Just. Wagner Die vormaligen geistlichen Stifte im Großherz. Hessen I Darmstadt 1873.
K. Weinhold Zur süddeutsch. Namenskunde, Zeitschr. des Vereins für Volkskunde V (1895) S. 119 f.
Osk. Weise Einiges über die Personennamen in der Mundart, Zeitschr. f. hochdeutsche Mundarten IV Heft 6. Heidelberg 1903.
J. G. Widder Versuch einer vollständigen geograph.-historischen Beschreibung der kurfürstl. Pfalz am Rhein II (Frankf. u. Leipzig 1786) S. 3.

Ähnlich, wie zur Zeit der fränkischen und sächsischen Kaiser, wo **ein** Name zur Bezeichnung einer Person genügte, weil jeder seine Nachbarn kannte [1]), ähnlich, sage ich, ist es noch heute in abgelegenen kleinen Dörfern, wo Handel und Verkehr nicht bedeutend sind oder die Bevölkerung keinen auffallend dichten Zuwachs erfahren hat durch Einwanderung Fremder [2]). Da bedarf „es der Geschlechtsnamen so wenig als . . . im Innern der Familie" [3]).

[1]) „Die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen waren den Menschen jener Zeiten bei ihrem beschränkten Gesichtskreise so bekannt und im Gedächtnis gegenwärtig, daß sie mitunter jemand durch Angabe seiner Verwandtschaft mit einer anderen Person bezeichneten"; Kriegk S. 205. Vgl. dazu besonders unten die unter I A, 2 u. I B, 1 angeführten Personenbezeichnungen, jedoch auch die andern zusammengesetzten Namen.

[2]) S. ob. S. 158.

[3]) Heintze S. 27; für das Vorhergehende siehe auch Heintze S. 26, überhaupt vgl. seinen ganzen 7. Abschnitt (Das Festwerden der Namen).

Zwar treffen wir in Semd einen Namen zur Bezeichnung einer bestimmten Person in der früheren Weise nicht häufig an, aber es gibt doch für jeden einzelnen eine bestimmte Benennung, mag sie nun aus einem Taufnamen entstanden oder aus dem Berufs- oder Geschlechtsnamen oder durch Zusammensetzung dieser zustande gekommen sein oder mag sie der Gattung der Spitznamen angehören. Die Schriftnamen sind ganz und gar nicht in Gebrauch und mitunter fast unbekannt[1]) oder mindestens so ungewohnt, daß man z. B. auf die Frage, wo Adam Sorg I. wohne, die Antwort erhält, wer denn das sei, ob man etwa Hanmichels meine. Denn der Name ist allen bekannt, und unter diesem Namen kennt man ihn allein im Dorf[2]).

Solche Bezeichnungen also werden statt der „papiernen Schriftnamen"[3]) gewählt, eben der Vertraulichkeit wegen, mit der die Leute miteinander verkehren. Die Schriftnamen sind bloß amtlich in Gebrauch, in den Kirchenbüchern, Steuerlisten usw.; im Dorfe selbst dagegen sind sie niemals in Gebrauch gewesen, früher so wenig, wie heute[4]): die amtlichen Namen passen nicht aufs Dorf, weil sie die Vertraulichkeit durchaus stören. Zu diesem negativen Grund kommt noch ein positiver: die Sprache schafft gern neue Namen, um so leichter und lieber da, wo ein und derselbe Familienname zwanzig- bis dreißigmal[5]) wiederkehrt. Wer könnte denn behalten, wer z. B. Ludwig Eidmann XIX. ist, wenn es außer ihm vielleicht gar noch mehr als 18 andere Eidmann gäbe, die ebenfalls den gleichen Vornamen hätten? Hier mußten ja notwendigerweise unterscheidende Beinamen hinzutreten.

---

[1]) Dasselbe berichtet Bertsche von Möhringen S. 161; vgl. auch unten S. 163 Anmerk. 1 u. 2.

[2]) Das Volk unterscheidet: Der Mann heißt Hanmichel, schreibt sich aber Sorg, ein Beweis dafür, daß die Leute den Schriftnamen weniger als ihr Eigentum empfinden, was zu der älteren Zeit stimmt. Von Karlsbad berichtet Hofmann Aehnliches; siehe auch Vilmar S. 1.

[3]) So nennt sie Bertsche S. 161.

[4]) Hier brauchte also nicht „ein vorhandener Familienname verdrängt zu werden", wofür sonst Heintze S. 40 Beispiele anführt. Wie in früherer Zeit ein etwaiger Beiname, ohne eine Zerstörung hervorzurufen, einfach zu dem einen Namen hinzutreten und allmählich sich zum Familiennamen entwickeln konnte, so haben wir uns auch die Entstehung der heutigen Familiennamen in Semd zu denken wie Bürstlein, Füßler, Haas, Himmelheber, Lengfelder, Löffler, Müller, Pullmann, Roth, Schmidt, Schneider, Vogel, Vögler.

[5]) Ähnlich ist es in Karlsbad; vgl. Hofmann S. 85a.

Am sichersten war natürlich eine Verwechselung ausgeschlossen bei den Spitznamen, die daher vornehmlich zu ganz gewöhnlichen Personenbezeichnungen geworden sind[1]).

Von jeher hat man ja den Nächsten gern wegen irgend eines lächerlichen Zuges, den man an ihm bemerkte, verspottet, zunächst wohl nur in übermütigem Scherz, freilich mitunter auch mit boshaftem Hohn. Jeder entsinnt sich wohl selber manches Spitznamens, den einer seiner Lehrer oder Mitschüler hatte; bekannt sind solche Übernamen in Studenten- und Jägerkreisen, bekannt sind ferner die Verbrecherübernamen, die allerdings zugleich als Deckmantel dienen sollen. Es ist ein Zug der menschlichen Natur überhaupt, den wir schon bei den Griechen finden[2]), heutzutage aber namentlich noch bei

---

[1]) „Jeder hat seinen Spitznamen" Pfaff a. a. O. Schon früh findet sich diese Sitte verbreitet. So berichtet Kriegk S. 376, Anm. 181: „Die Spitznamen waren mehr als die Familiennamen im Gebrauch, sodaß selbst die Behörden sich derselben manchmal ohne Hinzufügung der letzteren bedienten" und führt in Anm. 182 aus den Gerichtsbüchern von 1408 den ohne Vornamen erwähnten Namen Hand-im-Sack an. „Die Beinamen wurden im Mittelalter weit häufiger erteilt als jetzt und zwar selbst in den höheren Ständen . . , auch nicht bloß im geselligen Privatleben, vielmehr selbst in Beedbüchern und anderen Schriften" Kriegk S. 208. In Semd freilich scheinen sie durchaus nur auf den Verkehr untereinander beschränkt zu sein; wenigstens habe ich in den Grundbüchern keinerlei solche Bezeichnungen gefunden, höchstens einmal solche wie: Eidmann der alte, . . . der junge, . . . Vater, . . . Sohn, . . . Kühbauer, . . . Weber. Aus Möhringen bringt Bertsche S. 183 ähnliche bei: „Auch in amtlichen Schriftstücken wurden früher diese Charakteristika aufgenommen: 1695 Hans Jakob Pertschin der Alt, 1704 Hanslin Schellhamer der jung (S. 184) u. a."

[2]) Vgl. K. Lehrs Populäre Aufsätze aus dem Altertum S. 213 bei Grasberger Die griech. Ortsnamen S. 331: „ . . . . Spitznamen . . , dergleichen fast ein jeder hatte und die sie öffentlich gebrauchten, daß viele ganz gewöhnlich damit benannt wurden, ja der eigentliche Name förmlich damit vertauscht ward, war man durch alle Stufen des Lebens hindurch gewohnt zu geben und zu nehmen"; s. auch Grasb. Stichnam. S. 20, im übrigen Heintzes schönen 4. Abschnitt (Übereinstimmung der deutschen mit der griechischen Namengebung) S. 19/20. — Aus der Übersichtstafel Reicherts S. 153 ergibt sich, daß in Breslau schon gegen Ende des 14. Jahrh. die Zahl der Übernamen gewaltig im Steigen begriffen war. Freilich ist in den Bezeichnungen mit dictus in alten Urkunden hinter diesem Wort nicht immer ein wirklicher Neck- oder Spitzname zu verstehen, was Fr. v. Scheven Herold XLII (1911) Nr. 1, S. 6 Spalte 2 ausdrücklich betont. Fr. Schacht dagegen geht in derselben Zeitschrift XLI (1910) Nr. 8 viel zu weit, wenn er S. 154 Sp. 1 behauptet, „daß die Meinung der Spitznamennatur auf ganz vereinzelte Fälle zurückgewiesen werden muß"; und darin hat ihn auch Scheven a. a. O. S. 7ff.

den Arabern, dann ganz besonders „bei unzivilisierten Neger= und Indianerstämmen"[1]).

Und wie lange erhalten sich solche Namen! Vom Vater vererben sie sich auf den Sohn, von diesem auf den Enkel usw.; kein Wunder, daß die Besitzer eines solchen Namens oft gar keine Ahnung mehr von dessen Herkunft haben[2]).

Es versteht sich von selbst, daß keiner den andern mit seinem Spitznamen anredet: dieser bleibt der Geheimname[3]), der nur gebraucht wird, wenn zwei über einen dritten sprechen[4]). Allgemein üblich sind dagegen die harmlosen, rein unterscheidenden Benennungen, die den Rufnamen vertreten[5]).

Nach diesen beiden verschiedenen Arten des Gebrauchs unterscheide ich daher:

I. Harmlose, rein unterscheidende Benennungen[6]) (griech. ἐπίθετα)[7]),

II. Spitznamen, auch Stichnamen[8]), Necknamen, Nachnamen,

---

widerlegt, indem er aus seinem, allerdings kleinen Forschungsgebiet (Rheinland und Westfalen) „eine ganz erhebliche Zahl von Spitznamen" nachweist

[1]) Mieck S. 104. Besonders zahlreich sind, wie ich höre, solche Namen noch im Erzgebirge; aus Hessen selbst weiß ich es vor allem von Jugenheim a. d. Bergstr., Raibach i/Odenw., Budenheim bei Mainz und Nieder=Saulheim in Rheinhessen.

[2]) Aber „sie werden von den Verspotteten selbst zäh und trotzig festgehalten und sogar mit Stolz getragen" sagt Mieck S. 106 von den Düsseldorfern; s. auch Socin S. 452: „Bei den Übernamen des 12. u. 13. Jahrh. gilt uns die Erblichkeit als die Regel, die Beziehung auf ein einziges bestimmtes Individuum als die Ausnahme" (siehe unten S. 166 mit Anmerk. 9); vgl. Socin S. 549 (im Exkurs über dictus): „Wenn dictus vor einer Personenbezeichnung steht, so kann diese ohne weiteres für einen Familiennamen genommen werden."

[3]) Vgl. Bertsche S. 161: „geheim gebrauchte Schimpfnamen".

[4]) Jedoch wird dieser Schimpfname nicht ausschließlich gebraucht, sondern ebenso oft auch die gewöhnliche harmlose Benennung.

[5]) Daher nennt Bertsche S. 163 diese Gruppe kurzweg „Rufnamen". Mir scheint jedoch diese Bezeichnung nicht ganz passend und nach dem, was er unter dieser Abteilung anführt, auch nicht ganz richtig zu sein; denn schwerlich wird sich wohl jemand aus der Familie Suu- oder Dreckbasche (S. 199) haben gefallen lassen, bei diesem Namen „deutlich aus einer Menge herausgerufen" zu werden!

[6]) Eine andere kürzere Bezeichnung weiß ich nicht.

[7]) Vgl. Grasberger Stichnam. S. 20.

[8]) So Grasberger in seiner Schrift Die griechischen Stichnamen.

Übernamen[1]) oder Unnamen, dial. Oūnōme[2]) genannt (griech. παρωνυμίαι, ἐπικλήσεις)[3]). Jedoch muß hier schon betont werden, daß mitunter, besonders bei Berufsnamen, eine scharfe Grenze zwischen beiden sich nicht ziehen läßt[4]).

I. Harmlose, rein unterscheidende Benennungen.

Ehe ich die einzelnen Gruppen der Semder Namen behandle, sei ein Wort gesagt über allgemein übliche Anredeformen. **Verrer** (= Vetter) ist in Semd allgemein zur Anrede eines Mannes üblich, genau wie **Wäse** (= Base) als Anrede einer Frau dient. Ebenso kann jeder alte Mann ein **Härche** oder **Herrche** (= Herrchen), was soviel wie Großvater bedeutet, genannt werden, ohne Rücksicht darauf, ob der Träger dieses Namens wirklich Großvater ist oder nicht. In derselben Weise kann **Fräche** (= Frauchen) im Sinne von Großmutter zur Bezeichnung jeder alten Frau dienen. Eine damit zusammengesetzte Wendung kann man heute noch in Semd hören: **ich gäi in meĩ Fräches** = ich gehe in meiner Großmutter Haus (mit Auslassung des Substantivs Haus, von dem der Genetiv **Fräches** abhängt; vgl. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache, 3. Aufl. S. 289.)

Nach dieser Erwähnung allgemeiner Personenbezeichnungen wollen wir die besonderen der Reihe nach behandeln.

A. Einfache Namen[5]).

1. Die einfachsten Namen dieser Art sind die Taufnamen[6]), d. h. die einfachen und doppelten Vornamen. Wie überall, so sind auch in Semd bis etwa 1850 die doppelten Taufnamen — für die Männer stets der konventionell gewordene Taufname Johannes, für die Frauen Anna außer dem eigentlichen, persönlichen Vornamen — üblich gewesen, während man jetzt dem Kinde bei der Taufe fast immer nur einen Namen gibt.

---

[1]) Socin S. 462 erklärt Übernamen einfach als „Namen, die über die legalen hinaus gegeben sind" (gegen Tobler-Meyer).

[2]) mhd. âname; s. Pfaff a. a. O. S. 111. Schacht Herold XLI Nr. 7 S. 134 Sp. 1 meint, man sage besser: Beinamen, v. Ledebur, Arch. f. deutsche Adelsgesch. 1863 S. 204: Zusatznamen.

[3]) Vgl. Grasberger Stichnamen S. 20.

[4]) Vgl. auch Socins Einleitung zu dem Abschnitt „Übernamen" S. 407.

[5]) Ich folge der Einteilung Bertsches (S. 186) in einfache und zusammengesetzte Rufnamen.

[6]) Vgl. Bertsche S. 176 ff.

Als harmlose, rein unterscheidende Benennungen sind beide Arten, die doppelten wie die einfachen Vornamen, in Semd nicht häufig verwandt[1]), am wenigsten die erste Art. Für einfache Vornamen kenne ich nur folgende Beispiele: de Lui, offenbar wegen seiner großen Beliebtheit kurz so genannt[2]) (auch als bekannter Wirt), de olt Órem (= Adam)[3]), der Dorfälteste und daher besonders berühmt, de Päirer (= Peter), dazu Päirerches[4]), de Seppel (= Joseph), de Steffel (= Christophel, also Diminutiv)[5]), de Verrerhannes (= Vetter Hannes[6]); Johannes ist der Taufname), ein besonders beliebter alter Mann. Ähnliche Bezeichnungen sind noch: Bernerds (von Bernhard), auch Bernerdsverrer (= Vetter Bernhard; das ist der Taufname)[7]), Dowise (von Tobias), Hense (von Henn(e)s, Hens statt Hans, Johannes)[8]), Kallches (von Karl), die jedoch, wie schon die genetivische Form beweist, meistens nur zur Bezeichnung der ganzen Familie dienen (wie auch Lui-s)[9]), nicht nur der eigenen alten Familie, sondern auch der des Sohnes, falls dieser schon verheiratet ist, oder des Schwiegersohnes und des ganzen Hauses, dessen Besitzer eben der Sohn oder Schwieger-

---

[1]) Bertsche bringt S. 176/8 aus Möhringen viel mehr bei.

[2]) Vgl. Bertsche S. 177, der auf Grund seiner Beobachtungen zu einer ähnlichen Ansicht gekommen ist.

[3]) Vgl. „den alten Adam" der Predigtsprache. In Möhringen findet sich derselbe Name (Odem) für einen vor 45 Jahren eingewanderten Mann; Bertsche S. 177 Ende.

[4]) Vgl. unten Anmerk. 9.

[5]) Auch hierfür bei Bertsche S. 178 ff. viele Beispiele.

[6]) Beachte die interessante Zusammensetzung des Namens!

[7]) Vgl. genau dieselbe Bildung in Heinevetter (= Vetter Heinrich) bei Tobler-Meyer S. 167.

[8]) S. Vilmar S. 10.

[9]) Das ist natürlich Genetivname, = Sohn, Familie des Lui (Louis); s. unten S. 171 Anm. 3 Vgl. auch Na^{n}zis in Möhringen bei Bertsche S. 174 und Socin Abschnitt XXIX (Genetivnamen), dem ich die Namen Joh. dict. meister Bernes, her cunrat Diethers, Wernher Peters (aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh.) entnehme (S. 583). Das Genetiv-s ist in Semd überall genealogisch durchgeführt. Z. B. einer aus der Familie Schneider hieß Bernhard, den nannte man kurzweg de Bernerd, darnach seine Familie (Frau, Kinder u. ihn selber zusammen) Bernerds; dieser Name erbte sich dann fort auf die folgenden Generationen jenes Bernhard Schneider, die einfach wieder als Bernerds bezeichnet werden. Nach r wird dies -s zu sch, z. B. Schneirersch, wie die Nachkommen eines Mannes genannt werden, der Schneider war. An einem der zwei Merkmale, -s oder -sch, läßt sich also im folgenden stets die Vererbung eines Namens erkennen.

sohn (Dochdermann) ist, wenn man auch daneben de Bernerdsverrer usw. sagt.

Wie man schon hieraus sieht, erben sich die meisten Namen vom Vorfahren auf alle folgenden Geschlechter ständig fort, am meisten natürlich die, die einen Tauf-, Geschlechts-, Berufs-, Wohnungsnamen oder einen damit oder mit einer Gestalts- oder Heimatsbezeichnung zusammengesetzten Namen bezeichnen; doch sind auch unter den eigentlichen Spitznamen manche zu finden, die sich von ihrem ursprünglichen Träger auf dessen Nachkommen vererbt haben; siehe S. 178 ff.

Zur Gruppe der oben angeführten Namen darf man wohl auch den Namen Willms rechnen, der sich offenbar von einem Vorfahren dieser Familie Namens Wilhelm herschreibt; auch Läjerds gehört wohl hierher (= Leonhard?), ebenso de Läiser, was offenbar nichts anderes ist als der jüdische Vorname Eleasar oder Eliefer [1]).

Von Frauennamen [2]) kann ich nur zwei entsprechende anführen, von denen jedoch der eine ebenfalls bereits einen Zusatz hat: die Rósînè (die Dorfschöne, zugleich wegen ihrer Ungeniertheit und Durchtriebenheit bekannt und berühmt) und die Christianewäse (= Base Chr.), eine alte sehr beliebte Frau. Denn der andere Frauenname Ottilie, den ich noch kenne — so vornehme Taufnamen fallen in einem kleinen Ort gleich auf — kommt nur in dem Namen für die ganze Familie dessen vor, der mit dieser Ottilie verheiratet war. Diese ganze Familie nennt man Ottlersch oder mit ganz merkwürdiger Entstellung auch Ôudelsches und verkürzt Ôulches; vgl. Bernerds.

Allen bisher genannten Bezeichnungen lag ein einfacher Taufname zugrunde. Ein doppelter Vorname dagegen liegt vor in folgenden Benennungen: Dumsdirrerchs (= Thomas Dieterich), Handirrerch (= Johannes Diet.), Handums (= Johannes Thomas), Hanläjerds [3]), Hanmichels (= Joh. Michael, bereits zwei Generationen alt), Hannickel (= Joh. Nikolaus), Hanpäirersch (= Peter), Hanphelipps (= Joh. Philipp), Hanshennerch (= Joh. Heinrich), Hanõr(e)m (Joh. Adam), Kunrõdsdirrerchs, Eimerie (= Eva Marie), Liesegräit (= Liese Grete; so heißt die Dorfamme). Diese doppelten Taufnamen sind von den später behandelten, eben-

[1]) Vgl. Heintze S. 12. Zwei Handelsjuden, die immer nach Semd kamen, hießen de Mõuschel (= Moses) und de Jõusel (= Joseph?)

[2]) Bertsche führt S. 217 d'Hariett (= Henriette, eine Witwe) an.

[3]) Siehe oben.

falls aus zwei Namen zusammengesetzten Bezeichnungen scharf zu unterscheiden; siehe unten S. 171 f.

2. Neben diesen Taufnamen, die nur als Familiennamen verwendet sind, sind wirkliche Geschlechtsnamen[1]) in Gebrauch zur Bezeichnung eines neuen Geschlechts, in dem der Familienname der Schwiegereltern[2]) sich forterbt[3]). Zu diesen gehören die Namen Feicks (schon der Urgroßvater mütterlicherseits hieß Feick, die jetzige Familie heißt Sorg) und 's Friese (Schwiegervater Fries). So ist auch wohl der Name Beckes zu erklären, der sich dann bereits von den Großschwiegereltern herschreiben müßte. Sonst findet sich diese Namenbezeichnung nicht mehr[4]), da Haus und Wirtschaft stets an den Sohn übergeht und Einheirat in ein fremdes Haus viel seltener vorkommt[5]). In den drei angegebenen Fällen war es freilich so. Sonst wären auch diese Familiennamen nicht im mündlichen Gebrauch; denn daß die Familie des Sohnes mit dem Vatersnamen benannt wird, dafür gibt es meines Wissens nur ein einziges Beispiel[6]): Lengfeldersch, wie die Familie eines Wirtes — er selber natürlich mit eingeschlossen — bezeichnet wird, dessen Vater Lengfelder hieß und ebenfalls schon als Wirt in diesem Hause wohnte. Offenbar hat hier die Wichtigkeit des Wirtshauses zur Erhaltung des wirklichen Geschlechtsnamens seines Besitzers beigetragen.

3. Größer ist wieder die Zahl der Berufsbezeichnungen[7]), wenn auch lange nicht so groß wie z. B. in Möhringen: ein kleines

---

[1]) Vgl. Bertsche S. 185 ff. Im Griechischen sind die meisten als Einzelnamen gebrauchten Gentilia dem Sinne nach Widmungsnamen; s. Fick-Bechtel Die griech. Personenn. S. 356.

[2]) nicht der der Eltern; siehe oben S. 166.

[3]) In einer Frankfurter Urkunde von 1318 wird ein Verkäufer bloß als Harplo genannt der Reynherrn Eidam aufgeführt; Kriegk S. 205. Dasselbe erwähnt Reichert aus den Breslauer Urkunden S. 60 und 150 ff. Siehe oben S. 166 f.

[4]) In Möhringen weist Bertsche S. 207 § 46 Nr. 8 einige wenige nach; im allgemeinen aber sind auch dort Geschlechtsnamen nicht im Gebrauch, selbst nicht die den einzelnen Familien wirklich zukommenden (vgl. Bertsche S. 184 ff.), nur ganz selten.

[5]) Dasselbe berichtet Bertsche aus Möhringen S. 207.

[6]) Vgl. oben Anmerk. 4 und S. 162.

[7]) Vgl. Bertsche S. 180 ff. Aus Düsseldorf nenne ich Namen wie Euler (= Töpfer), Priester, Propst, Rosenplanter (= pflanzer), Pielstücker (=Pfeilstecker), Ratmann (s. Mieck S. 107); aus dem Griechischen ähnliche: Κάρανος, Κοιρανος, Θεόπροπος, Διδασκαλώνδας u. a. (Fick S. 360); s. auch Vilmar D. Namen-

Dorf hat selbstverständlich weniger solche Bezeichnungen aufzuweisen, weil vor allem nicht viele Beamten darin wohnen. Allgemein üblich sind folgende, die allerdings meistens gerade eine Obrigkeit oder einen Diener des Staates oder des Dorfes kennzeichnen: de Borjemäster (entstanden aus: Voltz, der Bürgermeister), de Lihrer (= Lehrer), de Gemå̈nsrechner [1]), de Kercherechner (= Kirchenrechner), de Kerchediener, de Bolezeidiener, de Feldschitz, de Nůchtwächter, de Proffer (= Baumpfropfer), de Genshert, Saihert [2]), Schefer [3]), Strůssewa(r)t (= Straßenwärter), de Balwierer (= Barbier), lauter Namen für die, die wirklich diese Berufe ausübten oder ausüben. Auf ihre Nachkommen vererben sich diese Namen; so wird z. B. einer als Gemȏnsrechnersschursch (— Georg) bezeichnet.

Doch scheinen diese, ich möchte sagen, formellen Benennungen — denn obrigkeitliche Namen haben immer einen solchen Anstrich — dem Volksgeist zu widerstreben, wenigstens wendet man sie für Familien oder ein Glied einer solchen — abgesehen von dem, der wirklich jenes Amt innehatte oder -hat — nicht an [4]) mit Ausnahme von Borjemästersch [5]); offenbar wird der Bürgermeister als Ver-

büchl. S. 24. Vgl. ferner Heintze S. 29, der aus einer Baseler Urkunde von 1438 Hans des jebsmölers (= Gipsmüllers) dochtermann anführt; vgl. auch z. B. den Namen Lucas Cranachs, der auch Lucas der maler hieß, Heintze S. 30; siehe auch Heintze S. 39 ff.

[1]) Auf Rhodos gibt es den Namen Μάστωρ (= Quästor, also eigentlich ein Titel); s. Fick Die griech. Personennamen S. 423.

[2]) Vgl. ähnliche Namen bei Vilmar S. 29. Reichert führt a. a. O. S. 99—103 z. B. Schulmeister, Kirchindiener, Glockener, Wechtir, Swinsknecht, Hufschmid an; doch steht in Breslau vor diesen Namen stets ein Familienname oder Vorname. Vgl. auch den bei Sophokles vorkommenden Namen Σύαγρος, Fick S. 434.

[3]) So ist zweifellos auch der jetzt in Semd sehr häufige Familienname Lämmermann entstanden, den es übrigens auch in Nassau gibt; s. Kehrein Volksspr. u. = Sitte III S. 73); vgl. auch den Familiennamen Hirt(h), der überall verbreitet ist, und den griechischen Ποίμανδρος, Fick S. 236. Mit -mann werden ja verschiedene solcher Berufsnamen gebildet, z. B. Fleischmann (griech. Κρεώφυλος Grasberger Ortsnamen S. 334), Salzmann, Eyermann (Tobler S. 85), Målmann (= der zur Gerichtsverhandlung gehörende Freie, Kehrein III S. 77).

[4]) So bezieht sich z. B. der Ausdruck „ich wȯr beim Lihrer" nur auf diesen selber; vgl. Bertsche, der S. 181 von einem Namen Ähnliches berichtet.

[5]) Im Griech. ist der entsprechende Name Ἀγοράναξ oder Ἀγόρανδρος wirklicher Eigenname, Personenname geworden, Fick S. 43; vgl. auch den Namen Πρύτανις Fick S. 360.

treter der Gemeinde vertraulich gefühlt. Man sagt außerdem höchstens noch: **Schitze, Saiherts.**

Dagegen werden zur Bezeichnung der Familien noch folgende der Beschäftigung entlehnte Namen als vererbt gebraucht: **Bairischs** (ein Wirt, der bairisches Bier ausschenkt)[1]), **Kutschersch**, ein Name, der zwar gegenwärtig für eine Einzelperson nicht mehr im Gebrauch ist; ich sage, nicht mehr, denn ohne Zweifel benannte man so früher einen einzelnen, nämlich den, der als erster Kutscher in Semd auftrat, oder richtiger der, nachdem er als Kutscher — schon das war etwas Auffallendes für die Dorfbewohner — in München ein gute Stellung gefunden hatte, wieder in seine Heimat zurückgekehrt war. Ähnlich ist es mit **Plischmachersch**; wahrscheinlich war der Schwiegervater oder ein anderer Vorfahre Plüschmacher; denn weder der alte noch der junge Löffler (so heißt die heutige Familie) betreiben dieses Geschäft. Sonst spricht man höchstens noch von **dem Schmid**, vielleicht, weil er lange Zeit der einzige war, doch sehr selten; meistens treten, wie natürlich, da sofort andere unterscheidende Beinamen (Vornamen oder Familiennamen) hinzu, bei den Bäckern und Wirten ganz besonders.

Das sind die drei Arten von einfachen Personenbezeichnungen, die sich in Semd unterscheiden lassen[2]).

B. Zusammengesetzte Namen.

Die einfachen Namen sind nicht die häufigsten, sondern viel wichtiger und viel größer ist die Anzahl der zusammengesetzten Namen[3]). Diese können entweder durch Verbindung zweier der eben behandelten einfachen Namen, d. h. zweier einfacher oder doppelter Taufnamen entstanden sein oder durch Verbindung eines solchen einfachen Namens mit einem ganz neuen Bestimmungswort.

1. Aus einfachen Namen zusammengesetzte Benennungen.

Da nun für jene einfachen Namen wieder die verschiedenste und mannigfaltigste Verbindung möglich war, so gibt es hier

---

[1]) Vielleicht hat die S. 177 gegebene Erklärung noch mehr Wahrscheinlichkeit für sich.

[2]) Wie auch in Möhringen, s. Bertsche S. 176—186.

[3]) Vgl. die „zusammengesetzten Rufnamen“ bei Bertsche S. 186 ff.

folgende neun Arten[1]) von zusammengesetzten Namen, die sich aus dem folgenden Grundschema[2]) ableiten lassen:

Vor- oder Berufs- oder Geschlechtsname + Vorname
" " " " " + Berufsname
" " " " " + Geschlechtsname.

a) Vorname + Vorname.

Von diesen Verbindungen ist gleich die erste, Vorname + Vorname, nämlich Vorname des Vaters oder Großvaters + eigener Vorname[3]), in Semd sehr häufig. Hierher gehören: Bernerdsschursch (= Georg, der Sohn eines Bernhard), Bernerdshanse (ebenso), Dordelies (= Liese, die Tochter einer Dorothea), Franzeschurch, Henseschurch (Hens = Johannes, s. oben S. 166 mit Anm. 8) — dieser Name ist bereits drei Generationen alt und erbt sich immer weiter; jeder Georg aus dieser Familie wird als Henseschursch bezeichnet, auch für alle Zukunft —, Janhanse (= Johannes, der Sohn eines Johannes), Kallcheskall (= Karl), Luiskätt (Käthe, die Tochter des Louis), Lutzehanse (Ludwig hieß der Großvater des Joh.), Õudelschesschorsch (die Großmutter des Georg Zacheiß hieß Ottilie = Õudelsche, s. oben S. 167), Päirerchespäirer (= Peter, der Sohn des Peter), Sannelies (= Susanne —), und wohl[4]) auch Willmshannes, -hennerch, -lene zwei Söhne und eine Tochter eines Wilhelm). All' das sind Bezeichnungen, die sich aus zwei einfachen Taufnamen, dem des

[1]) Wie Bertsche S. 186 § 13 zu 12 kommt, verstehe ich nicht.

[2]) Vgl. die klare und übersichtliche Zusammenstellung bei Bertsche S. 186, § 13. „Diese Verbindungen kommen (in Möhr.) alle vor mit Ausnahme der letzten Verbindung Geschlechtsname + Geschlechtsname."

[3]) Vgl. dazu Bertsche S. 187/8. Die umgekehrte Reihenfolge findet sich schon sehr früh in Bezeichnungen wie Sigfrid Sigmundes sun (Heintze S. 30), wo der Sohnesname, der eigene Taufname, vor dem Vatersnamen steht; vgl. auch die Namen Joh. et Heinric. dicti Walthers aus einer Todtnauer Urkunde von 1288 Socin S. 582b. Genau dieselbe Namengebung ist „auf vielen friesischen Inseln noch heute im Gebrauch." Z. B. Großvater Eke Lübs, der Sohn Siade heißt Siade Eks, der Enkel Lübbe heißt Lübbe Siads oder Eke Lübbe Siads; s. Heintze S. 29 Anm. 1 aus Allmers Marschenbuch S. 140 f. Die Fortsetzung dieser genetivischen Bildung, die ursprünglich bloß die Herkunft des Sohnes bezeichnete, finden wir in Semd in Bezeichnungen wie Bernerds, Luis usw., das Bernhards, Loui's Haus bedeutet. Und so konnten die Familiennamen auf —s (Peters, Wilhelms usw.) entstehen; vgl. Vilmar S. 8, Heintze S. 35.

[4]) s. oben S. 167.

Vaters oder Großvaters und dem, der der Person selber angehört, zusammensetzen.

Ein doppelter Taufname tritt an erster oder zweiter Stelle (oder an beiden) auf in folgenden Bezeichnungen: Sanne-ammerie (= Annamarie), Handums-adam, -michel, -ammerie, Hanmichelsbalser (= Balthasar), — kätt[1]). Alle diese Bezeichnungen sind zwei Generationen alt. Besonders interessant ist die Bezeichnung Jörgdirrerchs-balser: einer mit dem Vornamen Balthaser hatte die Enkelin eines Georg Dietrich (doppelter Vorname) geheiratet. In der „Ellipse", wie Reichert a. a. O. S. 61 sagt, ist hier nicht Sohn oder Schwiegersohn zu ergänzen, sondern der Name stammt vom Vater des Schwiegervaters her, ein ganz seltener Fall[2]).

Bloß noch eine weitere Stufe in dieser Entwicklung, die sich aber in Möhringen z. B. nicht findet, stellen dar die Namen: Hanmichels-balsersch-gräit, H.-b.-lies, H.-b.-michel; Hanmichels-balsersch-ammerie, H.-b.-hanõr(e)m, alles Kinder oder Enkelkinder des Hauses Hanmichels-balsersch. In diesen Namen kommt die dritte Generation zum Ausdruck; der drei Namen aber, aus denen sich die Bezeichnungen zusammensetzen, ist man sich dabei gar nicht mehr bewußt.

b) Berufsname + Vorname.

Die zweite mögliche Art der Zusammensetzung ist die, daß Berufsname (Name des Gewerbes, der Beschäftigung) + Vorname sich miteinander verbinden[3]). Hierher gehören: de Bäckersch-kunro̊d (Musikant Konrad Menges; sein Vater war Bäcker); dieser Name hat seine Fortsetzung erfahren in den Namen der zwei Söhne und einer Tochter — damit also bereits wieder dritte Generation! — Bäckerschkunro̊ds-Hannickel (= Johann Nikolaus, doppelter Taufname), Bäckerschkunro̊ds-Krischdof (= Christoph) und Bäckersch-kunro̊ds-gräitche (= Gretchen)[4]). Ferner: Borjemästersch-nette (= Johannette), die Buddersanne (= Susanne, die mit Butter handelte), Duffritze (= Tuchfritze, der Mann war Tuchmacher), Gasjōkobs (= Gaisjakob, Hirt) Häiwehanse (handelten mit flüssiger

[1]) Vgl. auch den Hungener Namen Pirrerkonrads-Hennrich (= Peter-konrads-heinrich) Hess. Blätt. f. Volksk. I 137.

[2]) Reichert bringt S. 60/3 aus Breslauer Urkunden einige Belege dafür bei.

[3]) Vgl. Bertsche S. 190 ff. und 198 ff., jedoch auch schon S. 174.

[4]) Dieselbe Bildung, Vatersname + Vorname, wie z. B. oben Luiskätt S. 171.

Hefe)[1]), s'Kīeka(r)lche (ein kleines Männchen, das mit Kienholz handelte), Krämerbalsersch (war Krämer), Kutscherhanse, de Plästererschmichel (Vater wie Sohn Michel selber waren Pflästerer), die Scheferäib (äib = Eva), Scheferhanmichels (offenbar Nachkommen eines Schäfers), Scholzehanse, auch Scholzenickles genannt (wahrscheinlich ist ein Vorfahre Dorfschulze gewesen), Scholzekunrōdsdirrerch (dritte Generation wie oben!,) Schreinerhenches (doch wohl aus — Henne(r)ch(e)s entstanden)[2]), Schusterhanse[3]), de Weissbennerschhannes, — schorsch, Söhne eines Weißbinders, die selber wieder Weißbinder waren[4]).

c) Geschlechtsname + Vorname.

Ziemlich eng ist auch noch die Verbindung von Geschlechtsname + Vorname[5]), wo durch die Nachstellung des Vornamens immerhin ein gewisser Ton von Vertraulichkeit erzeugt wird. Zu dieser Gruppe zählen: Admes-deīls (= Eidmanns Daniel), ein Name, der von Daniel Eidmann sich auf seinen Schwiegersohn Georg Vogel und dessen Familie vererbt hat; Feicksschorsch = Georg Sorg, der Schwiegersohn eines Schmiedes Feick. Hier sind also die eigenen Namen gänzlich verloren gegangen dadurch, daß die Namen der Schwiegerväter einfach übernommen wurden und im ersten Falle sogar auch der Vorname des Schwiegervaters beibehalten wurde. Es ist wohl richtig, wenn Reichert a. a. O. S. 60 und 151/2 diesen Vorgang damit begründet, daß in beiden Fällen die Familie der Frau sehr bekannt war, viel bekannter — wohl weil begüterter und größer — als die des Mannes[6]).

Weiter gehören hierher: Himmelhennerchs (Himmel = Verkürzung aus Himmelheber)[7]), Kaulsliesje (= — lieschen), Koch-

[1]) Vilmar führt S. 17 den ähnlichen Namen Oelenheinz an, auch Schmitthenner; bei Rosegger wird in der „Ehestandspredigt" ein Hendl (= Hühner) -Heinl genannt.

[2]) In der Aussprache fällt es beinahe mit der Form Hennjes (Umlaut von Hanjes, Hannes) zusammen, die Vilmar S. 10 erwähnt.

[3]) In meinem Geburtsort Babenhausen findet sich ebenso Schusterpäirer.

[4]) Vgl. auch Namen wie 'sDreherphilippche aus Hungen (Hess. Bl. f. Volksk. I 137), de Wurschtkarl und da Mehltani, da Schandarmfranz in Karlsbad (Hofmann S. 85 b); ferner die Anzengruber'schen Namen Steinklopferhans, Wurzelsepp.

[5]) Vgl. Bertsche S. 192 ff. Aus Roseggers „Ehestandspredigt" führe ich an den Lentnerfranz, Weber-Martin, Strobel-Hies.

[6]) Vgl. auch Reichert S. 65.

[7]) Der Name bedeutet nach Vilmar S. 34 „ebenso wie Himmelseher

hanse, Kenigshannickel, Lefflerschdeil, Matthesefritze, — hanse, Mausehennerch, Walteroüdel (= Ottilie Walter)[1]). Noch ein Name ist dann zu nennen, merkwürdig, weil in ihm dem vorangestellten Geschlechtsnamen noch der Vorname des Vaters vorangesetzt ist: de Danólehannes = Hannes, der Sohn des Daniel Ohl.

d) Vorname + Berufsname[2]),

die Umkehrung von b), erscheinen seltener verbunden. Bekannt sind mir bloß folgende Beispiele: de Hanphelippsbäcker (= Joh. Philipp); mit Hennerchschneirersch wird eine ganze Familie und dieses Geschlechtshaus bezeichnet, dagegen ein einzelnes Glied daraus z. B. mit Hennerchschneirersch-michel; schließlich de Sanneschuster[3]), dessen Großmutter Susanne hieß. Der Ton ruht in diesen Namen auf dem Vornamen[4]), in Hennerchschneirerschmichel natürlich auch auf dem letzten Teil.

e) Zwei Berufsnamen.

Für die Gattung Berufsname + Berufsname[5]) kann ich nur ein Beispiel anführen, de Weissbennerschschneirer, Bezeichnung für den Sohn eines Weißbinders Müller, der Schneider war (also auch hier wieder die nächste Generation!).

f) Geschlechtsname + Berufsname.

Dagegen finden sich wieder häufiger Geschlechtsname + Berufsname[6]). Hierher gehören: de Feicksbäcker — so

---

einen Mönch von den strengeren Observanzen, nachher auch einen Selbstkasteier und frommtuenden Augenverdreher"; ursprünglich war der Name also Spitzname, wird aber durchaus nicht mehr so aufgefaßt.

[1]) Kriegk führt aus einer Frankfurt. Urkunde von 1349 einen Engil Heinrich, Engeln Sohn an.

[2]) Vgl. Bertsche S. 195, Nr. 1, z. B. Nanzeschnider. Als ähnliche Verbindung führt Heintze S. 39, Anm. 1, aus Fr. Reuters Reise nach Belligen die Bezeichnung Heindrich Paster an (für den Pastorensohn), die Bertsche merkwürdigerweise unter Abteilung b gestellt hat. Vgl. die Züricher Namen Gottlieb Pfarrer und Marie Wächter (Tochter des Dorfwächters) bei Tobler S. 66.

[3]) Hier ist also ein Frauenvorname + Berufsname verbunden; die umgekehrte Bildung tritt in Möhringen dreimal auf, z. B. 's Zieglerammereile Bertsche S. 214, § 59, 2.

[4]) Darauf macht auch Schacht, Herold XLI S. 151, Sp. 2, aufmerksam, der dort eine entsprechende Bezeichnung eines Johann Schneider für den Schneider Joh. Schlüter anführt.

[5]) Vgl. Bertsche § 30, 2 S. 195.

[6]) Für Möhringen vgl. z. B. den Namen Kocheglaser, Bertsche S. 195, 3.

wird der Bäcker G. Sorg, der Schwiegersohn des Feick, genannt —, de Håsemüller (ein Müller namens Haas), Kocheschneirersch (= Koch, der Schneider), Mattheseschneirersch, Ohleschneirersch (= ein Schneider, der die Tochter eines Ohl zur Frau hatte und im Hause seines Schwiegervaters Ohl wohnte).

g) Vorname + Geschlechtsname.

Für die Verbindung Vorname + Geschlechtsname, die Umkehrung von c), diese „farbloseste und prosaischste Benennungsweise", wie Bertsche S. 192 mit Recht sagt, gibt es in Semd nur ein einziges Beispiel[1]), nämlich Balsermause (= Balthasar Maus). Diese papierene amtliche Namengebung widerstrebt dem Volksgeist, der die einzelnen Menschen einander vertrauter zu machen sucht[2]).

h) Berufsname + Geschlechtsname.

Ebenso kommt die Zusammensetzung aus Berufs- + Geschlechtsname nur selten vor[3]). Man sagt höchstens Schôul-lehrer Schmidts, Schmied(e)beckes[4]).

Gar nicht vertreten ist in Semd die Verbindung zweier Geschlechtsnamen, womit gleichfalls der Gebrauch in Möhringen stimmt[5]).

2. Einfache Namen mit einem neuen Bestimmungswort.

Einige Namen bleiben noch übrig, die einerseits noch keine Spitznamen sind, andererseits aber auch nicht mit den bisher behandelten Namen auf eine Stufe gestellt werden können, da sie nicht wie diese aus einfachen Namen zusammengesetzt sind, sondern an Stelle oder neben dem als Bestimmungswort fungierenden Einzelnamen ein ganz andersartiges Bestimmungswort haben[6]).

In Roseggers Ehestandspredigt wird ein Trentnerschuster genannt; aus Schönherrs Glaube und Heimat ist der Englbauer bekannt.

[1]) Aus Möhringen bringt Bertsche S. 202 einige wenige bei.

[2]) Vgl. oben S. 162. Für Möhringen vgl. Bertsche S. 161 u. 192.

[3]) So auch in Möhringen. Vgl. Bertsche S. 199 f. und dazu § 37 S. 201. Aus meinem Geburtsort Babenhausen kenne ich den Mehlwilland (= Bäcker Willand); vgl. den in Schönherrs Glaube und Heimat vorkommenden Namen Kesselflicker-Wolf.

[4]) falls meine Annahme für diesen Namen (S. 168) richtig ist. — Vgl. auch die Namen Blutschulze für einen Physiologen, Graupenschulze für einen Kaufmann und Theaterschulze bei Heintze S. 43 Anm. 1.

[5]) Vgl. oben S. 171 Anm. 2.

[6]) Vgl. Bertsche S. 194 f.

a) Als Bestimmungswort dient die Wohnung.

Meistens deutet dieses neue Bestimmungswort auf die Wohnung hin, die ja, wenn jemand an einem besonders bemerkenswerten Punkte, z. B. an einer Ecke, wohnt natürlich leicht ein unterscheidendes Merkmal abgeben kann. Derartige Namen gibt es in Semd viele [1]).

α) Wohnung + Vorname.

Wohnung und Vorname sind verbunden in Bechjäije (Bach-Jörg), Heckejäije [2]) — davon Heckejäijehennerch —, Eckwill(e)ms, G̊artehanse. Auch 's Bĕchĕnènnĕrchĕ gehört wohl hierher, da doch der zweite Bestandteil offenbar nichts anderes ist als Hennerch (Heinrich) [3]).

β) Wohnung + Berufsname.

Wohnung + Berufsname [4]) erscheinen in: de Bergschneirer [5]), de Bornschuster [6]), Eckbauersch, Grēwescholze (wohnen in der Grēwe (= Grafen-)Gasse), de Kronewirt, Besitzer des Wirtshauses „zur Krone" [7]).

γ) Wohnung + Geschlechtsname.

Wohnung + Geschlechtsname [8]) treffen wir an in den Namen der Familien: Backesschneirersch (diese wohnten dem

[1]) Vgl. die Beispiele Bertsches S. 194 f. und 202 f. aus Möhringen. Hunsinger teilt aus Hungen den Namen Erbsengässer Karl mit, Hess. Bl. f. Volksk. I 137.

[2]) Hiervon weitergebildet mit noch ausführlicherer Angabe der Wohnungsgegend ist Heckebuschs, wo der Personenname ganz verschwunden ist. Vgl. die Namen Dietericus dictus Burgtor und Heinricus Cornmarckit aus Urkund. d. 13. Jahrh. bei Kehrein III S. 115. Siehe auch Heintze S. 54, Adamek Unsere österreich. Schülernamen S. 72 und Tobler-M. S. 130 ff., bei Vilmar z. B. die Namen Wiesjahn (= Johann) S. 10 und Möhlheinrich S. 17. Vgl. den Düsseldorfer Namen Weyermann Mieck S. 109. Solche Bezeichnungen sind überall beliebt; Kriegk weist S. 208 einige in Regensburg nach, Hofmann ähnliche S. 87 b in Karlsbad. Ferner sind hierher wohl die griechischen Namen Κᾶπος (d. i. Κῆπος Garten), Καπίων und andere Abänderungen zu ziehen; siehe diese Namen bei Fick Griech. Personennamen S. 161.

[3]) Vielleicht hat dieser Name etwas von Spott in sich.

[4]) Vgl. z. B. de Bachwanger bei Bertsche S. 194.

[5]) Alle, die dort oben in dieser Gegend „auf dem Berg" wohnen, nennt man die „Berglait" (= Bergleute).

[6]) Vgl. Johannes bey dem borne 1389, Burnmann 1383 in Breslau, Reichert S. 70.

[7]) Vgl. de Sonnemann (= Sonnewirt) bei Bertsche S. 260.

[8]) In Möhringen bloß zwei Beispiele: de Obergassbeller und de

Backes = Backhaus gegenüber), Hallkoche (am Eingang des Hauses war eine große Halle) und Hôulschmidts (diese wohnten in einer höhlenartigen Ecke).

b) Als Bestimmungswort dient die Gestalt.

Mitunter ist das Bestimmungswort auch von der Gestalt hergenommen[1]), so in: de Klähannes, davon wieder abgeleitet Namen für seine Söhne Klähansejörg, — bäcker, de Kleinschmid (war Schmied), Gegensatz dazu de Dickschmid, dessen Urgroßvater Schmied und dessen Großvater dick war (für ihn selber trifft beides nicht zu!); de Langhannes[2]), Langhanse[3]), Langschustersch.

c) Als Bestimmungswort dient die Heimat.

Schließlich spielt die Heimat eine Rolle in: Bairischs (die Frau des Wirtes Mich. Sorg stammt aus Baiern[4]), de Est-

Ba[n]hofbeller Bertsche § 42 S. 203. Aus Breslau gehört hierher wohl der Placzbecker (Reichert S. 140), wenigstens ist der zweite Bestandteil nach Reich. S. 139 Zuname, der erste aber bedeutet wohl Platz (?).

[1]) Vgl. hierzu Bertsche § 43 S. 203 f.

[2]) Der Name enthält durchaus nichts Beißendes, wenn auch ein um 1800 berüchtigter Gauner diesen Namen trug, Birlinger bei Bertsche S. 180 Anm. 3. Dagegen darf vielleicht Balserdick bereits zu den Spitznamen gezählt werden; s. unten S. 179.

[3]) Im Mittelalter kommen ebenfalls solche Bezeichnungen vor, z. B. Grosscůnrat, Grossheini, Cleinheini (Socin S. 452), wo allerdings „groß" und „klein" das Alter bezeichnen. Dieses selbst ist eingesetzt in Bezeichnungen wie de alt, de jung (s. oben S. 163), die heute vielfach — besonders Jung — zu selbständigen Namen geworden sind. Für die alte Zeit, wo z. B. ein Jungmann, Aldmann (griech. Γεράνωρ Fick S. 85) vorkommt — dieser Name schon im 8. Jahrh. s. Adamek S. 23 —, verweise ich auf Vilmar, der S. 7 u. 10 viele dergleichen aufzählt. Dagegen darf wohl der Familienname Grossjohann, den Kriegk S. 202 bereits im 14. Jahrh. in Frankfurt nachweist, ebenso wie Grosshenn u. Kleinhenn, als Hinweis auf die Gestalt gehen. Ganz sicher ist das bei den Namen Langejane, Langeditherich, Grosspeter, Groshan aus Breslauer Urkunden bei Reichert S. 134/5, der sie allerdings dort zu den „Übernamen" rechnet, ebenso bei Langheinrich Heintze S. 149 b, Grossmann, Luzzilmann, dem griechischen Σμῖκρος u. anderen derartigen Namen, die gerade für die kleinen Leute im Griech. besonders zahlreich sind, s. Bechtel Griech. Personenn. aus Spitznamen S. 9 = Fick S. 33. Aus dem Lateinischen nenne ich Longus, Paullus Heintze S. 11. Vgl. auch den holländischen Namen de Grote, wo der Artikel bis auf den heutigen Tag stehen geblieben ist, und den französischen Legrand Adamek S. 86; für das Alter vgl. den holl. Namen de Jonghe und den franz. Lejeune, Adamek ebda.

[4]) siehe jedoch auch oben S. 170.

reicher Ohl, de Praisse-Ohl[1]) (= Ohl, der Österreicher, und Ohl, der Preuße); die Frau des zuletzt genannten heißt kurz die Praisse-lies[2]). Eine andere nannte man die Franzoseoūdel = Ottilie, die Tochter einer mit einem französischen Soldaten verheirateten Semderin; aus derselben Familie stammt der Franzosewillem. Neuerdings ist noch der Name Klingergräit dazu gekommen, eine Frau mit dem Vornamen Grete, die aus dem Dorfe Nieder-Klingen im Odenwald stammt. Die ganze Familie wird auch kurz als Klingersch — also nur mit dem Heimatsnamen — bezeichnet.

Hierzu rechne ich auch diejenigen Namen, deren Träger längere Zeit auswärts gewesen sind, z. B. als Handwerker in der Fremde gearbeitet haben: de Amerikanerka(r)l[3]), de Schweizer; auch de Schwed ist wohl so zu erklären.

II. Spitznamen[4]).

Zwischen harmlosen, bloß zur Unterscheidung dienenden Benennungen und wirklichen Spitznamen ist oft eine scharfe Grenze überhaupt nicht zu ziehen. Ich habe darauf bereits früher hingewiesen[5]) und auch in einzelnen Fällen es zu betonen mehrfach Anlaß gehabt[6]). Freilich waren die bis jetzt besprochenen Namen fast durchweg harmloser Natur und werden — was das Wichtigste ist — von ihren Trägern in der Tat nicht übel genommen. Auf

[1]) Solche Bezeichnungen gibt es schon früh. In Breslau z. B. ist der Name Östreicher schon früh zum Familiennamen geworden. Im J. 1258 erscheint in einer Urkunde ein Böhm, Baur Hess. Urk. IV S. 18 des Personenregisters; in Gera ist mir derselbe Name in der Form Böhme als heutiger Familienname bekannt. Aus dem Griech. seien angeführt Αἰγύπτιος Fick S. 333, Ἠλεῖος S. 335, Γαλάτων S. 83.

[2]) Vgl. de Tirolerpeter bei Bertsche S. 210.

[3]) Vgl. Bertsche S. 210 f. Hierher ist auch der Name Bremerhanse zu rechnen für einen Schuster Hans, der lange in Bremen arbeitete; freilich kann er auch als Spitzname gelten, insofern sich jener — wie erzählt wird — geärgert haben soll, wenn die Leute an sein Fenster gelaufen kamen und „Bremen" hineinriefen; doch liegt in diesem Wort der Spott keineswegs von Anfang an. — Aus C. F. Meyers „Heiligem" erwähne ich noch den Namen des Erzählers der Geschichte, der wegen seiner vielen Reisen nach England ‚Hans der Engländer' genannt wird.

[4]) Vgl. dazu den Abschnitt „Schimpfnamen" bei Bertsche S. 217 ff. und die Fortsetzung davon S. 241 ff., desgleichen den Abschnitt „Übernamen" bei Reichert S. 111 ff.

[5]) S. oben S. 165.

[6]) Vgl. z. B. die Namen Gasjōkobs S. 172, Bechenennerche S. 176, Balserdick S. 177 Anm. 2, Bremerhanse S. 178 Anm. 3.

der Grenze stehen Namen wie Balserdick[1]), Balsermausedick, de Dickesheinrich, Dickesmichels[2]) und sein Sohn, de Dickesmichelshannes, Būchesdicker, de Bū(ches)schneirer, Būches am Born; hier scheint eigentlich nur noch der Name Bū|che (sprich: Bū(s)che) selber, wenn auch nur wenig, als Spitzname gefühlt zu werden[3]). Früher aber war er das jedenfalls einmal; denn der Name bedeutet einen kleinen, offenbar verzärtelten „Buben" [4]).

Während man also bei diesen Namen schwanken kann, wohin man sie rechnen soll, gehören andere ganz ähnliche Namen sicher zu der Klasse der Spitznamen.

A. Körperliche Eigenschaften.

a) Körperbau.

So ist Dickes ein richtiger Spitzname, dagegen vielleicht nicht mehr so ausschließlich de Jungdick für einen Nachkommen derselben Familie[6]), den man jetzt, nachdem er alt geworden, de Altjungdick (!) nennt zum Unterschied von seinem Sohn, der als Georg Hannes Dickes — Sohn bezeichnet wird. Auch de Dickesheinrich, die Dickeslies sind schon nicht mehr so schlimm, weil diese Nachkommen das Spitze und Scharfe der Bezeichnung nicht mehr so empfinden. Ganz anders ist das bei dem Namen Halbdick, der

[1]) Siehe oben S. 177 Anm. 2.

[2]) Vgl. Speckhans bei Vilmar S. 10, das sicher ein Spitzname ist, ebenso wie Castendick, Dickmann (Kehrein III S. 35 und 39). Vgl. Karl der Dicke, also schon 9. Jahrh., dem etwa die griech. Namen „aus der Kinderstube" Πάχης, Μάχης usw. (Fick S. 33), latein. Crassus entsprechen. Vgl. außerdem Γάστρων Bauch (Fick S. 83), das ähnlich wie Spitcebauch (a. 1299 s. Kehrein III S. 115) Eigenname ist, und Φύσκων, Beiname des Ptolemäus VII. (Grasberger Stichnam. S. 32 und 39), der schon im 6. Jahrh. in Korinth erscheint; s. Bechtel S. 4.

[3]) Anders scheint es mit dergleichen Namen in Möhringen zu sein; denn diese stehen bei Bertsche S. 219 ff. unter den Schimpfnamen, ebenso wie die dem Semder Namen Langhannes usw. (s. ob. S. 177) ähnlichen Namen.

[4]) Vgl. Bertsche S. 274 den Kinderspitznamen 'sBiable, „das seine Mutter verzärtelte und als großen Burschen noch ihr Büeble nannte", s. auch S. 264 § 106; ähnliche Bezeichnungen gibts schon früh, vgl. Socin S. 218, 423 b, 454 u. a. Vgl. auch den Gießener Familiennamen Männche.

[5]) In meiner Einteilung bin ich hauptsächlich Bechtel gefolgt (siehe die letzte Seite seiner Abhandlung), einiges habe ich aus Bertsches Übersicht S. 218 entnommen.

[6]) Der Spitzname verblaßt natürlich, je mehr Zeit vergangen ist seit dem Leben seines ursprünglichen Trägers.

heute noch eine starke Beleidigung bedeutet. Was er eigentlich für einen Ursprung hat, ist zweifelhaft. Ich erhielt zwar vom alten **Örem** zwei Erklärungen; nach der einen hat sich von zwei Söhnen der eine als Kind ganz dick satt gegessen an Obst, das er sich auf einem Baume gut schmecken ließ, der andere aber nur halb dick; nach der anderen Erklärung sollen die Leute von dem jungen Sohn im Vergleich zu seinem sehr dicken Vater gesagt haben, er sei nur halb so dick wie jener. Aber ich muß sagen, besonders Vertrauen erweckend scheint mir keine von beiden zu sein[1]). Einleuchtender ist mir noch eine dritte Erklärung, die ich sonstwo hörte: der jetzige als **Halbdick** bezeichnete Mann, der übrigens gar nicht dick ist, war früher in seiner Kleidung stets schlappig und nachlässig. So hatte er z. B. oft das eine Hosenbein in den Stiefel gesteckt, während das andere noch aufgeschürzt war. Daher heißt der Mann auch kurz heute **der Halb** = einer, der alles nur halb macht, und daneben Halbdick bloß deshalb, weil er eben der Sohn eines dicken Semders ist; die Dicke, die im Namen ausgedrückt ist, geht also lediglich auf seinen Vater, das „Halb" aber allein auf ihn selber und zwar nicht auf seine Gestalt, sondern sein Äußeres, auf seinen Anzug und seine Arbeitsweise.

Wie besondere Dicke im Körperbau, so kann auffallende Größe vor allem Anlaß zu einem Beinamen geben. So nennt man eine Familie **Grossrappe** zum Unterschied von der gleichnamigen anderen, die lauter kleine Mitglieder aufweist und daher als **Räppches** bezeichnet wird[2]). Eine ähnliche scherzhafte Verkleinerung ist der Name **'s Heylche**, womit auffallenderweise ein sehr großer Mann namens Heyl gemeint ist, und wohl auch **'s Mä́(r)dche** (= Martin). **Seppel** wird einer, der den Vornamen Jakob hat, genannt wegen seiner kleinen Gestalt; offenbar ist hier die Erinnerung an einen früheren Mann, der wirklich Joseph hieß, noch wach; denn Seppel ist natürlich Verkleinerung von Joseph.

Vergleiche spielen eine Rolle in mehreren Namen. **Wambold** war ursprünglich reiner Familienname, nämlich der Name einer adeligen Familie, aus der z. B. 1452 ein Angehöriger als kurpfälzischer Amtmann genannt wird. Weil nun die Wambold alle, so auch der letzte, um 1850 noch in Groß-Umstadt lebende, sehr dick waren, sagte man schließlich über jeden

[1]) Vgl. jedoch auch den Namen **Hallwachs, Halbwachs** (= halb erwachsen) bei Vilmar S. 38.

[2]) So ist auch wohl **Hamches** nur Verkleinerung von **Hamann**.

Mann, dessen körperliche Unform man verspotten wollte: dĕs is emöl e rechter Wambold (= das ist einmal ein r. W.). Mit Mā-stebbel, auch Mā-schnumbel[1]) ist ein kleiner in Aschaffenburg am Main arbeitender Bursche gemeint. Ferner liegen Vergleiche zu Grunde der geradezu poetischen Bezeichnung Germania für eine starke, umfangreiche Frau — dieselbe hieß auch Tulpe —, sowie den Namen Kadett für einen kleinen, netten, schmalen Menschen[2]) und de Benjamin oder Bä, wo jedoch vielleicht ein Zusammenhang mit einem Lieblingswort der Mutter besteht, womit diese ihren kleinen Sohn in überzärtlicher Liebe liebkoste[3]).

Von einem bestimmten Körperteil sind entlehnt die metonymisch gebrauchten Namen Knollebacke[4]), Schmarnbacke (einer, dem vom Pferd die Backe auseinandergeschlagen worden war, so daß stets eine Schmarre darauf sichtbar blieb), Speckhals[5]), wie einer aus Uz genannt wird wegen seiner überaus dürren Gestalt (!); zu dem letzten Namen bildet de Spitz einen gewissen Gegensatz, wenn auch hier gerade die Körperteile, die den Beinamen verursacht haben (wohl Gesicht und Kinn), in dem Namen überhaupt nicht zum Ausdruck kommen[6]). Sonst sind noch zu nennen 's Näsje, auch die Nōse genannt (Besitzer einer dicken Nase)[7]) und Schäppnōse.

---

[1]) schnumbel ist wohl aus schtumbe, Stummel (mhd. stumbel) = Stumpf (vgl. Baumstumpf) herzuleiten; vgl. Paul deutsches Wörterbuch S. 447 b unter Stummel. Siehe auch unten S. 182.

[2]) Umgekehrt geht Nudels wohl auf eine dicke Person; vgl. die Redensart: „die is so dick wie e Nudel, geht uff wie e Kräbbel" und das Kinderlied: „Spannenlanger Hansel, Nudeldicke Dirn." Vgl. denselben Spitznamen für ein kleines dickes Mädchen bei Bertsche S. 272.

[3]) Vgl. den Möhringer Spitznamen de Beebe bei Bertsche S. 248 § 97; siehe auch § 118, 2 S. 275.

[4]) Im Griech. gibt es bereits im 5. Jahrh. v. Chr. einen Γνάθων, Bechtel S. 29. Gegensatz dazu Czetirwange (schitter = dünn) bei Reichert S. 111.

[5]) Einen Hartwig Churzhals erwähnt aus einer mittelalterlichen Urkunde Heintze S. 50, außerdem einen Langhals, Schönhals S. 152 unter „Hals", Langohr S. 187 a; auf den Kopf gehen die Beinamen Grosskopf = lat. Capito Heintze S. 50, der dort sehr schön verschiedene entsprechende deutsche und lateinische Namen nebeneinander gestellt hat. Vgl. auch den griech. Namen Κεφάλων (= Dickkopf) und Φόξος (= Spitzkopf) bei Bechtel S. 21, Durrehoubith 1256 bei Kehrein III S. 115. Ganz Entsprechendes weist auch Reichert S. 111 aus Breslau nach; vgl. z. B. den Übernamen Breythawpt, der dort vollständig zum Familiennamen geworden ist.

[6]) Über eine andere Erklärung von Spitz siehe unten S. 198.

[7]) Vgl. den gleichen Beinamen im Mittelhochd. Socin S. 454, auch

Körperliche Gebrechen sind verspottet in den Namen Buckelmanns[1]), de Schälkoch (= scheel)[2]), Stumberts (ein Mann mit erbärmlichen, verstümmelten Händen und Füßen, der nur mit einem „Stumber" (vgl. Stummel oben!) von einer Hand und ebensolchen Füßen zur Welt gekommen war[3]). De Guschmann nannte man jemand, der eine Art Krebs am Munde (= la gouche) hatte[4]), ähnlich wie ein anderer, der stets Geschwüre (Schliere) auf den Backen hatte, de ölt Schlier genannt wurde.

Weniger bösartig ist der Name de Schnurrbört für einen Mann mit auffallend großem Schnurrbart[5]). Das eigentliche Haupthaar ist die Veranlassung zu einem entsprechenden Beinamen geworden[6])

---

im Baseler Urkundenbuch III S. 435 (S. 462 Zinke), der in Zürich und Umgegend als Familienname heimisch geworden ist; s. Tobler S. 154. Außerdem vgl. die zu Familiennamen gewordenen Breslauer Übernamen **Nosak, Noske, Breytnase** bei Reichert S. 111; bei demselben ähnliche Übernamen z. B. **Langore.**

[1]) Vgl. **Buckel** bei Tobler S. 154 und **Gottfried den Buckeligen,** auf den E. Kamp Histor. Spitznamen hinweist. Aus Breslau führt Reichert S. 134 an **Buckinde Cunczil,** aus dem Griechischen vgl. man Γυρίδας, was auf ein verwachsenes Rückgrat geht, und ähnlich bei Bechtel S. 31. Scheven führt aus dem Jahre 1281 den Kölner Spitznamen **Hermannus dictus Scheive** (= der Schiefe) an.

[2]) Vgl. den Spitznamen **Schele,** den Scheven a. a. O. S. 8, Sp. 1 aus dem Geschlecht der Vietinghoff von 1315—1513 fünfmal nachweist, ferner den Familiennamen Scheel in Düsseldorf (Mieck S. 108), den es in der Form **Scheele** früher auch in Babenhausen gab, **Schiel** (Adamek S. 88) in Österreich, und die griech. Namen Στράβαξ, Κάραβος (Bechtel S. 23), Μύλλος (Grasberger Ortsnamen S. 335) und den latein. **Paetus** (Heintze S. 11). Vgl. die Breslauer Übernamen **Blinde Hensil** bei Reichert S. 134, **der blinde Hering** (Zuname) ebendort S. 139.

[3]) Vgl. den Spitznamen **Krumfot** = Krummfuß, den ein Johann von Aldenhoven 1352 wegen seiner schiefen Beine erhielt; Scheven a. a. O. S. 8 Sp. 2.

[4]) Ähnlich wenigstens sind **Schnorr** oder **Schnurr** d. i. Schnauze (Kriegk aus Frankfurt), das schon 1357 vorkommende schweizerische **Mul** Tobler S. 154; vor allem weise ich auf die geschichtlichen Namen der Margarete Maultasch und des Boleslaw Schiefmaul hin, an die Kamp a. a. O. erinnert.

[5]) Vgl. **Spiczbart, Gēl-bart** in Breslau, Reichert S. 111; **Ziegenbart** 1410 für einen Grafen Solms, Scheven S. 8 Sp. 2.

[6]) Auch hierfür fehlt es nicht an ähnlichen Beispielen in anderen Gegenden: Bas. Urk. III 444 **Rot(mann)** — heutzutage ja häufig genug im Familiennamen Rot(h) —, ähnlich **Geelhaar** Heintze S. 142a, lat. **Flavius, Niger, Rufus** Heintze S. 11, griech. Πύρρος, Μέλας Grasberger Stichnamen S. 31; vgl. auch den griech. Namen Λεῦκος Bechtel S. 40, **Swarczhawpt, Gelhor,**

in folgenden Bezeichnungen: de Schimmel (ein Hellhaariger), de Rôutschuster, Rôures-kadel (offenbar = die rote Kathel, Katherl = Käthchen[1])), die auf die Haarfarbe der Mutter hindeuten. Äußerst humoristisch ist die Bezeichnung Maisbalser; so wird Balthasar Georg genannt wegen seines stellenweise ausgefallenen Haares, das aussieht, als ob es die Mäuse benagt hätten. Wer dächte von selbst an diese überraschende aber sicher bezeugte Erklärung?[2])

Die Schönheit scheint verherrlicht zu werden in den Namen 's Rēsje[3]) für ein junges, aufblühendes Mädchen, auch wohl in Tulpe[4]), was ich mir als Jugendnamen der Germania erkläre[5]). In Borschtebbelche (= Borstorfer Äpfelchen) soll wohl die rote, frische Farbe der Wangen, die geradezu zum Anbeißen einladen, ihren Ausdruck finden[6]). Ein anderer hieß 's Daibche, angeblich weil er so zart wie ein Täubchen war[7]).

b) Auftreten.

Größe und Auftreten mögen beigetragen haben zur Bildung der Namen Schlaggel, Hälebambel (Familienname Heyl), Gaïstecke. Der letzte Name ist allgemein die Bezeichnung für einen

---

Grolock Reichert S. 111; ferner siehe Kahle Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 16, S. 314 ff., der besonders Tiernamen nachweist.

[1]) Wenn auch die Form Kathe(r)l der Semder Mundart unbekannt ist; zu erklären wäre sie nur durch Übersiedelung einer schwäbisch-bairischen Familie nach Semd. Das Gegenstück zu diesem Namen wäre dann in dem mhd. Swartzchûnrat Socin S. 443 b zu finden. Vgl. auch die Breslauer Übernamen Brwnehannos, — nicze, Gel Michil, Swarcze Hensil bei Reichert S. 134.

[2]) Vgl. auch die Übernamen Schonhor, Dunnehor, Breithar bei Reichert S. 111.

[3]) Vgl. den griech. Namen Ῥοδόπη Fick S. 248. Bekannt ist der deutsche Familienname Rose, s. Vilmar S. 60.

[4]) Vgl. Λείριον = Lilie Fick S. 328, auch Ἀνθεμία (Μιλησία) = Blüte Fick S. 61 und den deutschen Familiennamen Blume oder Blum bei Adamek S. 26, der ihn aus einem Wirtshausschild erklären will gegen Heintze S. 114 a. Ein Bertoldus Lilje (ein Mann also!) erscheint schon 1215 Socin S. 428 a.

[5]) Siehe zu dem Namen oben S. 181.

[6]) Vgl. den Namen Appelschnut von O. Ernsts einem Töchterchen, außerdem noch die C. F. Meyers „Heiligem" entnommenen Bezeichnungen Prinzessin Sonne, offenbar mit Anspielung auf das fröhlich strahlende Gesicht der Frau, und Prinz Mondschein für einen bleichen Mann.

[7]) Siehe jedoch auch unten S. 199 die zweite Erklärung! Vgl. den ganz ähnlichen Kosenamen Spatz für den Sohn Christoph Rotts in Schönherrs Glaube u. Heimat.

langen, schwerfälligen Menschen; man sagt: e Kerl wie e Gaï-stecke (gaï = gehen, also: er geht so steif, wie ein Stock ist)[1]).

Bloß durch Merkwürdigkeiten im Auftreten oder äußere Bewegungen veranlaßt sind die Benennungen: Schäppkopp = einer, der den Kopf immer schief hielt; der Name Lazer wurde einem beigelegt, der in seinen überzwerchen Bewegungen und seiner steifen Gangart an den Groß-Umstädter Juden Lazarus erinnerte[2]); Línkēsē ist wohl Bezeichnung einer Linksdōtsch, wie man sonst auch zu sagen pflegt[3]). Ähnlich ist wohl auch de Renner aufzufassen für einen, der beim Gehen sehr rannte[4]).

2. Eigentümlichkeiten innerer Organe.

Wie man über äußere, körperliche Eigentümlichkeiten gern scherzt oder spottet, besonders gern über körperliche Gebrechen, so auch über innere organische Fehler, die sich zum Teil deutlich „äußern". Dahin gehören vor allem diejenigen Gebrechen, die bei der Rede zum Ausdruck kommen. Auf sie stürzte man sich von jeher besonders gern, weil diese Art, einen Menschen lächerlich zu machen, zu allen Zeiten als besonders anziehend erschien. In Semd finden sich dafür folgende Beispiele: 's Ensenannche, ein Mädchen, das statt „die Gäns" immer nur „die Ens" herausbrachte[5]); ein anderer, der statt „Rehbock" stets „Jäidock" sagte, wurde von seinen Mitschülern zeitlebens der Jäidock genannt; ferner de Habbot, der nicht Jakob sagen konnte; de Ittlu(t)sch, der einmal statt Mittelbuscherweg Ittlutscher Weg sagte; de Micher (statt Michel sagte er immer Micher); de Sins, der nicht ‚fünf' sagen konnte[6]). Hier

---

[1]) Man beachte den anschaulichen Vergleich!

[2]) Ein anderer Spitzname, de Bembes, bedeutet wohl dasselbe.

[3]) Aus der Schweiz führt Tobler S. 148 den Familiennamen Linke an, den ich in der Form Link u. Linker, Lyncker (auch in Mainz) kenne, ebenso Adamek S. 88 aus Niederösterreich Linke; vgl. den lat. Namen Scaevus u. Scaevola, den griech. Σχαῖος (= der Linkhändige) Bechtel S. 49 und Ἀριστερῖνος, den wenigstens Bechtel ebenfalls als den Mann versteht, der ἀριστερεύει = linkshändig ist; s. dessen Abhandlung Die Personennamen im 4. B. der Inscript. Gr. im Genethliakon 1910 S. 73.

[4]) Vgl. den nassauischen Namen de Springer Kehrein S. 100, den griech. Δράων Fick S. 103 u. Δρομοκλῆς S. 104, ebenso den Darmstädter Familiennamen Schnell, (auch in Niederösterreich Adam. S. 88) und die griech. Ἀλκίθοος und Πάνθους Fick S. 147.

[5]) Ähnlich, bloß mit Umkehrung der Glieder, ist wohl de Hansjustig (statt H. lustig) zu verstehen.

[6]) Vgl. bei Bertsche die Kinderspitznamen dieser Art S. 273 ff.; ähnliche Verspottungen sind ja allgemein; siehe z. B. auch Hofmann S. 86 b.

sind als Spitznamen also einfach die Entstellungen gewählt, die bestimmte Worte durch die mit einem Sprachfehler Behafteten erfuhren. Allgemein dagegen wird auf einen Sprachfehler hingewiesen in dem Beinamen Welschdirrerch[1]), für einen der beim Sprechen „gewelscht" hat[2]), überhaupt ein „welscher" Kerl war; kann sein daß er vielleicht auch nicht recht bei Verstand war.

B) Geistige Eigenschaften.

1. Verstand.

Deutlich verspottet wird eine Frau, die eine halbe Idiotin ist, in dem Spitznamen Gexegräit, dem Ausdruck für einen närrischen Menschen[3]). Sonst findet sich bloß noch der Name de Schlau, der wahrscheinlich einem verliehen wurde, der sich gerade nicht durch Schläue auszeichnete.

Jedoch gibt es auch ein paar Spitznamen, die durch gute Begabung veranlaßt wurden. So nannte man einen Klugen[4]) de Börtel[5]). Außerdem heißt einer de Bergparre(r), ein dicker Mann, der schon als Bub, wie seine Mutter und die Nachbarn sagten, „wie en Parre(r) redete"[6]); ein anderer ist de Bergborjemäster; beide wohnten auf dem „Berg" (s. o.). Das Gegenstück

[1]) Vgl. den Namen Kauderwelsch bei Vilmar S. 38, Berndt dictus Stottere aus dem Jahre 1266 bei Scheven S. 7 Sp. 2, Doderer (= Stotterer?) bei Kehrein S. 40; vgl. auch den Beinamen Friedrichs von Meißen „der Tutto, d. h. der Stammler hieß" Kamp a. a. O. und den griech. Βαμβαλίων (der Stammler), lat. Balbus Grasberger Ortsnam. S. 327, auch Βάταλος, den Beinamen des Demosthenes, über den freilich noch Streit herrscht, s. Grasberger Spitznam. S. 42 ff. und Bechtel, Die einstämm. männl. Personennam. S. 4.

[2]) Angeschlossen kann hier wohl der Name Pläitzerschmarie werden, den ich wenigstens herleite von der eigenartigen, etwas kreischenden, „pläxenden" Stimme, die diese Frau angeblich hatte. Eine genaue Erklärung konnte mir in Semd niemand geben. Jedoch hängt der Name wohl mit dem spätmhd. und nhd. belegten pletzer, platzer u. ähnl. (= Schwätzer) zusammen, worauf mich Herr Prof. Helm gütigst aufmerksam machte. Lügenhaftes Wesen, das man sonst z. B. in der Wetterau mit der Benennung Platz (Lügnerin; vgl. S. 210) geißelt, sagt man dieser Frau nicht nach.

[3]) Denselben Sinn scheint man in den einfachen Namen Grit (= Grăit) hineingelegt zu haben.

[4]) Vgl. den Düsseldorfer Spitznamen de Klug, Mieck S. 108.

[5]) Vgl. die ziemlich in ganz Deutschland verbreitete Redensart: der weiss, wo Bartel den Most holt, s. O. Weise a. a. O. S. 356. In Thüringen freilich versteht man unter B. etwas ganz anderes, nämlich einen schmutzigen Menschen, Weise ebda. S. 353. Der richtige Name des Semders ist mit der Zeit ganz vergessen worden.

[6]) In Klein-Umstadt bei Semd hieß Heinrich Pausch de Hennich-bauscheparre, weil er langsam und salbungsvoll wie ein Pfarrer sprach.

zu dem zuletzt genannten ist der Dālborjemäster. Ein anderer gescheiter Kerl, sozusagen die Rechte des Bürgermeisters, einer, der auch viel Politik trieb, jedenfalls die Dorfpolitik leitete, wurde mit dem Spitznamen Bismarck beehrt[1]). Major wurde einer genannt, der bei turnerischen Aufzügen stets den Tambour-Major abgab. Den Namen Kēnig führte ein alter ehrwürdiger, gescheiter Mann, der alle Jahre auf die „Kerb“ (= Kirchweih) den Schimmel, d. h. ein hölzernes, bewegliches Pferd ritt und zur Einleitung der ganzen Kerb eine großartige, feierliche Rede schwang, überhaupt kraft seiner Klugheit und Gewandtheit[2]) sich für solche Dinge vortrefflich eignete. Er war stets der Hauptmann und stellte wohl in diesem Spiel den König dar[3]). Von Kēnig abgeleitet ist der Name Kēnigsschuster; einer aus der Familie Vogel hatte jenen Beinamen Kēnig, sein Schwiegersohn N. Seibert war Schuster; also ist hier der Name auf den Schwiegersohn vererbt worden.

Ähnlichen Anlässen wie jener Beiname werden wohl auch andere Spitznamen, de Graf, de Kaiser entsprungen sein, wenn man auch heute von ihrem Ursprung nichts mehr weiß[4]). Schließlich darf man noch den neusten, erst voriges Jahr entstandenen Spitznamen Zeppelin hierher rechnen, womit man einen bedacht hat, der den ganzen Tag in größter Begeisterung nur von Zeppelin und seinen Luftschifffahrten erzählte, ja, der sogar selber plante, ein Luftschiff oder einen gewöhnlichen Flugapparat sich zu bauen.

2. Charakter.

Neben dem Verstand findet im Spitznamen der Charakter seine Bezeichnung.

---

[1]) Über den Namen Gäger (= Gagern?) vgl. unten S. 192 u. 193.

[2]) Deshalb könnte dieser Beiname auch zur vorhergehenden Gruppe gerechnet werden.

[3]) Mit dem Würzburger Koch namens König vom Odenwald, jenem Dichter, den Edw. Schröder a. a. O. bespricht, hat die Semder Bezeichnung also nicht das Geringste zu tun. Ebensowenig kann Kēnig als kuning, Verkleinerungsform von Kuno = Konrad erklärt oder mit dem Städtchen König im Odenwald als der etwaigen Heimat dieses Mannes in Zusammenhang gebracht werden; vgl. Schröder a. a. O. S. 24 f.

[4]) Ich beurteile wie Heintze S. 42 diese als „Übernamen, welche die betreffenden Persönlichkeiten in dem sie umgebenden Kreise führten“, nicht wie Adamek, der die meisten derartigen auf Wirtshausschilder zurückführen möchte; siehe auch Heintze S. 188 b unter König (1); vgl. ähnliche bei Bertsche S. 275 § 119. Schon 1299 erscheint ein Heilmannus der Kunic im Nassauischen Kehrein S. 117; vgl. auch Socin S. 425 b ff., wo der Name auch schon als Familienname häufig begegnet, ebenso wie Graf (S. 417) und Kaiser (S. 422 b).

a) Gemüt.

Auf das Gemüt gehen die Namen **Korrert** für einen, der wie ein **Korrert** (= Kater) kratzte und biß, **de Schmoller, de Schnellerts** (eine streitsüchtige Frau, die im Dorfe stets zu zanken pflegte[1])), **de Ulrich** für einen, der sehr böse war, und wie man mir ausdrücklich berichtete, mit Ulrich von Hutten verglichen wurde, doch ist das wohl ein ätiologischer Mythus; **de Wirgengel** (= Würgengel) ist einer, der alles umbrachte, wenn er zornig wurde[2]). Über den Beinamen **Kratzewaîner** (= -wagner; Träger war Wagner, Schmied) vermag ich nichts Bestimmtes zu sagen; vielleicht hat auch er mit den Nägeln gekratzt, wenn er zornig war.

b) Charakter im engern Sinn.

Auf den Charakter im eigentlichen Sinn wird angespielt in den Spitznamen: **Bleigert** für einen, der den Leuten stets nach dem Munde redete, es aber im Herzen immer anders meinte, als er sprach[3]); ferner in **de Fuhrer**; so soll ein Knecht wegen seines fahrlässigen Wesens (!) geheißen haben, von dem dann der Name auf einen anderen Menschen desselben Charakters übertragen wurde. Einen großen Prahlhans nannte man **de Prull**; so sagt man z. B. **de Bernerdsprull** oder — **kneidel** (s. S. 203 unten), auch **Frull**, wovon wieder der Spitzname **Eggefrull** abgeleitet ist für einen Eggenhändler, der ebenfalls stets mit seinem Reichtum prahlte. Schließlich gehört hierher der Beiname **Zehfuss** = Zähfuß für einen, der nicht gern Geld hergab[4]).

---

[1]) Vgl. auch den Beinamen Heinrich der Zänker und den griech. Frauennamen Μέμψις = Zankeisen bei Grasberger Stichnamen S. 38. Reichert bringt aus Breslau z. B. den Übernamen di bose Kethe S. 156 Anm. 1 bei.

[2]) Vielleicht aber ist der Name auch übertragen zu verstehen; denn der Besitzer dieses Spitznamens hatte die fallende Krankheit. Oder besteht ein Zusammenhang zwischen der Krankheit und dem Wutanfall? Vgl. auch die griech. Namen Ἄγριος für einen Jähzornigen bei Bechtel S. 58 und Σφοδροχλῆς = heftig, ungestüm bei Fick S. 257. Aus Gera kenne ich den Familiennamen Prausewetter.

[3]) Die Etymologie des Wortes ist mir rätselhaft.

[4]) Vgl. den Beinamen des macedon. Königs Antigonos Δώσων = der Versprecher, „weil er vieles versprach, aber selten gab" Grasberger Stichn. S. 34. Zweifelhaft sind mir die Namen **Bernerdsjudd**, womit jedoch vielleicht ein Bernhard wegen seiner Charakterähnlichkeit mit einem Juden belegt wurde — der Name begegnet als Familienbezeichnung außer in **Koûlejüdels** einmal selbständig als **Jüdels** —, und der Name **Spatze**, eine Familienbezeichnung, vererbter Name (wohl für einen frechen Menschen).

Die Tatsache eines sittlichen Gebrechens hat zur Verspottung Anlaß gegeben in den beiden Unnamen: die Bäschen, eine Frau, die uneheliche Kinder von einem französischen Soldaten namens Bache hatte [1]), und in der Bezeichnung Brigade- oder Saldŏdekätt für ein Mädchen, das sich immer mit den Soldaten zu schaffen machte und sich an jeden hing [2]).

C. Der Mensch als Glied der Gesellschaft.

1. Soziale Stellung.

Über die sozialen Verhältnisse einzelner Personen wird gescherzt und gespottet in den Namen: Hôufråt, einer, der über die Güter und Besitzungen mehrerer fürstlichen Höfe die Aufsicht zu führen hatte; sein Sohn, der nicht mehr dieses Amt hatte, sondern bloß seine eigenen Äcker und Güter bewirtschaftete, hieß der Hôufbauer (Hofbauer). Kornspatze [3]) oder Kellerratt [4]) ist der Name für einen sehr reichen Bauer, den man auch mit dem Beinamen Rôutschilddche beehrte [5]); ferner gehört hierher Geldschneirersch [6]).

Die Armut wird verspottet in folgenden Benennungen: Gickel, ein Bauer, der jährlich einen Gickel = Hahn als Abgabe bei der Pacht geben mußte; Kälerrer (= kein Leder!) oder 's Kahnche, ein Schuster, der nie Geld für Leder hatte (kā = kein) [7]); ein armer, kleiner Bauer, der sich keinen Wagen halten konnte, ist wohl gemeint mit Karnsbauer, wofür dann metonymisch einfach de Karn

---

[1]) Vgl. ähnliche Beispiele in Möhringen Bertsche § 105 S. 264 und den Spitznamen die Schmuhlsen für eine Frau, die mit einem Juden in unerlaubtem Verkehr gelebt hatte, bei O. Schulte diese Blätter IV S 143.

[2]) Als Seitenstück: Vrowinknecht, -diener, zwei Spitznamen, die in Breslau zu Familiennamen geworden sind; siehe Reichert S. 112.

[3]) Auf ähnliche Weise ist der alte Name Chorntahs zu erklären, der allerdings = Kornwucherer ist, also eine schlimme Bedeutung hat; s. Socin S. 424 a.

[4]) Dieser Name wurde ihm wohl mit Rücksicht auf die riesige Menge von Kartoffeln, die er alle Jahre im Keller hatte, beigelegt.

[5]) Die Gebrüder Rotschild in Frankfurt a/M. waren durch ihren großen Reichtum weitbekannt; es liegt also ein Vergleich zugrunde.

[6]) Daß schon im griech. Epos (bei Homer) etwas Ähnliches begegnet in dem Eigennamen Ἠετίων oder Πολυτίων = viel gebend, reich, darauf hat Grasberger Stichnamen S. 22. aufmerksam gemacht; vgl. auch Εὐηφένης = reich, bei Fick S. 138.

[7]) Ganz ähnlich ist der Name Kaltschmied Basel. Urkund. III 402, auch Druckenmüller, falls wenigstens der Name auf einen Müller geht, der kein Wasser in der Mühle hatte; s. Mieck S. 107.

(= Karren) gesagt werden kann [1]); seine Kinder heißen danach die **Karnsgräit, de Karnshanõ(r)em.** Aus einem ähnlichem Grunde wird die Familie eines Ludwig, der sich keine Pferde, sondern nur Kühe leisten konnte, als **Kihlutze** bezeichnet im Gegensatz zu **Gailslutze,** die mit Gäulen (= Pferden) auf ihre Äcker hinausfuhren.

Ärmere Berufe, die häufig etwas verächtlich erscheinen [2]), haben oft Anlaß zum Spott gegeben, aber mitunter auch solche, die durchaus einträglich sind und uns nicht im geringsten merkwürdig oder verächtlich vorkommen [3]); bei diesen muß man sich aber klarmachen, daß für die Bewohner Semds mit ihrem kleinen Gesichtskreis manches auffallend erschien und daher Stoff zum Spott bot. Das beweisen die Spitznamen: die **Bergwerkern** (eine Frau, deren Mann im Bergwerke arbeitete), **de Ferrermann** und seine Frau, die **Ferrermänndchĕsĕn,** ein Ehepaar, das sich durch den Verkauf von Gänsefedern sein Brot verdiente [4]); nachdem sich der Mann erhängt hatte, setzte die Frau dieses Maklergeschäft fort. **De Fudderisch** = Futtermeister [5]), **Gasjõkobs** [6]), **de Goldbäcker;** er buk sehr gute Wecke (= Brötchen), die gewissermaßen Gold wert waren im Vergleich zu denen anderer Bäcker. Ferner **de Hôsemetzger,** einer der von den Jägern die Hasen kaufte und schlachtete; **Kaberälches** (von Korporal), **Käizersch** (von **Kēz** = Kiepe, die der Träger des Namens, ein Händler, auf dem Buckel trug [7]), ähnlich **Kastemans** (der Vater handelte mit allerlei Trödelwaren, die er im Kasten auf dem Buckel

---

[1]) Oder hat sich der Bauer sonstwie lächerlich gemacht? Vielleicht ist in **Puhlkunrōd** ebenfalls ein Kleinbauer verspottet, er trug den Pfuhl im Zuber auf dem Arm fort. — Von sonstigen auf die Armut deutenden Benennungen erwähne ich den österreich. Spitznamen das Straßentrapperl aus Schönherrs Glaube und Heimat.

[2]) Besonders zahlreich sind in dieser Beziehung griechische Spitznamen, z. B. (Καλλίας) προβατοπώλης, βυρσοδέψης Grasberger Stichnam. S. 41 u. ä., Κυρηβίων (= Kleieverkäufer), θυροποιός Bechtel S. 71. „In späterer Zeit hat jeder Art von Erwerbstätigkeit ein Makel angehaftet" Bechtel ebenda.

[3]) Deshalb würden wir manche unter ihnen zu den auf S. 168 ff. (I A 3) und S. 172 f. (I B 1, b) aufgeführten Namen rechnen. Aber sie haben, wie mir ausdrücklich bezeugt wurde, alle den Charakter eines Spitznamens; deshalb habe ich sie hierher gesetzt.

[4]) In Semd blühte, wie auch noch heute, die Gänsezucht sehr.

[5]) Derselbe Spitzname, jedoch bloß als Beiname, findet sich in Breslau. **Futerer** = einer, der Futter verkauft oder der das Vieh füttert; s. Reichert S. 103.

[6]) Vgl. **Cujakob** und **Gänsmann** bei Kehrein S. 37 u. 49 und **Hefinheincze** (= ein Häfner Heinz) bei Reichert S. 139.

[7]) Vgl. den Namen **Kēzer** in Breslau bei Reichert S. 103.

hatte)[1]. Ein sehr reicher Bauer, der viele, viele Kartoffeläcker besitzt und alljährlich viele Zentner Kartoffeln nach auswärts, besonders nach Darmstadt, liefert hat den üblen Spitznamen Kartoffela(r)sch. De Klapperer wird ein Weber genannt (vom Klappern der Maschine), Kôulejidel ein Kohlenhändler[2]); Ökonom heißt einer, der die Landwirtschaftsschule besucht hat, die Räijeschermflickern eine arme Frau, die Regenschirme flickt; de Russehannes machte Russe = Backsteine[3]), de Sandmann grub Sand aus einer Grube, de Sardéllier (= Sardellenwirt) war Wirt, de Steckmacher machte im Wald Stöcke[4]). Auch bei dem Spitznamen Mango ist der Beruf im letzten Grunde die Ursache des Namens gewesen; denn damit bezeichnet man den Vertreter einer Hanauer Fahrradfabrik, die den gleichen Namen trägt (also metonymische Übertragung!). Ferner ist der Name des Frankfurter Warenhauses Schmoller verwandt worden zur Bezeichnung eines kleinen Semder Geschäfts-

---

[1]) Ähnlich sind **Buttersack**, **Erweizsack** (= Erbsensack) Vilmar S. 40; schon im 13. Jahr. **Crutsack**, 14. Jahrh. **Futtersack** bei Baur IV 517 b. Kehrein S. 116 nennt einen **Wikilmannus d. Crutsac** 1268; vgl. auch den alten Spitznamen der Kaufleute **Pfeffersack** bei Heintze S. 44. Vgl. ferner **Honigmann** u. a. bei Adamek S. 81 f., **Pechman** (= Besitzer einer Pechhütte), **Sacman** (= Plünderer, Räuber) bei Reichert S. 136.

[2]) Siehe S. 187 Anm. 4.

[3]) Hierher gehört wohl auch der Name **Eschemanns** (von Asche), der auch in der Form **Aschemann**, **Aschenbrenner**, **Eschenbrenner** Tobler S. 84 in den verschiedensten Gegenden als Familienname wiederkehrt; vgl. Vilmar S. 31. Es ist der Name für Seifensieder und solche, die in Glashüttenwerken arbeiten; siehe auch Heintze S. 41 u. Adamek S. 80.

[4]) Es scheint das der Beruf des Mannes gewesen zu sein. Daran anschließend erzählte mir Orem noch folgende Anekdote: Der Mann hatte zuerst lauter Mädchen; plötzlich bekam er einen Buben, von dem soll er sofort gesagt haben: „**des gitt emōl mein Steckmacher**". **Stocker** bedeutet auch in Österreich denjenigen, „von dem die Stöcke, die der Schlager stehen ließ, hernach ausgestocket wurden" Adamek S. 84. In Braunschweig wurde eine ähnliche Bezeichnung, der **Stösser**, für einen, der Waren in Gefäße stieß (verlud), sogar als richtiger Familienname gebraucht; s. O. Schütte a. a. O. S. 631 und 635; schon vorher, 1402, war jenes Haus **to dem Stotere** bezeichnet worden. In Br. mögen auch die alten Häuser jener Bürger mit den Gegenständen verziert gewesen sein, die auf ihr Handwerk hinwiesen (Schütte S. 635), für die Semder Häuser, die alle erst nach dem 30jährigen Krieg wieder neu aufgebaut wurden, trifft das nicht zu. — Wie Steckmacher ist gebildet der nassauische Name **Grasmächer** Kehrein S. 53; vielleicht gehört **Spiessmacher** Kehrein S. 100 hierher und **Grützmacher** Tobler S. 75 für den, der Haferkörner in Grütze verwandelt. Von griech. Beinamen dieser Art nenne ich noch Σχοινίων (σχοινοπλόκος) = Mattenmacher, Binsenflechter, wie der Komiker Kallias nach dem Beruf seines Vaters genannt wurde.

mannes, der gerade, weil er sich im Gegensatz zu jenem durch seine billigen Preise bekannten Warenhaus stellt und sich alles überaus teuer bezahlen läßt, zum Spott de Schmoller genannt wird[1]).

Das **Werkzeug** oder Gerät, das einer in seinem Beruf trug, hat den Anlaß zum Scherznamen gegeben in den Bezeichnungen: Spießmann[2]) oder de Spiesspäirer, der als Polizeidiener früher immer den damals üblichen Spieß trug; Dudels, die Familie des Sauhirten, der auf seiner Trompete[3]) „dudelte“[4]).

Erwähnt sei dann nur noch, daß man jeden Metzger Katzuff nennt, was hebräisch sein und Metzger bedeuten soll.

2. Lebensführung.

Äußerst spaßhaft, aber von beißendem Spott, echte Zeugen für den gesunden, tiefen Humor, der im Volksgeiste noch lebendig ist, sind ein paar Namen, die die **Lebensführung** bestimmter Personen geißeln.

a) Lebensführung im Allgemeinen.

Drei Taugenichtsen hat man die köstlichen Beinamen die Kontroll, de Finanzminister[5]) und Minister Jaub gegeben. Der letzte Name ist wohl aus Jakob oder vielmehr Jagob, Jaob durch

[1]) Für diesen „gegensätzlichen“ Zug der Namengebung hatten wir oben schon Beispiele.

[2]) So ist auch wohl Spies(s) Kehrein S. 100, das ja vielfach zum Familiennamen geworden ist, zu verstehen; s. auch Tobler S. 156. 1363 findet sich schon in einer Urkunde aus Leoben Chunigunt Dietleins des Spiez wittyb, Weinhold Zur süddeutsch. Namenk. a. a. O. S. 119; vgl. den griech. Namen Στύραξ Bechtel S. 82 und Αἰχμάνωρ Fick S. 50. In C. F. Meyers „Heiligem“ heißt der Erzähler Hans der Armbruster. Von ähnlichen Namen erwähne ich noch Spielmann Kehrein S. 100 und Gußmann, Glasmann (ebenfalls bei Kehrein).

[3]) Vgl. Schwarteplatzer für den Sauhirt (in Oberhessen, s. Schulte Spottnamen u. -verse Hess. Bl. f. Volksk. IV 144) und Dudler (im Rheintal, s. Tobler S. 87).

[4]) Gehört hierher auch 's Kärschtche (von Karst, Hacke) oder ist es = „Kersten, grober Karsten, wie man im Niederdeutschen Christen ausspricht“? s. Vilmar S. 7.

[5]) Hier möchte ich doch auch an den Spitznamen Ποριστής erinnern (Fick S. 360), den die Komiker dem Sohne des Lysikles und der Aspasia gegeben haben, weil nach ihrer Behauptung Aspasia den Lysikles bloß geheiratet habe, damit er ihr Geld „verschaffe“. Freilich glaube ich — was ja, wie es scheint, auch Fick für richtig hält —, daß sich dieser Spitzname vielmehr von dem Beruf des Lys. als Quästor in einer kleinasiatischen Provinz herschreibt.

rasches Sprechen entstanden, wenigstens hat der Mann wirklich Jakob Himmelheber geheißen; Minister aber hieß man ihn seit jenem Tage, wo er, von einer „Kerb" bezecht heimkehrend, gerufen haben soll: „Alleweil bin ich de Minister". Unmöglich ist ja ein Zusammenhang mit dem berühmten Hessen-Darmstädtischen Staatsmann und Präsidenten, jenem langjährigen Mitglied des hessischen Ministeriums, Heinrich Karl Jaup, nicht, der besonders von 1848 bis 1850 „als streng Konstitutioneller" hervortrat. Aber weshalb man gerade einen Taugenichts mit jenem hervorragenden Staatsmanne verglichen haben soll, der „das Ruder in einer schlimmen, stürmischen Zeit mit Kraft und Umsicht geführt hat"[1]), bleibt unverständlich, und wenn tatsächlich früher einmal ein wirklicher Zusammenhang mit H. K. Jaup bestanden hat, jetzt ist jedenfalls dergleichen nicht mehr vorhanden. Ganz besonders weise ich dann noch auf den ersten jener drei, den wahrhaft köstlichen Namen Kontroll hin. Damit ist nämlich ein großer Tagdieb gemeint, der regelmäßig jeden Sonntag in die Häuser kommt und bettelt, gerade als ob er alle 8 Tage etwas zu kontrollieren hätte; von ihm sagt man: er hebt seine Steuer. Etwas Ähnliches, soviel wie einen, der keine rechte Wirtschaft führt, sondern schlampig ist, auch in seinem Äußern (Kleidung und Auftreten), bedeutet vermutlich auch de Schlambierer und de Sambel[2]).

Einen sehr klugen Mann nannte man kurzerhand de Gāger, angeblich in Erinnerung an den Minister H. v. Gagern, sodaß also bereits zwei Ministernamen (Jaup und Gagern) den Anlaß zur Benennung zweier Semder gegeben hätten[3]). Ein Vergleich mit einer andern Person liegt auch dem Spitznamen Bollōne zugrunde; so hat man eine Semderin bezeichnet, die wie eine gewisse Wahrsagerin Namens Apollonia aus Groß-Umstadt sonntäglich vielen Einheimischen und Fremden die Karten schlug.

Einer, der immer nur für sich sein und von den andern nichts wissen wollte, wurde mit seiner Familie zusammen als die Klouster-lait bezeichnet[4]). Einen alten Hagestolz hieß man nicht anders als

[1]) Vgl. über diesen Allgem. deutsche Biographie XIII S. 733—736.

[2]) Vgl. oben S. 180 den Spitznamen de Halb, den man nach der einen Erklärung hierher rechnen müßte.

[3]) Für den Namen Gāger scheint mir eine andere Erklärung wahrscheinlicher; vgl. darüber unten S. 193.

[4]) Er allein wird als Kloustermann bezeichnet worden sein, doch hat sich nur noch der Beiname für die ganze Familie erhalten. Vgl. den heutigen Familiennamen Klostermann.

de Heiermich[1]), offenbar nach den Worten, die ihm die jungen Mädchen zum Spott auf der Straße nachriefen.

Auch sonst müssen sich Gewohnheiten der allgemeinen Lebensführung eine Verspottung gefallen lassen, wie sie in dem Namen de Schlēfer (für einen Faulen) liegt, oder wie sie der Spitzname de Feĭ enthält. Darin werden vermutlich verschiedene Eigenschaften gekennzeichnet, außer feiner Körperbildung wohl auch feine Kleidung und Liebhaberei für feinere Speisen u. dgl.[2]). Hierher gehören weiter die Namen Bierbitzel oder Biermann[3]) und Erzlimpche, Beinamen für zwei große Trinker, von denen der erste ein kleiner Kerl ist; Wurschthannes schließlich hieß einer, der immer viel Wurst aß.

b) Bestimmte Gewohnheiten

bieten natürlich nicht weniger Veranlassung zu scherzhaften Benennungen. Das zeigen die Namen Schnubbe oder Schnuffe, Schnuffehanjörg, — lies, alle benannt nach ihrem ständigen Schnuffeln. Gäger heißt einer, der besonders als junger Bursche laut lachte, geradezu „gackerte" beim Lachen wie ein Huhn[4]). Zuckergräit ist der Name für eine Frau, die als Kind immer gern Zucker zum Naschen in der Tasche mit sich trug. Ähnlich heißt Rulldasche einer, der immer Rödel in der Tasche hatte[5]). Mit dem Spitznamen Baller belegte

[1]) Dieser Spitzname gehört zu der Klasse der imperativischen Satznamen, über die man Heintze S. 50 ff., Socin Abschn. XX S. 463 ff. und Bertsche S. 244 ff. vergleiche.

[2]) Soweit darin die Gestalt ihren Ausdruck finden soll, kann man Namen wie etwa de Hiebsch (schon 1266), Hubschemann Kehrein S. 60 vergleichen. Vielleicht läßt sich auch Μάλακος damit vergleichen Grasberger Stichnam. S. 30 und Μιλτώ (für die phokäische Hetäre Aspasia) und Μιλτεύς (= von zarter Haut) bei Bechtel S. 41; bei den Römern Maltĭnus (weicher, verzärtelter Mensch) Grasberger Stichnam. S. 30. Für feinere Liebhabereien, Eitelkeit usw. verweise ich auf Namen wie de Baron (in Karlsbad für einen „einbilderischen" Menschen, Hofmann S. 87 a) oder den Spitznamen die Feĭ-küch, der mir aus einem Nachbarort Semds bekannt ist für ein Bauernmädchen, das die Bauernküche verachtete und in seinem Hochmut etwas Feineres lernen wollte in der Stadt, wo es ihm aber in seiner Stellung durchaus nicht gefiel.

[3]) In Breslau hatte einer den zum Familiennamen gewordenen Spitznamen ‚Flasche'; s. Reichert S. 118.

[4]) Wenigstens ist mir diese Erklärung wahrscheinlicher; vgl. jedoch auch oben S. 192. Das wäre also eine onomatopöische Bezeichnung; siehe unten S. 204 Anm. 1.

[5]) In einer Frankfurter Urkunde von 1368 gibt es einen Henne Brot in der Deschen Kriegk S. 212, worin Henne die Verkürzung von Johannes ist,

man einen, der stets einen Ball bei sich trug und selbst, wenn er auf dem Kuhwagen saß, „ballte"; sein Sohn heißt de Ballerschbalser. Ein Knecht spielte gern Glicker nnd ließ eines Tages, als er Buben damit spielen sah, sogar seinen Wagen eine Weile stehen, um mitspielen zu können; daher bekam er den Beinamen Pie-glicker (auch kurz Piker genannt), dessen ersten Bestandteil ich freilich nicht erklären kann. Mistfinger ist der Spitzname für einen, der den Mist mit den Fingern aus dem Stall auf die Mistkaute zu tragen pflegte. Wieder ein anderer lief als Bub immer und überallhin, so auch auf die Äcker und über die Schollen, barfuß; diese merkwürdige Gewohnheit trug ihm den Spitznamen Schollehibber ein[1]).

Für die Familie eines Bauern, der seine Kühe statt an der Leine stets am Ohr führte, prägte man den Namen Kihmörsch (= Kühe am Ohr). In ähnlicher Weise ist der Name Zobbels entstanden. Ob dieser nun auf die Angewohnheit, jedes Kind am Ohr zu „zobbeln" (= zupfen), zurückgeht, oder ob vielmehr der Name deshalb einem Knaben gegeben wurde, weil er selber in jeder Stunde vom Lehrer daran „gezobbelt" wurde, das ist natürlich heute nicht mehr zu entscheiden; jedenfalls steht fest, daß der Mann schon als Knabe in der Schule so genannt wurde. Ebenso sicher hat er mit Zobil (= Zobeltier)[2]) nichts zu tun, da diese Erklärung von der Art der Semder Namengebung viel zu weit abliegt. Eigenartig ist dann noch die Bezeichnung Grobbe (= Kroppen, Topf)[3]), die sich jedoch so erklärt, daß der Träger dieses Namens, ein Zimmermann, bei den Zimmerleuten den Koch zu machen pflegte[4]).

Auf Speisen beziehen sich die Namen Briegläis (= Brühklöße, wohl Lieblingsspeise)[5]); Mirb wurde eine Frau genannt,

s. Vilmar S. 10; auch ein Hand zu Sacke kommt vor (vgl. oben S. 163 Anm. 1), siehe Kriegk S. 376 Anm. 181.

[1]) Mit der Bezeichnung Schollenhibber für einen der neun mit Ämtern und Titeln benannten Schulbuben im Schlottenhaager Spiel, über das man in den Hess. Bl. f. Volksk. I 137 ff. und VI 57 f. zwei Aufsätze findet, hat der Semder Name nichts zu tun; ebensowenig ein Eberstädter Spitzname Bachhibber; dieser wurde vielmehr einem Obstdieb angehängt, der rasch, als er sich vom Schütz entdeckt sah, durch einen Sprung über den Bach (= Bachhüpfer) entrann. [Sollte hier nicht doch vielleicht eine spätere Erklärung des nicht mehr verstandenen Namens Sch. vorliegen? D. Red.]

[2]) Vgl. Socin S. 221.

[3]) Derselbe Name in einer Urkunde des 13. Jahrh., Baur V S. 519 b; siehe auch die Namen Kessel, Pfannstiel, Schaumlöffel bei Heintze S. 45.

[4]) Vgl. den Spitznamen das Kochdippche in Hungen Hess. Bl. f. Volksk. I 137.

[5]) Ähnliches gibt es schon früh; einen Frideric cognomento Bradegans

offenbar, weil sie das mürbe dem gewöhnlichen Gebäck vorzog, also eine Feinschmeckerin war. Kreizersch nannte man die Familie eines Mannes, der täglich für einen Kreuzer Schnaps trank[1]). Schließlich zeigt Berührung mit dieser Art von Gewohnheiten die lächerliche Angewohnheit eines, der jedesmal beim Kaffeetrinken seinen Kumbe (= Kumpen) verlangte, was ihm natürlich den Spitznamen Kumbe eintrug. Sein Vater hieß Bu-(che-)s-kumbe[2]).

Trug jemand ein auffallendes Kleidungsstück oder fiel er sonst durch seinen Aufputz irgendwie auf, gleich war man natürlich mit einem Beinamen bei der Hand. So nannte man einen die Gälhose, weil er eine Hose aus dickem gelben Tuch trug[3]); einen andern de Lockemann, weil er sich als schöner, junger, eitler Bursch Sonntags immer Locken brannte[4]). In ähnlicher Weise werden wohl auch die Spitznamen Gensf(l)itsch[5]) für eine Frau und viel-

aus dem 13. J. nennt Kehrein S. 11, Baur III 216 einen Ulricus dictus Speckbraden; vgl. Heintze S. 47. Über Möhringer Namen vgl. S. 235 Nr. 6 bei Bertsche; ähnliche bei Adamek S. 84. Vgl. den Frankfurter Namen von 1477 Hans Lengenfeld genannt Bottersupp bei Kriegk S. 210. Scheven a. a. O. S. 7 Sp. 2 führt aus dem Jahre 1305 den Spitznamen eines Kaplans Theodoricus dictus Herinck an. Reichert S. 115/6 bringt aus Breslau einige (zu Familiennamen gewordene) derartige Übernamen bei, z. B. Rintvleysch — den ich auch in Gera kenne —, Keze in der taschen, Pfannkuchen (auch heute noch in Darmstadt). Vgl. auch den griech. Namen Κάραβος = Krabbe, Krebs bei Bechtel S. 78.

[1]) Vielleicht kann man als Vorläufer dieses Beinamens den nassauischen Namen Humbertus Cruselphennink (= Kreuzpfennig, Trinkpfennig?) ansehen, der 1209 vorkommt; s. Kehrein S. 11.

[2]) Über Bu-che vgl. oben S. 179.

[3]) Derselbe Übername in Breslau, s. Reichert S. 116, der außerdem den zum Familiennamen gewordenen Blohut anführt. Ähnliche Bezeichnungen tauchen schon sehr früh auf, z. B. ein Joh. qui alio nomine Bracca vurta (= Kurzhose) vocitabatur, Heintze S. 46 Anm. 3; vgl. auch Lederhose, den Spitznamen eines bekannten preußischen Offiziers von 1864, Heintze ebda.; s. auch Adamek S. 84 und Geelhood Heintze S. 142a; vgl. Fuchshentschich in Karlsbad bei Hofmann S. 87a. Familienname geworden ist in Semd der Name Bundschuh, der schon 1357 in der Schweiz auftritt, Tobler S. 156 u. Heintze S. 46. Vgl. die griechischen Φόρμος (Schifferkleid aus grobem geflochtenen Zeug) und Βαίτων (von βαίτη = Hirtenrock aus Fellen); weitere Namen bei Fick S. 331.

[4]) In ähnlicher Weise wird eine unmännliche Eitelkeit lächerlich gemacht in dem griech. Namen Μύρων (von μύρον die Salbe) und ähnlichen Bechtel S. 75, doch siehe auch diesen S. 79.

[5]) Etwas Ähnliches besagen vermutlich die Namen Sperwenzagel (= Sperlingsschwanz, Urk. 1274 Kehrein S. 115) und Pfauenschwanz bei Adamek S. 187.

leicht auch **Langschwanz**[1]) zu verstehen sein, der vielleicht auf lange Rockschöße deutet. Vergleiche mit anderen Personen liegen zugrunde den Benennungen **Bernerdslehrer** für einen Weißbinder, der sich Sonntags stolz und fein wie der Lehrer kleidete, und **de Rauch** für einen, der einen Schützenrock trug wie der Oberförster Rauch.

Noch viel zahlreicher aber sind die Spottnamen, die sich von stehenden Redensarten und Lieblingsausdrücken eines Menschen herschreiben[2]). Hierher glaube ich mit Recht rechnen zu dürfen: **de Asser**, der jeden Satz anfängt mit „**ās ich**" oder „**ēs ich**", z. B. **ās ich dort häigange wōr** (= als ich dort hingegangen war) oder: **ās ich gesōgt hebb** (= gesagt habe); **Bu-schūrēm** ist von „bon jour" abzuleiten[3]), **Eisick** von „**ach, du mein Eisick!**" (Ausruf der Verwunderung)[4]), **Heiland** ist verkürzt aus: „ach, du mein (lieber) Heiland!"[5]); **de Dreihíddī** wird einer genannt, der offenbar in der Freude dreimal „**Hiddi!**" rief[6]), **de Marōuges** heißt einer, der oft zornig ist und — angeblich — von diesem Zorn als seinem Zorn redet, indem er sagt: „**ma Rōuges** (sprich: **Rāu-ches**; hartes **ch** im Kehlkopf) **is grōuß** (= groß), **gebt nor ōcht** (= Acht), **ich wer eich** . . . ." (Drohung = ich werde euch . . . .). Mit **Odderschustersch** ist die Familie eines Schusters gemeint, der stets um ein „oder" bei Vorschlägen u. dgl. nicht verlegen war. **Ōltes** ist der Spitzname für einen Mann, der seinem ältesten Kinde

---

[1]) Vgl. den ursprünglich als Frauennamen gebrauchten Spitznamen **Seidenschwanz** (= seidenes Schleppkleid), der Name einer alten und reichen, jetzt ausgestorbenen Bürgerfamilie in Kassel, Vilmar S. 71; außerdem **Schwanz** bei Tobler S. 164; vgl. auch Heintze S. 46 **Langrock**. Im Griechischen vgl. Κέρκωψ u. ä. Fick S. 161 und Πόσθων = Schwänzelchen für einen kleinen Jungen bei Aristophanes, Fick S. 33.

[2]) Vgl. Bertsche § 80 S. 244/5 und § 93,5 S. 252/3.

[3]) Die Bauern führen bekanntlich öfter französische Redensarten im Munde, oft, ohne sie zu verstehen. In Semd gebraucht z. B. jeder das Wort **toujours** und sagt oft: **es räjent** (= regnet) **als** (hessisch = immer) **duschur fort**, wobei also dreimal dasselbe ausgedrückt ist!

[4]) Ähnliche aus Ausrufen entstandene Spitznamen sind der **Jasōche** (ja jo-che) oder **Gelle** (= gelt?), Behaghel ZfdW I 265. Ein reicher Mann in Fulda, der gern mit seinem Reichtum prahlte, hieß: der **Merhúnsja** = wir haben's ja; s. Behaghel ebda.

[5]) Vgl. über denselben Spitznamen, der übrigens schon in mhd. Zeit erscheint (Socin S. 219) Bertsche S. 253. Behaghel a. a. O. führt den sächsischen Spitznamen **Dammich** an für einen Burschen, der gern flucht, = „Gott verdamm(e) mich!" und aus Reuters „Stromtid" den Färber **Meinswegen**, aus Hoffmanns „Ostseemärchen" die Prinzessin **Meinetwegen**.

[6]) Vgl. den Schweizer Namen **Hui** bei Tobler S. 171.

immer zurief: „meĩ Ãltes, goĩ emõl her“[1]); davon heißt der Sohn Ãlteshennerch, ebenso Ãlteshanse, wo jedoch der Spitzname kaum mehr gefühlt wird. (Über den Namen Kumbe, der als gewohnheitsmäßige Äußerung auch hierher gerechnet werden könnte, siehe oben S. 39).

Ganz besonders bösartig hat der Volkswitz sein Spiel getrieben bei der Schaffung des Spitznamens Õrsch-abbel; denn dieser Spitzname ist eine bösartige Verdrehung und schlimme Entstellung des so äußerst lieb und zärtlich gemeinten Kosenamens mein „Āg-abbel“ (= Augapfel), womit ein Vater seinen kleinen Sohn bezeichnete[2]). Es scheint hier eine ähnliche Verspottung allzu großer Vaterlandsliebe und allzu großen Stolzes auf einen Sohn Platz gegriffen zu haben wie in dem geradezu zu den Satznamen zu rechnenden[3]) Beinamen Lēne — meĩ — schursch, der sich aus dem Zuruf erklärt, womit der stolze Vater sich an seine Frau zu wenden pflegte, so oft der Sohn irgend etwas Neues fertig gebracht hatte oder konnte. Ich erwähne dann noch die Beinamen de Schnutze-päirer, der aus der Redensart „es ist mir alles Schnutz (= Wurst, einerlei)“ entstanden ist, und de Knell, der sich erklärt als Rest des ständigen Fluchs „wann de nor de Knall (oder Knoll) hest“. So fluchte einer stets über seinen Gaul und über Menschen, sobald ihm an einem etwas nicht behagte. Auch Knolwes wurde er genannt, nach seinem etwas veränderten Fluchwort „o du Knolwe“.

Schließlich seien noch zwei Beinamen genannt, in denen zwar keine Lieblingsredensarten gegeißelt werden, die aber dennoch hierher gehören, weil das Wort, das sie enthalten, ständig von der betreffenden Person gebraucht worden ist. Das sind die Beinamen Schnutzestorcke[4]) und Wernerschustersch. Der erste davon hat

---

[1]) Einen ähnlichen Sinn hat wohl auch der Familienname Eltester, den Vilmar S. 39 erwähnt.

[2]) Als ähnliches Kosewort ist wohl der Name Kleinod bei Adamek S. 98 aufzufassen.

[3]) Freilich habe ich einen ähnlichen Namen weder bei Heintze S. 50 ff. unter den „Satznamen“ noch bei Socin Abschnitt XX noch bei Bertsche S. 244 ff. gefunden. Vgl. dagegen den echten Satznamen Fleisch — hu (= Fleisch haben), wie im nördlichen Oberhessen der Metzger heißt, der abends so unfreundlich in den Häusern nach Bestellungen für den nächsten Tag fragt, s. O. Schulte a. a. O. S. 143.

[4]) Seine Schwester hieß das Schnutzelche. Auch von Möhringen berichtet Bertsche S. 268 „Es kommt vor, daß Geschwister Schimpfnamen von einander bekommen“ und führt in § 110 einige an.

scheinbar den gleichen Sinn wie der kurz vorher erwähnte Spitzname Schnutzepäirer, aber in der Tat hat dieser Name seinen Ursprung darin, daß sein Träger statt Birn-schnitz stets -schnutz sagte[1]). Mit dem andern Spitznamen verhält es sich ganz ähnlich; sein Träger sagte für Heuschrecke immer Werner[2]).

3. Einmalige bemerkenswerte Taten oder Ereignisse.

Nunmehr bleiben uns nur noch zwei Gattungen von Spitznamen übrig, die freilich ebenfalls recht viel Glieder zählen: jene Unnamen, die in irgend einem Ereignis oder in irgend einer Zufälligkeit ihren Ursprung haben. Es ist ja klar, daß irgend eine einmalige törichte Handlung[3]) oder eine einmal am Charakter zutage getretene Schwäche eines Menschen die Spottlustigen reizen kann und dann gern in einem Spitznamen von ihnen verewigt wird.

So bezeichnet man einen Eidmann, der als Kind seiner Mutter einmal einen Holzbrand auf den Kopf geworfen haben soll, der also ein förmlicher Teufel von einem Kinde war, als Admens-deiwel[4]); einen Konrad, der beim ‚Birnstrenzen' (= stehlen) ertappt wurde, als Biernkunrädche, ähnlich einen Ebbeldieb (= Äpfeldieb) namens Balthasar als Ebbelbalser. Ein ähnlicher Diebstahl hat den Namen Huppäib veranlaßt. Das ging so zu: Eine Frau namens Eva hatte Bohnen gestohlen und sollte zur Strafe dafür nach altem Brauche verkehrt auf dem Esel, der vom Polizeidiener geführt wurde, durchs ganze Dorf reiten. Aber diese Schande ertrug sie nicht. So oft der Polizeidiener sie von der einen Seite auf den Esel hinaufgehoben hatte, hüpfte sie drüben wieder herunter. Daher wurde sie Huppäib (= Hüpfeva) getauft. Einem andern rief man immer Spitz nach, abgekürzt für Spitzbub[5]). Man wollte ihn damit bloß auf feine Weise merken lassen, daß man ihn, wenn es auch nicht

---

[1]) Doch gab mir (rem noch eine zweite (aber wohl falsche) Erklärung, wonach der Name mit dem Ausdruck ‚Schnatz' für einen neugierigen Menschen zusammenhängen soll.

[2]) Behaghel a. a. O. führt aus Hansjakobs Bauernblut S. 105 den Übernamen Bims an für einen, der statt Geld stets Bims sagte.

[3]) Wie lächerlich man sich dadurch machen kann, veranschaulicht die köstliche Geschichte der Bäänlalla in Karlsbad (Hofmann S. 89 a), die Hõsenbröiher getauft wurde, weil sie einmal, wie einer Gans, einem Hasen die Haare „abbrühen" wollte!

[4]) Diesen Namen könnte man auch unter B 2 a (Jähzornige) rechnen.

[5]) Doch siehe auch S. 181.

ganz klar geworden war, in einem bestimmten Falle für den Dieb hielt. Man könnte denken, daß dieser Spitzname gerade dadurch erst seine Feinheit bekommt, daß jener Mann wirklich einen Spitzbart hatte und daß man in dem Namen bloß dieses äußere Merkmal geißeln wollte.

Auf ein einmaliges Ereignis ist auch Bezug genommen in dem Spitznamen: 's **Appeditskatherinche**; so heißt ein Mädchen nach einer merkwürdig unbedeutenden Zufallsäußerung. Sie soll nämlich einmal bei einer Tanzmusik, als sie von ihrem Tanzherrn zum Essen aufgefordert wurde, geantwortet haben: ich hab kein Appetit. Ob man sich über dieses Wort lustig machte, weil es für ein Bauernmädchen vielleicht etwas auffällig war statt des gewöhnlichen Wortes „Hunger", oder über das schüchterne Verhalten des Mädchens, das weiß niemand mehr zu sagen; mir scheint das erste wahrscheinlicher. Bei einer ähnlichen Gelegenheit, nämlich nach einem Konzert, stellte man einem Musikanten Wein hin. Den erklärte dieser aber für Essig, offenbar, weil er so sauer war. Daher hieß er seitdem selber **de Essig**.

Ein Kind, das einmal aus einem Taubenschlag herausguckte, nannte man deshalb fortan **'s Daibche**[1]), später, den Erwachsenen wohl, **Daubert**[2]). Scherzhaft ist ferner der Name **Schulinspektor** für einen, der einst den Schulinspektor nachahmte. Derbhumoristisch ist der Beiname **Dölerschisser**[3]): ein Mann mit ledernen Hosen, der eines Tages beim Umwenden der Hosen einen Taler in der einen Seite fand, sagte damals „**den hŏw ich gefunne**", die andern aber boshaft „**den host de geschisse**". In dasselbe Gebiet, dazu noch der wahren Wirklichkeit, gehört der Name **Karnschisser**, dessen Träger im Hofe einmal auf den Karren g. hatte.

Der Spitzname **Gäsmetzjer** hat folgende Ursache: Ein kleiner Junge von etwa 7—8 Jahren, der mit seiner Mutter immer vom Nachbarort Habitzheim wöchentlich auf einem Wägelchen nach Semd fuhr, wurde in Semd eines Tages von einem Metzger, der den Kleinen im Scherz als einen brauchbaren Metzgerburschen bezeichnete, aufgefordert, ihm seine Gais (= Ziege) im Stalle zu schlachten. Der Kleine machte nun aber Ernst. Während der Metzger drinnen

[1]) Nach einer zweiten Erklärung deshalb, weil es so zart wie ein Täubchen war; siehe oben S. 183.

[2]) Eine neue Erklärung von Õrem lautet, er habe immer so gern „**gerükst**" wie eine Taube; doch scheint das erst eine spätere Variante zu sein.

[3]) Vgl. den äußerst feinen Beinamen **Hosegold** für einen, der einst in der Schule seine Hosen verunreinigte; aus Möhringen, s. Bertsche S. 258.

in der Wirtschaft weilte, vor der das Wägelchen hielt, ging er mit einem Messer in den Stall, um die Gais wirklich zu töten. Zum Glück hörte jener noch rechtzeitig den Lärm und hielt den Jungen von seinem Vorhaben zurück. Übrigens hatte auch das Tier selber nicht ruhig seinen Mörder gewähren lassen, sondern war davon gelaufen! Weil aber der Junge an der Gais wirklich zum Metzger hatte werden wollen, wurde er von da ab der Gäsmetzjer getauft.

Einem anderen, einem Bauern, wurde einst eine Kuh geschlachtet. Als er die inneren Organe, Lunge usw., sah und betrachtete, sagte er: die hŏt de Perle; die Bauern nennen nämlich die Tuberkelkrankheit beim Vieh mit dem technischen Ausdruck der Metzger Perle = Perlsucht. Der Vieharzt, der zugegen war, kannte offenbar diesen volkstümlichen Ausdruck nicht und lachte furchtbar über das Bäuerlein. Dieses wurde dadurch auch zum Gelächter der andern, die nun meinten, jener müsse offenbar ein Fremdwort (vielleicht gerade das Wort Tuberkel), das bloß der gebildete Doktor richtig wußte, entstellt haben. Natürlich wollten sie doch jetzt selber klüger erscheinen, obwohl auch sie an jenem Wort früher nie Anstoß genommen hatten, und hießen jenen seitdem de Perle.

Bitterbös verulkt wurde Zeit seines Lebens de Grobŏrt, auch 's Grobärtche. Der Arme hatte einmal, als er bei einem Schlachtfest zum Metzger geschickt worden war, um Därme für Bratwürste zu holen, statt Brŏtdärm — Grobärt verlangt. Allerdings eine arge Entgleisung! Da darf man's wahrhaftig keinem verargen, wenn er dem armen Tölpel flugs diesen Namen anheftete[1]).

Ein anderer, der beim Neubau eines Hauses mehr Helling (= Helligkeit), d. h. mehr Fenster wünschte, mußte sich darum den Namen Helling anhängen lassen. Eine närrische Frau wollte, als sie Geld herausbekam, durchaus ihr früher hingegebenes 1 Kreuzer-stück, das durch einen Kritz ausgezeichnet war, zurück

---

[1]) Das geht doch noch über die Erzählung in Hansjakobs „Bauernblut“ hinaus, wo der Held Graf Magga genannt wird, weil er einmal Magga statt Malaga bestellt hat; s. Behaghel a. a. O. S. 266. Auch noch über die Geschichte, die Bertsche § 82 S. 245 erzählt, wonach einer „sich rühmte, er habe bei den Soldaten schöne, weisse Berg|un|dālēne Hosen getragen“ (statt bergalene). Bei diesem Fremdnamen erscheint naturgemäß eine Entstellung viel leichter begreiflich. Behaghel erwähnt a. a. O. noch den Spitznamen Officinell: ein rheinhessischer Bauernbursche, dem das Wort „offiziell“ in den Drahtberichten auffiel, meinte: der Officiell muß doch ein bedeutender Mann sein. Natürlich trug ihm diese Torheit jenen Spitznamen ein.

haben; nach diesem närrischen Einfall taufte man sie 's **Kritzje** oder auch die **Kritzegräit.**

Mit dem Spitznamen **Batzehannes** hat es folgende Bewandtnis: Früher war es Sitte, daß nach der Trauung eines Paares die neun „obersten" Buben der ersten Schulklasse im Hause, wo die Hochzeit gefeiert wurde, ein Lied sangen. Dafür erhielt jeder einen Batzen oder sechs Kreuzer. Ein Geizhals aber gab ihnen nichts; mit den Worten „Ihr braucht mer nit zu singe" schickte er sie weg. Aus Zorn darüber nannten sie ihn zum Spott **de Batzehannes,** gerade, weil er ihnen nicht den üblichen Batzen geschenkt hatte. Ganz ähnlich wird ein von auswärts Eingewanderter, der nicht die übliche Gemeindesteuer von 5 Mk. bezahlt hat, **Gemäsmann** (= Gemeindemann) genannt.

In irgend etwas Auffallendem muß auch der Spitzname **de Heierhannes** seinen Grund haben, wenngleich der heutige Träger des Namens eine nicht im mindesten auffallende Ehe geschlossen hat. Vielmehr wird — und dazu stimmt, daß er schon vor dieser ersten Ehe so hieß — sein Vater oder irgend ein anderer Vorfahre, auffallend spät und dann gar zwei oder dreimal geheiratet haben, was freilich auch der heutige Träger des Namens tat.

Ein anderer muß sich's gefallen lassen, durch den Spitznamen **Charlott** ständig an seine Frau erinnert zu werden, die in ihrer Dummheit einst ein Paar Tauben hatte fliegen lassen, die ihr Mann soeben erst gegen ein Kalb eingetauscht hatte. Man rief ihm stets zu: **deĭ Charlott!**

Etwas in Dunkel gehüllt ist für mich der merkwürdige Name **Moŭschenudel,** in dem Ōrem einen Vergleich mit Moses als dem Sinnbild der Kraft und Stärke sehen will. Der so Bezeichnete soll nämlich ein starker Mann gewesen sein und einst im Gefängnis einen Webstuhl herumgetragen haben. Aber ich glaube, daß unter dem Namen einer zu verstehen ist, der alles durcheinander „**mauschelt**", (= verwirrt, vermengt, verwechselt) in Wort und Tat. (Danach wäre der Spitzname zu II B 1 oder auch B 2 a) zu rechnen).

4. Abstammung, Verwandtschaft.

Zuletzt bleiben noch ein paar Beinamen zu erwähnen, die irgendwelchem Zufall der Abstammung, Verwandtschaft oder dgl. ihren Ursprung verdanken. Es sind dies die Namen: **Ammevadder,** wie man kurzweg den Gatten der Dorfamme nennt;

Vadder, 's Gothche[1]); ferner die Bezeichnung Õremsente: der Vater Adam Seibert hatte eine Tochter namens Anna, die Ännchen genannt wurde; daraus ist dann durch Entstellung Ente geworden. Dieser Name lebt heute noch fort in dem Schwiegersohn dieser Anna Seibert, einem Herrn Koch, der allgemein als Entekoch bezeichnet wird.

Weiter gehören hierher die Namen Betteka(r)l, Lieseka(r)l, Ũrka(r)l (= unser Karl) für drei Stiefgeschwister, von denen jedes Karl hieß. Der eine Karl war einer Ehe (der 1.) des Mannes mit Betty entsprossen; der zweite entstammte der zweiten Ehe (mit einer Liese); der dritte war der Sohn, den er mit der noch lebenden dritten Frau gezeugt hatte, so daß die Eltern diesen mit Recht als ihren gemeinsamen Sohn („unser Karl") bezeichnen konnten[2]). In ähnlicher Weise deutet auf die Mutter der Beiname Sophiekind, wo jedoch vielleicht außerdem eine Verzärtelung durch die Mutter hereingespielt haben mag.

Scherzhaft sind endlich noch die Benennungen Prinz Ka(r)l, Prinz Heinrich, Prinzessin Marie, de Prinzedirrerch für eine große Anzahl von Stiefgeschwistern und Nachkommen dieses Geschlechts. Auch hier hat aber vielleicht noch anderes zur Erfindung dieser

---

[1]) Ähnliche Namen finden wir schon früh. Symon Papa 1263 Breslau, worin Papa richtiger Familienname geworden ist; s. Reichert S. 134. Heintze S. 251 b erwähnt einen Conrad Vetter 1312, auch Vater. Aus Österreich nennt Adamek S. 89 die Namen Vater und Eidam. Aus der Düsseldorfer Gegend führt Mieck S. 108 eine ganze Reihe solcher Verwandtschaftsbezeichnungen an wie Kind, Sohn, Öhnichen (= Onkelchen), Vetter, Vater; noch mehr zählt Tobler aus der Schweiz auf S. 167: Oheimb, Oeheim (schon Steuerbuch 1356), Oechen, Neff (Steuerb. 1357) — der letzte Name z. B. heutzutage in Michelstadt i/Od. —, Bruder, Götti (= Pathe), Schwager, Heinevetter, Vater, Söhnle (Sünlin schon 1400), Tächtermann (1504). Es ist klar, daß die Leute „zuerst nur unter sich diese Verwandtschaftsbezeichnungen gebraucht haben mögen, während in der Folge auch die Nachbarschaft und schließlich immer weitere Kreise dieselben werden aufgenommen haben" Tobler ebda. Vgl. auch den griech. Namen Ἀδελφός Fick S. 46 und den älteren Πάππος (= Großvater) bei Fick S. 230.

[2]) Auf ganz ähnliche Familienverhältnisse machte mich Herr Prof. Helm aufmerksam. In einer Familie zu Karlsruhe war der Vorname Udo erblich. Der Vater hieß Udo, sein Sohn aus der ersten Ehe ebenfalls. Als er nun aus der zweiten Ehe wieder einen Sohn bekam, erhielt dieser denselben Namen. Die zweite Frau unterschied nun so: ihren Mann nannte sie: mein Udo, den Sohn erster Ehe: dein Udo, den Sohn zweiter Ehe: unser Udo, da sie von diesem gemeinsam die Eltern waren.

Spitznamen beigetragen, nämlich die Armut, die jene um so komischer erscheinen läßt.

Oft wenigstens lag, wie ich glaube, ein doppelter Anlaß zu Spitznamen vor, wenn man's auch nicht immer mehr unterscheiden kann. Das bringt eben das Wesen des Spitznamens selber mit sich, der selbst dazu geeignet ist, den Ursprung zu verwischen, besonders, wenn er ausschließlich und schon mehrere Geschlechter hindurch angewandt wird statt des wahren richtigen Personennamens. Wenn ich trotzdem bisher mitunter auch einige Unnamen mit angeführt habe, deren Erklärung unsicher ist, so habe ich es getan, um ungefähr den Weg zu weisen, auf dem man etwa auf Grund der Erforschung des gesamten Bodens, d. h. hier des Bodens, auf dem der Semder Volkswitz erwachsen ist, zu einem Ziel gelangen könnte.

Anhang: Zweifelhafte und rätselhafte Namen.

Sehr schwer, so daß ich selbst einen Versuch nicht wage, sind zu erklären die Beinamen: Bernerdskneidel[1]), die Bohne[2]), de Dävel[3]), de Däxel (Erinnerung an Dackel?), de Do͡uvĕd (der so Bezeichnete heißt nicht David), Drullersch, de Geier[4]), Hinkelsringler, Irdel, Lappe[5]), Pullex (für Pullmann; wohl bloß scherzhafte Namensentstellung)[6]), de Scho͡ubert[7]) und Stambersch.

[1]) Wie mir ein Freund mitteilt, ist Kneidel allgemeiner, jedoch, wie es scheint, nicht sicher zu bestimmender Schimpfname, der auch in anderen Zusammensetzungen vorkommt; vgl. oben Bernerdsprull S. 187.

[2]) Hingewiesen sei nur auf den Namen Bonsack Vilmar S. 49, dem er schließlich doch am nächsten steht; vgl. den lateinischen Namen Fabius (= Bohnenmann), Cicero (= Erbsenmann), Piso (= Wickenmann), „wie jeder gerade die beste Art säte" Plin. nat. histor. XVIII 3 bei Heintze S. 11 Anm. 1; siehe auch oben S. 190 Anm. 1. Auf keinen Fall ist damit zu vergleichen der auf Bonaparte zurückgehende gleiche Spitzname in Möhringen Bertsche S. 269, § 113.

[3]) Der Name soll nach Õrems Erklärung von „getäfelt" herkommen. Genaueres konnte auch er nicht angeben.

[4]) Nach Vilmar S. 55 oft vorkommender Name, z. B. auch in Gonsenheim bei Mainz; von dem Raubvogel?

[5]) Nach Vilmar S. 34 soll dies ein Spitzname für körperliche Gebrechen sein; für welches?

[6]) Wie Pullmann selber wieder für Pohlmann steht (= ein Pole? Vilmar S. 21 = aus Polen?), aus dem es doch wohl entstanden ist.

[7]) Außer diesem hat das Oberhaupt dieser Familie Hamann noch den Spitznamen Gälhose und Do͡uvid, wie ja doppelte oder mehrfache Spitznamen

Ganz rätselhaft aber sind mir folgende Namen geblieben: Būrn, Gīgems, ein sehr alter Beiname, dessen Ursache niemand mehr weiß[1]), de Hissrich, Prosdeiches und Zappelecker (= Zapfenlecker?). Jedoch gelingt es vielleicht einem Berufeneren, in diese so fremd klingenden Spitznamen etwas Licht zu bringen.

Ich aber hoffe durch meine Ausführungen über die erklärbaren und sicher gedeuteten Beinamen wenigstens soviel gezeigt zu haben, daß in Semd volkstümliche Personenbezeichnungen nicht nur heute noch lebendig sind, sondern weiter sich entwickeln und neu gebildet werden; ich erinnere nur an den jüngsten Spitznamen Zeppelin (s. oben S. 186). Wir haben Namen kennen gelernt, wie wir sie auch in anderen Gegenden und bei anderen Völkern antreffen; wir haben bei vielen aber auch beobachtet, daß sie allein dem Semder Volksgeist, insbesondere seinem Volkswitz und -humor eigen sind. Und das wollte ich veranschaulichen.

Schlußwort.

Zum Schluß erfülle ich gern die angenehme Pflicht, allen denen, die mich bei der Arbeit unterstützt haben, meinen Dank abzustatten. Außer eigenen Verwandten und sehr guten Bekannten verdanke ich die meisten Namen samt ihren Erklärungen dem alten Crem. Sonst bin ich dem Pfarrer Bickelhaupt zu Groß-Umstadt, der mir eine Einsicht in die Kirchenbücher ermöglichte, ebenso Herrn Lehrer Bräunig in Semd, der mir die ältesten Urkunden aus der Chronik Semds zur Verfügung stellte, und Frl. Haas in Mainz, die mich auf wertvolle Namensparallelen im deutschen „Herold" aufmerksam machte, zu großem Dank verpflichtet. Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Behaghel spreche ich auch an dieser Stelle

häufig sind. So nennt man Adam Sorg I. 1) Hanmichel, 2) Kornspatz, 3) Rōūtschildche, 4) Kellerratt, 5) Lockemann; die Familie Koch außer Duffritze auch Stambersch; die Tulpe auch Germania; Geldschneirersch auch Lēnemeīschursch.

[1]) Mit der weit abliegenden Wurzel gig, zudem einem sehr unsicheren Stamm, der Riese bedeutet (vgl. Förstemann Altdeutsch. Namenb. I S. 637), wird man es wohl kaum in Zusammenhang bringen wollen. Viel wahrscheinlicher scheint mir da eine Berührung mit gik-gak, jenen zwei Lauten, die von dem Geschrei der Gänse (und Hühner) hergenommen sind. Auf die Bedeutung dieser Onomatopöie, wie sie z. B. auch in Vogelnamen wie Kuckuck, Uhu, Kiebitz, die Lautnachbildungen sind, oder in den Verben quieken, piepen vorliegt, hat vor allem J. Winteler aufmerksam gemacht in seiner Abhandlung Naturlaute und Sprache, Beigabe zum Programm der Aargauischen Kantonsschule, Aarau 1892 S. 34.

nochmals öffentlich meinen besten Dank aus für die mannigfachen Winke, die er mir vor drei Jahren bereits gab bei der Besprechung meiner Abhandlung, die ich damals als Seminararbeit eingereicht hatte.



Kleine Mitteilungen.

Die Hölle der Schneider und der Himmel der Müller.

Von Edward Schröder in Göttingen.

Jedermann kennt die Neckerei, mit der man den Schneidern nachsagt, sie ließen von dem ihnen übergegebenen Tuchstoff große Stücke betrüglich „in der Hölle" verschwinden: so heißt nämlich ein Raum unter dem Sitztisch des Handwerkers, in den dieser die Beine steckt, und der tatsächlich als erster Aufenthaltsort der Abfallstücke zu dienen pflegte. Ich erinnere mich noch ganz genau meines ersten Besuches in einer Schneiderwerkstatt, und wie da der brave Meister selbst, den nun lange schon die Erde deckt, mir gutlaunig den „wichtigsten" Platz zeigte und dabei allerlei Scherzwörter hatte: „das fährt alles in die Hölle", „was die Hölle gefaßt hat, gibt sie nicht heraus", „ja die Schneider sind eben Teufelskerle!" [1])

Aber so weit verbreitet diese Scherze sind, an alten Zeugnissen für die „Schneiderhölle" scheint es zu fehlen: das Deutsche Wörterbuch Bd. IV 2, 1748 führt unter „Hölle" 8) bloß einen Beleg aus Goethe an, und auch Bd. IX 1273 unter „Schneiderhölle" kommen wir über Paul Heyse nur bis Jean Paul hinauf. Man könnte fast glauben, daß der Ausdruck ursprünglich allgemein für einen Bretterverschlag gebraucht und erst später in die Schneiderwerkstatt eingeführt sei, wenn man a. a. O. unter „Hölle" 9) findet, daß das Wort auch einen Raum im Vorderschiff bedeutet, in dem allerlei Sachen aufbewahrt werden; hierfür bietet schon Hans Sachs ein Zeugnis.

Aber zunächst ist die übele Nachrede an sich alt. Unter „Schneiderauge" trägt das DWB. IX 1271, ohne daß dies Kompositum selbst je bezeugt wäre, ein paar ältere Belege nach, die in Bd. I unter „Auge" gehört hätten: „oculus" nennt Joh. Butzbach in seinem köstlichen Wanderbüchlein den übelberufenen Raum, oder richtiger die verdächtige Öffnung die zu ihm führt, und Jörg Wickram (s. ebenda) läßt im Rollwagenbüchlein einem Schneider durch

[1]) Ich erinnere mich, bei dieser oder einer andern frühen Gelegenheit noch ein weiteres Wortspiel gehört zu haben. Danach heiße die Lappentruhe auch „der Widder". Der Kunde, der sich die Abfallstücke sichern wollte, erhielt die Antwort „das krixter widder": er verstand dies als „das kriegt ihr wieder" — es sollte aber heißen „das kriegt der Widder".

den Herrgott den Vorwurf machen: „**Hey, du schalck, solt ich so manches mal ein schämel nach dir geworffen haben, als offt du ze vil geren geschnitten und ins aug geschoben hast . . . . .**“ (Rollwagenbüchlein, Ausgabe von 1560, Werke edd. Bolte u. Scheel III 139).

So könnte man in der Tat glauben, die übele Nachrede an sich sei weit älter, als die Übertragung des Ausdrucks „Hölle“ in die Schneiderwerkstatt.

Da kommt nun von anderer Seite her eine überraschende Parallele, welche, wie ich glaube, auch der „Hölle der Schneider“ ihr Alter sichert: der „Himmel der Müller“.

Von jenen Gewerben, denen die Kundschaft selbst das Material zuzutragen pflegt, haben die Müller von altersher den schlimmsten Ruf gehabt, einen weit üblern noch als die Schneider. Jedes Sprichwörterlexikon gibt dafür reichlich Belege, und auch das DWB. VI 2654 f. hat aus dem Volksmunde und aus der Feder der Schriftsteller manches beigebracht. So müssen denn auch in dem köstlichen Buche von Otto Beneke, Von unehrlichen Leuten (2 Aufl. Berlin 1889) gleich zu Anfang die Müller mit Revue passieren, kommen freilich mit einem blauen Auge davon. Der Hauptvorwurf war immer das „Moltern“, d. h. der Abzug eines betrüglich hohen Mahllohnes, zu welcher üblen Bedeutung sich das ursprünglich ganz neutrale Wort verschoben hatte.

Im Mittelalter gab es nun eine besondere Art, den Mahllohn zu steigern, die sich zeitweise bis zur Form eines Rechtsanspruchs erhoben zu haben scheint — und das war der „Himmel“! Ich bin darauf aufmerksam geworden durch das eben erschienene prächtige Werk von B. Bretholz, Geschichte der Stadt Brünn (Brünn 1911) S. 240.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatten sich in der aufblühenden Landeshauptstadt Mährens die Klagen der Bäcker sowohl wie der Privatkundschaft über die Ansprüche und Praktiken der Müller derart gehäuft, daß der Rat beschloß eine neue Mühlordnung zu erlassen. Darauf beziehen sich die beiden Nummern 176 u. 177 im **Codex diplomaticus Moraviae** Bd. VIII S. 135—138. Zunächst fragte man, anscheinend im Sommer 1352, bei der Schwesterstadt Olmütz an und erhielt darauf eine kurze Antwort (Nr. 176), in der u. A. der zunächst rätselhafte Satz erscheint:

chain himel hab wir in unsern molen nicht.

Darauf entsandte man eine Deputation nach Olmütz, um die Verhältnisse der dortigen Mühlen zu studieren: **daß da mül sind an himel**, war ein Hauptgrund, denn eben in dem Mißbrauch des „Himmels“ gipfelten offenbar die Beschwerden des am Mahlen interessierten Publikums. Nun wurde am 22. Oktober 1352 die neue Mühlordnung für Brünn erlassen (Nr. 177)[1]), und hier erhalten wir auch den erwünschten Aufschluß:

> **daz in den molen von pretern ein pün wert gemacht, die hies himel, vnd was mells dar auz stub, daz nemen die molner, vnd daz wer allen leuten die traid ze mül furen ein grosser schad.**

---

[1]) Bretholz a. a. O. Anm. 2 bemerkt zu diesem Abdruck: „leider mit verschiedenen unrichtigen Lesarten, die hier anzuführen zu weitläufig wäre“; er hat aber seinerseits den wunderlichen Fehler „Brunnen“ für das **buen** des Druckes, das im Original wahrscheinlich **bün** oder **bůn** geschrieben ist.

Also eine „Bühne von Brettern“ — büne = „contignatio, tabulatum“ — ein Bretterverschlag oder Gestell, das dem Anschein nach das Mehl bei seinem Austritt aus dem Mahlgang aufnahm. Was aus diesem als „Himmel“ bezeichneten Verschlag, von dessen Einrichtung wir keine deutliche Vorstellung haben, herausstäubte (dar auz stub), verfiel dem Müller — ebenso wie das was die Schere an den Schößen und sonst abschnitt, in die „Hölle“ des Schneiders wanderte. Wenn wir uns so an den Wortlaut halten, ist die gedankliche Parallele vollkommen und nur der Ausdruck verschieden gewendet: einmal fliegt's in die „Hölle“, das andere Mal fliegt's aus dem Himmel — nicht ausgeschlossen ist freilich auch, bei der freien Art solcher mittelhochdeutschen Ausdrucksweise, die Möglichkeit, daß dar auz ohne Beziehung auf den himel zu deuten wäre = „heraus“, „aus dem Mahlgang heraus“ und demnach „in den Himmel hinein“, der dann freilich nicht unmittelbar am Mahlgang angebracht gewesen sein könnte. In diesem (mir aber nicht wahrscheinlichen) Falle wäre also der Himmel der Müller ganz dasselbe wie die Hölle der Schneider.

Unter allen Umständen aber leuchtet es ohne weiteres ein, daß die Bezeichnungen aus derselben Vorstellung geboren und in der gleichen humoristischen Stimmung geprägt worden sind.

Es wäre erwünscht zu erfahren, ob sich anderweit urkundliche Zeugnisse für diesen Müller-Himmel finden, die man bisher vielleicht nur in ihrer Bedeutung für den Volkshumor übersehen hat[1]) — noch interessanter wär es, wenn sich etwas davon bis in die Neuzeit sich erhalten hätte.

Aufzeichnungen aus dem Tagebuch eines Handwerkers über die in Grünberg anläßlich des Regierungsjubiläums des Landgrafen Ernst Ludwig veranstaltete Feier.

Mitgeteilt von Otto Kunkel, Gießen.

Unter anderen vergilbten Papieren fand ich in meiner Vaterstadt Grünberg auch ein altes Tagebuch. Sein Verfasser war ein einfacher Handwerker. Er hieß Johann Daniel Dörr und ist im Jahre 1700 geboren. Nach der Rückkehr von seiner zehnjährigen Wanderschaft, auf der er, wie aus seinen Aufzeichnungen hervorgeht, 160 Städte besuchte, legte er sich ein Tagebuch an. Es enthält aber nicht nur familiengeschichtliche Notizen, sondern auch sonstige Begebenheiten, die dem Verfasser aus irgendwelchen Gründen bemerkenswert erschienen. So gibt es uns unter anderem eine Schilderung der Feier, die man in Grünberg anläßlich des 50jährigen Regierungsjubiläums des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen im Jahre 1738 veranstaltete. Da sie mir auch für weitere Kreise von Interesse zu sein scheint, gebe ich die betreffende Stelle des Tagebuchs im Folgenden wortgetreu wieder. —

„Anno 1738 d. 17ten Febr. des Montags ist ein gefallender beglückter Tag unsers Gnädigsten Landsfürsten und Herrn Hl Ernst Ludwig welcher biß

---

[1]) Das wäre um so eher möglich, als himel auch in der Bedeutung „(gewölbte) Decke“ vorkommt, wofür himelze das eigentliche Wort ist.

auf dißen Tag alß ein lieber Landesherr und Vatter glücklich und gesegnet regieret hat 50 Jahr. Welches biß auf diße Zeit noch Vor etwas seltzames und rahres mag gehalten werden und des Wegen Wir es auch Vor eine große gnade Von Gott dem Herrn Dankbahrlich erkennen. Wie Wir dann auch nicht weniger auf ihre Veranstaltung Gott dem Herrn Zu Ehren, unserm Landsfürsten Zu einem besonderm Ruhm, und Große Gnade, dißen Tag in dem gantzen Land alß ein Dankfest Celebriret und gefeyert haben, und diß also hir in Grünberg nach gemachter Ordnung Kirchen würdig Vor andere Städte im Land tractiret worden. Vor das I. ist 12 schu Vor dem rathhauß eine Ehren porta aufgeführet worden. Woran forne unseres Gnädigsten Fürsten und Herrn sein Contrafoi und des Erbprintzen sein Contrafoi aufgestellet worden. Und Die Hochfürstl Wappe dar Zwischen. Oben darauf ist ein Boden gemacht worden 12 schu lang u 12 breit. Worauf die Musicanten mit aller Hand jnstrument auch Pauken und Drometen gar schön tractiret haben und also nach dißem der Zug vor sich ginge und durch die Ehrenporta und durch die Wacht nach ortnung Wie sie nachein ander gefolgt sind biß in die Kirche vollendet. Erst haben die Hl Musicanten mit Trometen Vorher plasen müßen. Und haben die Herrn Beambten und andere Stadspersonen nachgefolget. Item der löbl Stadtrath et Kirchenrath Stadtführer und alle Ober und under officier nach ordnung alle paar Weiß nachgefolget. Worbey auch zu merken, daß auf des Herrn raths ordere sich ein jeder officier einer Wie der andere ein silberne Tresse umb den Huth hat müßen veranschaffen. Welches demnach alles prober an Zu schauen gewest. Und mit Rock nnd Degen und nach der besten an Kleydung sich schön gezeiget. Nach dißen folgten nach Loß und ordnung alle Zünfte und gemeine der löbl Bürgerschaft. Welche auch auf dem rath Hauß gewesen gleichförmig all mit Ihren Mänteln und insbesondere Jede Zunft wie sie im Loß her auß kommen nachein ander in schöner ordnung nachgefolget biß in die Stadt und Haubt Kirch allhir."

„Da dann nach etl abgesungenen schönen Liedern unser Herr Metropolitan sich Vor das altar erhoben. Gott dem Herrn zu Ehren und unserm Landsfürsten Von bey gelegter großer gnade die er und Wir von Gott dem Herrn empfangen, da er ein 50-Jährig Seculum in seinem Land alß ein Regent regieret hat, da unsere Vätter und Wir under seinem Schutz sicher gewohnt und gesessen haben und hat er also mit fröhlichem und munderen Geiste bei unser Großen und folkreichen Versammlung eine schöne an und Vor rede hir um gehalten. und nach dießem witter ein Lied abgesungen und also ist er witter auf die Cantzel gegangen und eine schöne Zwey stündige Predig gehalten und als dißes Vorbey gewesen so ist das De Deum laudamus mit alle jnstrument angestimbt worden. Wormit auch zu beßerem Lob und mehren Freude die schöne Veranstaltung gemacht worden, daß die ganze Compagni der Land Meliz auf den Kirch Hof commandiret worden und in dem vorgemelden Lied nach abteilung dreyer Verse wo ein Wenig still stand gehalten bey jedem Vers eine schöne Salbe gegeben worden. Und haben also weitter nach einem andächtigen gebät und gesprochenem Seegen ein jeder sich witter nacher Hauß verfüget und dißen Tag firdig gehalten. Den andern Tag hernach haben alle Zünfte sich witter bey ein ander versammelt und nach untherthänigster Pflicht u schuldigkeit unserm Gnädigsten Landsfürsten und Herrn zu Ehren und des gantzen fürstlichen Haußes unsere innigliche Freude

und devotion hirmit bezeigen wollen. Wor Zu denn auch einem jedem Bürger u Zunft Genoß gegen eine Specification der manschaft bey jeder Zunft Von dem Hl Vorgemeister auf jeden Mann Ein Halbmaß Wein an geld in das Zunft Hauß zu geschickt worden welches alles mit frölichem muth bey jeder Zunft verzehrt worden. Und was bey den Zünften forräthig gewesen an geld in gleicher Freud mit lassen aufgehen.

Ich habe dißes geschrieben
mit meiner Eigen Hand
Zu Ehren unserm Fürsten
und unserm Vatterland.
Gott erhalte uns in ruh
Vor Krieg uns stets bewahr
Damit das fürstenthum
Florire immerdar.
Auf daß wir können wohnen
in Einigkeit und Fried
Und under seinem Schutz
Vor unglück bleiben behüt.
Biß daß nach dißer Zeit
uns aufnimmt Gott der Herr
Dar bey schreib ich mein nahme,
Der heißt Johann Daniel Dörr."

Hirtenbräuche in Hessen.

Von Hirtenbräuchen in Hessen ist in diesen Blättern bisher noch wenig oder gar nicht die Rede gewesen. Und doch haben wir in manchen Landesteilen solche. So ist der Vogelsberg noch heute das Land der Viehzucht, und es gibt noch manches Dorf, das seinen Kuhhirten, Schafhirten, Schweinehirten und Gänsehirten hat, und daneben andere Dörfer, in denen die Einzelhut in Blüte steht, d. h. in denen irgend jemand aus der Familie oder ein sogenanntes Hütekind das Vieh am Vormittag und Nachmittag auf die Wüstungen oder anderes Gemeindeland treibt. Die Spiele der Hütekinder unter sich, ihr Ringelstock, ihre Rufe gegeneinander usw., das alles ist noch ebenso wenig bei uns gesammelt worden, als die eigentümlichen Bräuche, die mit dem Leben der Gemeindekuhhirten, -Schafhirten usw. sich verbunden und die z. B. in dem Aufheben der „Braten" einen besonderen Ausdruck gefunden haben.

Aus alten Urkunden kann man nun mitunter mitten unter anderen Nachrichten Wertvolles über in Hessen verschwundene Hirtenbräuche und -sitten erfahren. So schreibt Pastor M. Philippus Vigelius in seinem Protocollum, natürlich von dem Standpunkte des Pfarrers und Seelsorgers aus, unter dem 24. Mai 1668: „Den 24. Mai habe ich allhie aus der Kyrchenordnung abgelesen auf der Kantzel wider die leichtfertige Üppigkeit der Knechte (heute = Burschen), so auf Walpury eyn feuer bey meinem Pfarracker oben am Holtzweg gehabt (darbey vielleicht geschossen vnd die Lehn ausgerufen), item den ersten Pfingsttag morgens vor der Mätten (= Frühgottesdienst) mit den pferden waren auf die Weide geritten, die nacht darauf nach mitternacht ümb 1 Uhr auf der gassen gesungen und bey demselben einen Schwerdttanz bey dem Ratshauß gehalten; und da darüber der Caplan auf Pfingstmontag in der Predigt gezornt, sie folgenten Pfingstdienstag abends, da sie von der Weyde kommen, uns gleichsam zu trotz im Flecken herumb 3 mal ümb die backhäuser[1]) her (wie gesagt ward), und vor den Pfarrhöfen vorüber geritten, da einer

[1]) Marginale: Dieses Umbreiten sollen sie in 14 jahren nit gethan haben vnd ietzo wider angefangen haben.

gantz geschwärzt gewesen (Caspar Herden knecht), und einer auf den pferd hinderst zuvorderst gesessen und des pferdes schwantz in der Hand gehabt."

In vorstehenden Zeilen sind offenbar 2 Bräuche mit einander verknüpft, einmal Bräuche des Walpurgistages mit dem Lehnausrufen, das ja in Oberhessen weithin verbreitet war, und dem Anzünden eines Feuers, über das vielleicht die Burschen sprangen, und dann Bräuche des Hirtenlebens. Die Weide, auf die die Burschen ritten, ist heute noch als solche im Namen kenntlich. Es ist die sogenannte Pferdpfingstweid. Die Weidezeit der Pferde begann mit Pfingsten, und die oben geschilderten Ritte und Umzüge haben offenbar zu den Bräuchen gehört, mit denen man den Anfang der Hut, der schönsten Zeit im Jahr, beging. Wie der Schwertertanz sich in diese Hirtenbräuche einreiht, ist schwer zu sagen. Er ist ja für noch andere hessische Orte z. B. Lollar belegt, aber in andrer Verbindung. Vielleicht ist er bloß ein Ausdruck der hohen Freude, die die Frühlingszeit ganz durchzieht, ebenso wie der närrische Schluß mit dem verkehrten Reiten.

Großen-Linden. Schulte.

Wenn das Korn reift.

Das Korn braucht, wenn es in die Halme geschossen ist, 8 Wochen, um reif zu werden. Unser Volk sagt von ihm:

vierzehn Tage blüht's,
vierzehn Tage kernt's,
vierzehn Tage weißt's (d. h. wird es weiß).
vierzehn Tage reift's.

Bei gutem Wetter gehen vierzehn Tage ein. Die Ernte selbst liegt im Juli. Man sagt in Großen-Linden: „Die Margrit is e Platz" (eine Lügnerin). Das will sagen: Ob auf den Margarethentag (13. Juli) das Korn zur Ernte reif ist, ist ungewiß.

„Der Jakob is aber e gewissener Mann". Das will sagen: Am Jakobstag (25. Juli) ist das Korn sicher zum Schneiden reif.

Großen Linden. O. Schulte.

Sage über die Entstehung des Ortes „Dorf-Güll".

Über die Gründung und den Namen von Dorf-Güll gibt es eine Sage, die heute wenig mehr bekannt zu sein scheint. Ich hörte sie aus dem Munde des verstorbenen Rechners Leidich zu Grüningen. Als Quelle gibt dieser einen gewissen Fabricius, weiland Oberförster zu Arnsburg, an. Zu lesen sei sie in einem mehrbändigen Werke desselben über Arnsburg. Über ein solches Buch ist indessen nirgends mehr etwas zu erfahren; vielleicht liegt irgend ein nicht mehr aufzuklärender Irrtum des Herrn Leidich vor; daß er die Geschichte erfunden hätte, ist nicht gut anzunehmen. Da ich die Sage vielfach wiedererzählte, ohne jemanden zu finden, der sie noch kannte, mag sie unter möglichster Wahrung der Fassung, in der ich sie hörte, der Vergessenheit entrissen werden.

Es war im grauen Mittelalter. Streng waren die Sitten, hart und grausam die Strafen, Ungerechtigkeit namentlich gegen die Armen und Geringen an der Tagesordnung.

In jener Zeit lebte in dem mit Mauern umgebenen, von Türmen bewehrten Grüningen ein Mädchen mit Namen Gille. Sie wurde eines Tages beschuldigt, mit einem Holzheimer Burschen unlautere Beziehungen unterhalten zu haben. Dieser, aus einer reichen Familie stammend, hieß Hans Kuhl, Kuhlhanz, genannt. Er hatte allerdings ein Auge auf die hübsche Dirne geworfen sehr zum Verdrusse der reichen Bürgermeisterstochter Marie von Grüningen, die besagten Kuhlhanz gern als Ehegemahl gehabt hätte. Da sie ihn aber trotz aller Verführungskünste nicht in ihre Netze ziehen konnte, so brachte sie es fertig, die arme Gille in obengesagter Weise zu verleumden, denn sie hatte eine gar scharfe Zunge, Bürgermeisters Marie, und ihre liebste Lust war es, Land und Leute zusammenzuhetzen. Ihren Vater hatte sie ganz in ihrer Gewalt, und so war es ihr ein Leichtes, denselben dahin zu bringen, daß die arme Gille unter der erwähnten Anschuldigung ausgewiesen wurde. Um sich vor den Augen der Welt zu verbergen, begab sie sich dahin, wo heute die Seemühle liegt. Hier befand sich in jener Zeit ein langgestreckter Sumpf. In dem hohen Schilfe desselben fand die Arme ein gutes Versteck. Die Kunde von der Ausweisung verbreitete sich rasch und drang zu Kuhlhanz. Ein maßloser Schmerz bemächtigte sich des biederen Burschen, und er begab sich auf die Suche nach der Gille. Ließ es ihm doch keine Ruhe, daß das Mädchen seinetwegen ein so hartes Los getroffen hatte. Ein Arnsburger Mönch entdeckte endlich die Arme. Am späten Abend, als er am Sumpfe vorüberging, hörte er reden. Er ging dem Tone nach und fand die Gille im Gebet. Durch ihn erhielt Kuhlhanz Kunde von ihrem Aufenthalte. Er beschloß, die Verleumdete wieder in Ehren zu bringen, indem er sie heiraten wollte. Diesen Plan billigte der Mönch. Aber die Eltern widersetzten sich der Heirat mit dem armen Mädchen. Da Kuhlhanz einen harten Kopf hatte, verließ er seine Heimat. Er begab sich zur Gille, und es gelang ihm, sie zur Heirat zu überreden. Die Trauung fand in Arnsburg statt. Und da der Abt ein reges Interesse an dem Paare hatte, denn er war den Grüningern gram, nahm er dasselbe in seinen besonderen Schutz. Er erlaubte ihm, sich am Sumpfe niederzulassen. Eine Hütte war bald gebaut. Das junge Paar beschäftigte sich mit Hühnerzucht und verrichtete mancherlei Arbeiten für das Kloster, so daß ihm Mangel fern blieb. Auch wurde ihm vom Kloster ein Stück Land nördlich von Dorf-Gill überlassen, welches es urbar machte. Viel trug es allerdings nicht ein, denn es gehörte gerade nicht zu dem fruchtbarsten Felde, aber es genügte zur Befriedigung seiner Bedürfnisse. — Kinder kamen, Bekannte und Klosterhandwerker siedelten sich an, so daß bald ein kleines Dorf entstand. Da der Platz jedoch ungesund war, auch öfters von Überschwemmungen zu leiden hatte, schlug man seine Hütten etwas weiter nördlich auf, da wo heute Dorf-Gill liegt. In der neuen Ansiedelung stand die Gille in hohem Ansehen, weshalb man sie auch ihr zu Ehren „Dorf der Gille" nannte, woraus dann Dorf-Gill wurde. Da sie einst so viel durch Verleumdung zu leiden gehabt hatte, wurde in dem Dorfe kein Verleumder geduldet, wodurch es sich weit und breit eines guten Rufes erfreute. Allerdings soll es heute anders geworden sein, und es wäre nötig, so sagt man, daß die alte Gille einmal wieder käme und mit unerbittlicher Strenge die Lästermäuler vertriebe. Die Geschichte muß wahr sein, denn das Feld, das der Gille vom Kloster überlassen worden war, wurde damals „Auf der alten Mutter Feld" genannt und „Auf der alten

Mutter" heißt es noch heute. Ebenso wurden die Äcker, welche später Kuhlhanz von seinen Eltern erhielt, als er sich mit ihnen durch Vermittlung des Abtes wieder ausgesöhnt hatte, „Auf dem Kuhlhanz seinem Felde" genannt, welche Flur heute noch den Namen „Auf dem Kuhlhanz" führt.

Dorf-Güll. J. Köhres.

„Gefunden."

Göthe betont in dem Gedichtchen, das obigen Namen trägt, daß er sein Glücksblümchen (Chr. Vulpius) so von ohngefähr, ohne daß er darnach suchte, gefunden habe:

Ich ging im Walde so für mich hin,
Und nichts zu suchen, das war mein Sinn.

Vielleicht schwebte ihm da der alte Volksglaube vor, der auch in unserer Gegend sich noch vorfindet, daß man Glücksblümchen und -blättchen ungesucht finden muß, wenn sie Wirkung haben sollen.[1])

Im Vogelsberg gelten als Glückspflanzen Kleeblätter mit einer geraden Anzahl Blättchen, also vier oder sechs, und doppelte Kornähren. Die muß man jedoch „in Gedanken" gefunden haben, also ohne daß man an sie dachte und sie suchte. Anderenfalls sind sie nicht glückbringend.

Auch von Artemisia vulgaris (gem. Beifuß), auch „Johannisgürtel" genannt, heißt es (nach einer Mitteil. im „Urquell", N. F. I., 351): Wer am Mittsommertage in Feld und Wald lustwandeln ging ohne etwas zu suchen oder dieser Pflanze zu gedenken, sie aber dennoch fand oder sah, für den gestaltete sich das Exemplar zu einem Glücksmagneten.

„Unglücksblätter" aber sind nach dem Volksglauben die ungeraden Kleeblätter, die dreifachen ausgenommen; darum ist es zwecklos, fünf- oder siebenblättrige Kleeblätter aufzuheben. Auch die dreifachen Kornähren bedeuten Unglück und sind deshalb lange nicht so wertvoll wie die doppelten.

Reuters. H. Weber.

Barfüßigkeit.

Im Anschluß an die oben S. 129 gemachten Bemerkungen möchte ich auf einen neugriechischen Brauch hinweisen, der mir bei einem Besuch der Insel Leukas wieder in Erinnerung kam; Friedrich Pfister hat schon im Archiv für Religionswissenschaft IX 1906 S. 542 von ihm Kunde gegeben. Auf Leukas, in der Kapelle des Heiligen Joannis Rodakis werden zwei Pflugspitzen aufbewahrt, vielleicht noch Weihgeschenke aus dem antiken Heiligtum, das dort lag. Diesen Pflugspitzen schreibt der Volksglaube eigentümliche Kraft zu: nach der Geburt eines Mädchens schreiten die Weiber mit nackten Füßen über die Pflugspitzen, während der Papas ein Gebet dazu spricht, dann wird das nächste Kind ein Knabe. Die uralten, primitivem Denken so

---

[1]) Vgl. Wuttke, Volksaberglauben[3] § 203 und Register s. v. Gefundenes; über den Klee ebenda § 130.

vertrauten Verbindungen wie Erde=Mutter, Saat-Zeugung, Pflug=Phallos (Dieterich, Mutter Erde S. 47, 78, 109; Fehrle, Kultische Keuschheit S. 170) lassen diesen Brauch verstehen. Uns ist darum wichtig, daß die Frauen mit nackten Füßen über die Pflugspitzen treten, sie leiten dadurch die fruchtbarmachende, magisch wirkende Kraft des verehrten Gegenstandes in sich über. Also auch hier im neugriechischen Brauch die gleiche Bedeutung der Barfüßigkeit, die wir aus so manchem altgriechischen kennen.

Athen. Otto Weinreich.

Schlange im Befruchtungsglauben.

Die Entstehung des Menschen, die Geburt, ist für primitive Völker eine der auffälligsten Erscheinungen, die in ihrer natürlichen Bedingtheit zu verstehen, lange unmöglich war. Daß es noch heute Stämme gibt, denen der Zusammenhang von Kohabitation und Konzeption, von Zeugung und Geburt unbekannt ist, hat Albrecht Dieterich gelegentlich betont (Mutter Erde S. 32; Foy, Archiv für Religionswissenschaft VIII 1905 S. 546). Daher diese Fülle von Mythen, die das Wunder der Geburt deuten. Einen dankenswerten Überblick über diese Fragen gab Ferdinand Freiherr von Reitzenstein in seinem Aufsatz „über den Kausalzusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Empfängnis in Glaube und Brauch der Natur= und Kulturvölker" (Zeitschrift für Ethnologie, 41, 1909 S. 644 ff.) Noch die Mythen und Riten so entwickelter Kulturvölker wie der Griechen und Römer spiegeln jene Verständnisse wieder, Analogieen, die Reitzenstein nicht eindringend genug behandelt. Um von Schenkelgeburt (Liebrecht, zur Volkskunde S. 490; Gruppe Griechische Mythologie und Religionsgeschichte S. 904, 1) Meinhof, Arch. f. Rel.=Wiss. XIV 1911 S. 489; 493; Caland ebenda S. 502), Steingeburt (A. von Löwis of Menar Archiv f. Rel.=Wiss. XIII 1910 S. 524; XIV 1911 S. 641) und anderem (Fehrle Kultische Keuschheit S. 22) abzusehen, möchte ich nur eines herausgreifen, was für antike und neuere Überlieferungen wichtig ist: die Bedeutung der Schlange im Befruchtungsglauben. Zur Ergänzung der oben S. 129 gegebenen Nachweise diene folgendes Material, das ich Reitzensteins Aufsatz entnehme. Unfruchtbare Zigeunerinnen der Donauländer tragen „Schlangenpulver" bei sich (S. 667). Eine Schlange zu berühren hilft gegen Sterilität; es ist wohl sekundär, wenn hier in diesem Heilzauber noch Speichel und Menstrualblut angewandt wird. Doch sollen, wie die Macusi=Indianer glauben, gerade menstruierende Frauen und Mädchen verliebten Angriffen von Schlangen ausgesetzt sein (S. 668). Bedeutsam ist ein Idolzauber bei den Reifegebräuchen in Transvaal: Die Mädchen tanzen um eine aus Lehm geformte Schlange, dann müssen sie Feuer anblasen und eine mit Dornen gespickte Lehmfigur als Kind auf dem Rücken tragen (S. 680). Wenn die Eingeborenen von Cap Bedford die Entstehung der Mädchen darauf zurückführen, daß eine kleine Brachschnepfe in den Leib der Mutter gelangte, Knaben aber in Gestalt von Schlangen in den Mutterleib eingehen (S. 649 f.), so zeigt sich auch hier noch die phallische Bedeutung der Schlange.

Athen. Otto Weinreich.

Literarischer Nachweis.

In Bd. X, S. 37, dieser Blätter bringt Pfarrer W. Hoffmann-Westhofen (Nr. 4 der „Sagen aus Rheinhessen") die Sage von den drei Schwestern und der turmlosen Kirche zu Udenheim, die von Lehrer Eß in der „Darmstädter Zeitung" und dem zu Oppenheim erscheinenden Blatte „Landskrone" im Aug. 1905 mitgeteilt wurde. Er nimmt an, daß jene Sage dort zum ersten Male veröffentlicht worden ist. Es sei dem gegenüber darauf hingewiesen, daß bereits in den „Quartalblättern des Historischen Vereins f. d. Großh. Hessen" 1884, S. 26—27, diese Legende in genau derselben Form nach Erzählung v. Greim-Darmstadt gedruckt worden ist. Ihre Mitteilung an dieser Stelle wurde veranlaßt durch einen Vortrag von M. Rieger über die Schicksalsgöttinnen zu Worms, der ebenda veröffentlicht ist.

Gießen. Dr. August Roeschen.



Bücherschau.

F. J. Bronner, Bayerisches Schelmen-Büchlein. 165 Schwänke und Schnurren über bayerische Ortsneckereien. 2 scherzhafte Plaudereien über Taufnamen-, Handwerker-, Standes- und Berufsneckereien. (1300 Ortsneckreimen mit Erklärung und 200 Ortsneckreime.) Aus dem Munde des Volkes gesammelt und allen Freunden deutschen Volkshumors gewidmet. Ein bayer. Schildbürger- und Scherzbuch, ein wichtiger Beitrag zur deutschen Volkskunde und eine Monographie zur Geschichte des deutschen Volkshumors. (Quellenschriften zur bayer. Volkskunde [?]) 263 + IV (!) S. Diessen vor München, Jos. C. Huber, 1911. 8°. 4 M.

Das Büchlein mit dem etwas marktschreierischen Titel kann wenig Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben. Der Verfasser, dem wir die ähnlich gearteten Bücher „Bayerisch' Land und Volk" (München, M. Kellerer, 1910[1]) und „Von deutscher Sitt' und Art" (München, M. Kellerer, 1909; vgl. diese Zs. VIII (1909) 75 f.) verdanken, betritt hier das in letzter Zeit von der Volkskunde eifrig gepflegte Gebiet des Volkshumors. Auf S. 13—124 bringt er in bunter, planloser Folge vielfach aus älteren Quellen geschöpfte, z. T. auch ungedruckte Schwänke über Ortsneckereien aus allen Teilen Bayerns. Als Pfälzer interessierte ich mich dabei besonders für die auf meine Heimat bezüglichen und fand, daß Verfasser hier wie wohl auch sonst nicht mit der nötigen Kritik bei der Aufnahme verfuhr. Was z. B. die rechtlich begründete Sitte als Geschichte vom Lambrechter Geißbock S. 83 f. unter die Schwänke gebracht hat, ist nicht einzusehen. Die Geschichte von der Entstehung des Namens „Pfalz" S. 110 bezieht sich nach Schmeller, Mundarten Bayerns 488 (bei L. Aurbacher, Ein Volksbüchlein II 230 Reclam) auf die Ober-, nicht die Rheinpfalz und wird dort also wiedergegeben: „Wie unser Herrgott die Länder des ganzen Erdbodens verteilt habe, sei auf die letzt noch ein einziger kleiner Winkel übrig geblieben. Weil den nun niemand gemöcht habe, so habe er denselben dem

Teufel angetragen. Aber auch dem sei er zu schlecht gewesen und habe frei zu unserm Herrgott gesagt: ‚Pfalzt's!' Deswegen heiße man dies Ländchen bis auf den heutigen Tag die Pfalz." Daß das Verzeichnis von 1200 Ortsneckereien nicht vollständig ist, weiß Verfasser selbst. Ich trage hier einige pfälzische Ortsneckereien nach, die ich durch eine Umfrage im „Pfälzerwald" XI (1910) 29 f. ermittelte. Albersweiler: Steinbrüchler, Steinesel, Eselsbuben; Annweiler: Samtärmel; Appenhofen: Kuckucke; Altrip: Wasserhinkle; Bann: Worschtzippel; Bennhausen: Wämmescher; Biedershausen: Backebeere; Biedesheim: Rüwe; Billigheim: Dorfhengste; Birkweiler: Rückkörb; Börrstadt: Rechegawel; Breitenbach: Gelbrüben; Brenschelbach: Kothähne; Bruchmühlbach: Schwedische. Dannstadt: Sandhasen; Dellfeld: Flara. Eppenbrunn: Hädstorze (Waldteufel). Fehrbach: Tiroler; Fischbach (Pirmasens): Schlappohre. Gerbach: Schwarzamseln; Gerhardsbrunn: Manschettenbauern; Godramstein: Steinesel. Hagenbach: Wod ich (= Wollt' ich!); Harsberg: Flöh; Hayna: Wind, Betze, großer Stall, Zwiebelhengst; Herschberg: Quatschekuche; Hertlingshausen: Viehhändler; Hettenheim: Fresser, Leidelheim: Duwacksbauern, Hettenleidelheim: Wurstzipfel; Hilst: Kuckucke; Hochstellerhof: Plätschen. Ilbesheim: Schlappohre; Imsbach: Ulane; Jakobsweiler: Besebinner. Kaiserslautern: Lautringer, Schäbsler; Karlsberg: Scherenschleifer; Kapsweyer: Wuthähne; Katzenbach: Wassele; Kerzenheim: Säubeerefresser; Knopp: Käsfresser; Krähenberg: Hämmel. Landau: Kuhdieb; Linden: Galerüweschwänz; Ludwigshafen: Rheinschnoke. Martinshöhe: Sacker Hachel; Mauschbach: Kälber; Meckenheim: Sandhasen; Mertesheim: Kleinschweinfurter; Mundenheim: Kiewelsch . . . . . r. Niederotterbach: Sandhasen. Obernheim: Speckdäler; Oberhausen: Krautstorze. Pforz: Traumuslöffel. Ramsen: Hornvieh; Rheingönheim: Polacken; Rinnthal: Hädstorre; Rittersheim: Perücke, Polkaang; Rothselberg: Klowe; Rutsweiler: Bremmestorze. Siebeldingen: Kuhfresser; Simten: Spengler; Spesbach: Mäldepänz; Steinbach: Fresser; Steinhausen: Hornochsen. Tiefenthal: Steinwürm; Trulben: Sandhasen. Vinningen: Lehmestamper; Vorderpfalz: Pfannkuchenland. Waldhambach: Esel; Waldrohrbach: Ochsen; Waldsee: Brotsäckel; Walshausen: Hanauische, Salatpänse; Wattenheim: Buttermilchsch . . . . r; Wernersberg: Kuckucke; Weselberg-Zeselberg: Höhstorre; Winzeln: Besenbinder; Wörth: Schnoke. (Zweibrücken: Schneckeschnorum [= hebr. zwei Brücken]).

Die vom Verfasser manchen Ortsneckereien beigefügte Erklärung ist vielfach mangelhaft. Was aber am meisten mißfällt, ist das ganz unwissenschaftliche Gebaren, zumal bei der Darbietung der Ortsneckreime und Dorflitaneien, Standes- und Berufsneckreime. Hier dürften trotz dem populären Charakter, den das Buch hat, treffliche Vorarbeiten nicht völlig ignoriert werden; wenn der „wichtige Beitrag zur deutschen Volkskunde" als „Quellenschrift" angesehen werden will, mußte Verfasser sich auch nach außerbayerischen Quellen schon etwas besser umsehen; an einer Arbeit z. B. wie B. Kahles „Ortsneckereien und allerlei Volkshumor aus dem Badischen Unterland" (Blätter des Badischen Vereins für Volkskunde Heft 7 [1908]) konnte Verfasser manches lernen. Ich erwähne ferner A. Kellers Buch „Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors", das Verfasser zwar kennt, aber nicht entsprechend benützt. In der Plauderei über die Taufnamen war deren appellativer Charakter z. T. zu berücksichtigen. Der Mangel eines

alphabetischen Verzeichnisses aller in dem Buch genannten Namen macht sich unangenehm fühlbar. Für eine Neuauflage empfehlen wir neben der Ausmerzung alles Unberechtigten, besonders im 1. Teil, eine Erweiterung des Buches etwa in der Hinsicht, daß auch der Volkswitz zum Wort kommt, d. h. jene instinktive, realistische Beobachtungsgabe, jener psychologische Scharfblick, der in kernhaften Sprüchen, Redensarten, Liedern und Scherzworten mit elementarer Kraft sich Ausdruck schafft. Hierher gehören z. B. die scherzhaften Begleitreden beim Kartenspiel, wunderliche, derbe Schlagreime und Ulksätze, mit denen der biedere Kartenbruder sein Tun bekräftigt; hierher die zahlreichen Inschriften auf Stücken alten Hausrats, die Narrenaufträge z. B. zum 1. April; hierher die scherzhafte Behandlung einzelner Körperteile im Volksmund, z. B. der Nase. Einschlägigen niederdeutschen Volkshumor hat gesammelt P. Orlamünder, Volksmund und Volkshumor (Bremen 1908).

Vielleicht stellten wir zu hohe Anforderungen an B.s „Schelmen-Büchsein", das ja, wie in den beiden letzten Abschnitten ausdrücklich bemerkt wird, nur Plaudereien bieten, also mehr unterhalten als belehren will. Als gediegener Grundstock einer mit viel Liebe zusammengetragenen Materialsammlung zur Geschichte des bayerischen Volkshumors ist B.s Büchlein jedenfalls heute schon zu begrüßen. Der Preis von 4 M. ist zu hoch.

Zweibrücken. Albert Becker.

Kaschubische Hausindustrie. Auf Anregung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege herausgegeben von Ernst Seefried-Gulgowski mit 32 Abbildungen. Berlin W 11. Deutsche Landbuchhandlung. G. m. b. H. 1911. 36 S. 8°. Preis 1 Mk.

Dieses Heftchen gibt ein äußerst anschauliches und fesselndes Bild vom Hausfleiß in der Kaschubei im westlichen Westpreußen. Von dem Wunsche beseelt, der armen Bevölkerung materielle Hilfe zu bringen, hat Seefried-Gulgowski ein genossenschaftliches Unternehmen in die Wege geleitet, das allein schon um seiner sozialen Bedeutung willen Aufmerksamkeit verdient. Da es zugleich auch der Wiederbelebung alter Volkskunst dient, darf auch an dieser Stelle darauf hingewiesen werden. Angeregt durch Sohnreys Schriften, hat sich Seefried-Gulgowski in das Studium der alten Künste, wie Weberei, Töpferei, Wurzelflechterei vertieft und in Handfertigkeitskursen die Jungen an alten schönen Beispielen manche infolge des Eindringens der billigen Fabrikware fast vergessene Technik gelehrt. Die Alten sahen es ihnen ab, und in den langen Wintermonaten, die die Bauern zu einer gewissen Untätigkeit verurteilen, warf man sich jetzt mit Eifer auf diesen neuen Erwerbszweig. Bewundernswert ist auch, wie die Frau des Verfassers die Bauernmädchen in der Kunst des Stickens unterweist und die alten Stickereimotive an modernen Arbeiten praktisch verwerten läßt. Die ornamentalen Muster in der künstlerisch freien Plattstichmanier, mit Gold, Silber und Seidenfaden auf Samt und Leinen ausgeführt, offenbaren eine farbenfrohe, originelle Volkskunst. Die Tulpen-, Herz- und Kreismotive waren vorherrschend, und mit feinem Gefühl ordnen sie die Mädchen nun schon selbständig auf Decken, Läufern und Kleidern an. Es ist eine Freude, wie den Leuten durch dies alles der Sinn

für die alten Schönheiten geweckt wird, und sie sich selbst wieder schöpferisch betätigen. Bei der Gelegenheit möchte ich erwähnen, daß in unserer Nähe in Dautphe (Kr. Biedenkopf) der dortige Lehrer Metzler die gleichen Erfolge erzielt hat, sie aber, soviel ich weiß, nicht kaufmännisch verwerten läßt (vgl. O. Schwindrazheim, Die Dorfkunst und die Gebildeten auf dem Lande, 20. Flugschrift des Dürerbunds). Es wäre zu wünschen, daß die vorliegende kleine Schrift auch anderorts in Pfarrers- oder Lehrerskreisen zu ähnlichen Unternehmungen ermutige; es ist nicht abzusehen, welcher Segen überall daraus erwachsen könnte. Warum sollte eine deutsche künstlerische Hausindustrie nicht erfolgreich mit der schwedischen wetteifern?

Gießen. Aenne Hepding-Quentell.

Emmanuel Friedli. Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Dritter Band: Guggisberg. 688 S. groß 8°. Mit 189 Illustrationen im Text und 17 Einschaltbildern nach Originalen von R. Münger, W. Gorgé, F. Brand, G. Hostettler und nach photographischen Aufnahmen von Dr. E. Hegg, F. Bürki u. a. — Herausg. mit Unterstützung der Regierung des Kt. Bern. — Bern. Verlag von A. Francke. 1911.

In Band VIII Heft 1 dieser Zeitschrift ist die Eigenart dieses in Zeitabschnitten von drei zu drei Jahren erscheinenden Werkes so eingehend besprochen worden, daß es genügt mit wenigen Worten folgendes zu erinnern: Friedlis Werk bietet in jedem Band ein abgeschlossenes Bild bernischen Volkstums im enggezogenen Rahmen einer Gemeinde. Insofern der beschreibende Text auf jeder Seite reich durchsetzt ist mit Belegen der lokalen Mundart und diese durch einen genauen alphabethischen Nachweiser leicht auffindbar gemacht sind, leistet Friedlis Werk den Dienst eines sachlich und alphabetisch zugleich geordneten Idiotikons der bernischen Mundart, geht also z. B. über den Plan von Schöner's sachlich geordnetem Idiotikon von Eschenrod [1]) (in der Ztschr. f. hd. Mundarten) hinaus. Vor ähnlichen volkskundlichen Werken zeichnet es sich nicht nur durch die ungemein reichhaltige und vorzügliche Illustration und die Ausführlichkeit der sachlichen Beschreibung aus, sondern ganz besonders durch die Berücksichtigung von Lebensgebieten (z. B. Handel und Verkehr, Armen- und Kirchenwesen) und natürlichen Lebensbedingnngen (Landschaft, Wetter, Wald und Wild u. dgl.), die für die Folklore im engern Sinn wenig ergiebig, für die Mundartforschung um so fruchtbarer sind.

Der vorliegende Band „Guggisberg“ führt uns wieder in eine Welt für sich: das erst seit wenigen Jahren durch die Eisenbahn erschlossene Gebiet zwischen Sense und Stockhornkette, den Amtsbezirk Schwarzenburg. Die behandelten Gegenstände sind unter folgenden Titeln vereinigt: Die Landschaft. Wald und Wild. Tiereni [2]) und ihr Nutzen. Futter. Um e Hubel um (= Um den Hügel herum). Hausbau. Im Hause. Anzug, Zusammenleben. Handel und Wandel. Armenwesen. Kirche. — Die von der Forschung bisher fast ganz vernachlässigte Mundart von Guggisberg, die zwischen denen des Oberlandes und des Mittellandes eine vermittelnde Stellung einnimmt, ist mit

---

[1]) Auf welches Herr Prof. Behaghel mich gütigst aufmerksam gemacht hat.

[2]) In der Guggisberger Sprache = Nutztiere, während die Einzahlform den engern Sinn von Reit-, Last- und Zugtieren bewahrt.

großer Mühe und Sorgfalt auf ihre älteren und jüngeren Bestandteile hin untersucht und als Ergebnis eine Reihe phonetischer Nebenformen festgestellt worden, die vom Unterland her in die bodenständige Mundart eingedrungen sind. Veranschaulicht wird uns die Mundart durch größere erzählende und dialogische Proben, in denen geflissentlich die neuen Eindringlinge des heutigen Sprachgebrauchs vermieden sind. Dieser schwierige Versuch war nur einem Gelehrten möglich, der wie Emanuel Friedli, unterstützt durch eine für diese Aufgabe hervorragende Naturbegabung, sich durch jahrelanges Einleben unter der betreffenden Landbevölkerung die Mundart, die er studiert, völlig anzueignen vermag und namentlich dadurch das Vertrauen der Landleute, auf deren Aussagen er angewiesen ist, gewinnt. Man vergesse auch nicht den schweizerischen Volkscharakter, dem die Hochhaltung der Mundart, je abgeschlossener und eigensinniger sie ist, um so mehr am Herzen liegt, und der es erklärlich macht, daß nicht bloß etwa Lehrer, sondern auch ganz ländlich aufgewachsene schlichte Leute für die Arbeit eines Forschers wie Friedli das wärmste Interesse und Verständnis zeigen. So haben denn auch an dem Bande „Guggisberg" eine ganze Reihe einfacher Landleute, besonders auch Frauen (die ja in der Sprache sich ein viel sichereres natürliches Gefühl bewahren als der weniger an die Scholle gebundene Mann) tätigen Anteil genommen. Und so strömt uns aus dem doch gelehrten Werke, dessen historische Grundlage ausgiebig benutzte Archivschätze bilden, ein Lebenshauch wie frischer Heuduft entgegen und nicht der Lampengeruch einer Volkskunde, die am Schreibpult des Gelehrten aus Hunderten von Fragebogen und niemals kontrollierten Mitteilungen von zweiter und dritter Hand entstanden ist. Namentlich die Fülle von bildlichen und redensartlichen Beispielen des Sprachgebrauchs (ein von der Mundartforschung sonst kaum gestreiftes Gebiet) bekundet den gesunden Ursprung dieser gelehrten Arbeit, in der das Volk, wie es denkt und fühlt, trauert und lacht, zum Worte kommt.

Wir halten den Band „Guggisberg" insofern für den besten der Sammlung, als er die gedrängteste Fülle und die gewissenhafteste Auswahl des dem Zwecke dienenden Materials aufweist.

Glarisegg bei Steckborn. O. v. Greyerz.

Karl de Wyl, Rübezahl-Forschungen. Die Schriften des M. Johannes Praetorius. Wort und Brauch Heft V, Breslau 1909.

Wie der Titel zeigt, beschäftigt sich der Verfasser hauptsächlich mit den Rübezahlschriften des Leipziger Magisters Johannes Praetorius. In Betracht kommen eine Daemonologia Rubinzalii Silesii 1662, der in demselben Jahre ein 2., 1665 ein 3. Teil folgte, und der Satyrus Etymologicus aus dem Jahr 1672. Sie waren grundlegend, daß Rübezahl in Deutschland eine volkstümliche Figur wurde und auch in der Wissenschaft Beachtung fand. Es sind volkstümliche Sagenelemente mit literarischen Produkten darin gemischt. Der Verfasser untersucht, was an wirklich volkstümlichen Sagen für die Rübezahl-Figur aus ihnen gewonnen werden kann und was als rein literarisches Machwerk auszuscheiden ist. Mit großem Fleiße werden in den einzelnen Erzählungen die Quellen nachgeprüft. Sie zeigen, daß wir in den Schriften ein gute Zahl volkstümlicher Sagen antreffen, die er entweder seiner Zeit

selbst entnahm oder aus Schriften kannte, die bereits früher erschienen waren. Interessant sind die Gewährsleute, die Praetorius für seine Erzählungen anführt, wie „irgend ein Mann, ein Bürger, ein Bote, gelahrte Person, guter Freund, Handwerksbursche, Fuhrmann usw. (S. 30 ff.), da sie auch in anderen Volkserzählungen ihre typischen Parallelen finden. Praetorius hat, um mit seinen Büchern Geld herauszuschlagen, eine Reihe echter Erzählungen einfach in anderem Gewand als neue Sagen zurechtgeputzt, ferner aus anderen Sagengebieten ein Rübezahlmärchen zurechtgemacht oder er entnahm seinen Stoff aus Satiren gegen bestimmte Stände und verknüpfte sie lose mit dem Berggeist, z. T. so lose, daß außer der Überschrift überhaupt keine Beziehung zu ihm gegeben ist. S. 42—158 sind die Erzählungen aus den einzelnen Schriften zusammengestellt, die einem gemeinsamen Gebiete zuzuweisen sind und eigentlich nur schwache Varianten desselben Themas enthalten (z. B. Schwarzkünstler — Wettermacher — Fopp — Berggeister — Teufels — Zauberer — Schatzsagen. Die eingehende Kritik derselben führt zu dem Endergebnis, daß Praetorius eine ganze Reihe von Geschichten aus dem Volke selbst geschöpft und durch seine Schriften das Gesamtbild Rübezahls geschaffen hat, das heute noch in unserm Volke weiterlebt.

Gießen. W. Gundel.

Berichtigung.

A. Abt sagt in der Rezension meines Buches „Die kultische Keuschheit im Altertum" (in diesen Blättern Bd. X (1911) 128): ‚Etwas zu einfach denkt sich der Verfasser wohl die Entstehung der staatlichen Priestertümer durch eine Art „Auslese der Besten" (73).' Durch diese Bemerkung muß jeder Leser ein falsches Bild meiner Ausführungen bekommen, zumal da Abt die Worte „Auslese der Besten" in Anführungszeichen setzt und dahinter eine Seitenzahl meines Buches angibt. In meinem Buch sind aber diese Worte gar nicht genannt, sie geben auch als Zusammenfassung meiner Darstellung ein falsches Bild. S. 73 suchte ich kurz den langwierigen Prozeß zu entwickeln, wie bei der Entstehung von Staaten diejenigen, die schon längst als Zauberer, Priester oder überhaupt als Vermittler zwischen Göttern und Menschen galten, „wenn sich ein geordnetes Staatswesen bildet und der Staat sich der Religion seiner Mitglieder annimmt . . . . , das Amt weiter behalten, die Vermittlung mit den Göttern zu besorgen." Dann ging ich über zu den Griechen und Römern, wo, „soweit wir die Entwicklung verfolgen können", der obengenannte Prozeß schon stattgefunden haben muß, also die bei primitiven Völkern geltende Entwicklung nicht mehr in Betracht kommt. In Griechenland und Italien bestehen altüberkommene, z. T. erbliche Priestertümer und werden neue auf verschiedene Weise geschaffen (siehe die Belege S. 74 f): Durch Verstaatlichung von Privatkulten, durch besondere religiöse Ereignisse, durch Losung, Kauf, Wahl. Das kann man doch nicht alles mit „Auslese der Besten" zusammenfassen.

Heidelberg. Eugen Fehrle.



Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 20. Dezember 1911.)

Die mit * bezeichneten Bücher sind schon zur Besprechung vergeben. Bücher, über die bereits in diesem Heft referiert wird, sind nicht mehr aufgeführt.

*Bley, Jak., De lanae in antiquorum ritibus usu. Gießen, Töpelmann 1911. 3 Mk. 60.

*Dieterich, Albr., Kleine Schriften. Herg. von R. Wünsch. Leipzig, B. G. Teubner 1911. 12 Mk.

*Forke, A., Die indischen Märchen in ihrer Bedeutung für die vergleichende Märchenforschung. Berlin, K. Curtins 1911. 1 Mk. 80.

*Grolimund, S., Volkslieder aus dem Kanton Aargau. Basel 1911.

Gusinde, K., Eine vergessene deutsche Sprachinsel im poln. Oberschlesien. (Wort u. Brauch VII) Breslau 1911.

*Herrlich, S., Antike Wunderkuren. Berlin 1911.

Kunst und Natur im Werdenfelser Land. J. C. Huber, Diessen vor München. 1911.

*J. E. Rabe, Kasper Putschenelle. Historisches über die Handpuppen und Althamburgische Kasperszenen. Hamburg, C. Boysen 1912. 5 Mk. —

*Sartori, Sitte und Brauch II (Handbücher d. Volkskunde VI). Heims, Leipzig 1911.

*Witte, Kulturbilder aus Altmecklenburg I. II. O. Wigand, Leipzig 1911. 4 Mk. 80.



Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Für unser Archiv sandten: Herr Lehrer Ferger, Höchst a. Nidder, Kinderreime und -spiele; — Lehrer Otto, Rodheim v d. Höhe, Kindergebete. und -lieder; — Pfarrer Hoffmann, Westhofen, Nachrichten von der Wöllsteiner Kirche; — Pfarrer Knott, Wallenrod, Wallenröder Chronik; — Joh. Pein IV. Nieder-Bessingen, Vier Feuersegen aus Langsdorf; — Verein f. Heimatpflege, Dieburg, Nr. 1—9 seiner Mitteilungen, „Unsere Heimat"; — Pfarrer Engel, Obbornhofen, ein Hochzeitstaschentuch; — Bürgermeister Lammert, Bürgel, Geschichte von Bürgel.

Flurnamensammlungen sind dreiundzwanzig eingegangen; sie finden sich in den Mitteilungen für die Flurnamensammlung vom Dez. 1911 S. 10f. verzeichnet.

Allen Einsendern herzlichen Dank!



Hessische Vereinigung für Volkskunde.

Mitteilungen für die Flurnamensammlung.

Ausgegeben Gießen 20. Februar 1911.

1. Aus der Generalversammlung des 30. Nov. 1910.

Nachstehende Anfragen wurden an die Kommission für die Flurnamensammlung gerichtet und, wie folgt, beantwortet:

a) Was macht man mit alten Gewannbezeichnungen, die man in Urkunden findet, und die ihrer Lage gar nicht oder nur ungefähr bestimmt werden können?

Antwort: Man setzt sie an den Schluß des Flurnamenverzeichnisses.

b) Wie verhält man sich, wenn alte Gewannbezeichnungen dem Sammler begegnen, die offenbar Stücke verschiedener heutiger Gewanne umfassen?

Antwort: Man setzt die Gewannbezeichnungen an ihre richtige Stelle im alphabetischen Verzeichnisse, macht aber in einer Anmerkung auf die Verschiedenheit aufmerksam.

c) Wie ist zu verfahren, wenn volkstümliche Bezeichnungen sich nur teilweise mit den offiziellen decken?

Antwort: Eine Anmerkung gibt die nötige Erläuterung.

d) Sollen nur die offiziellen Benennungen mit Nr. in das Verzeichnis eingetragen werden, oder auch die volkstümlichen und sonst gefundenen?

Antwort: Auch die letzteren.

e) Sollen die älteren Bezeichnungen nur dann in das Verzeichnis eingetragen werden, wenn sie stark von der jetzt geltenden Schreibweise abweichen, und nicht, wenn der Unterschied gering ist, oder sie nur so abweichen, daß es sich um die orthographische Niederschrift handelt, jetzt: „auf'm Platz", alt „uffn Blatz"? Jetzt „Hain", alt „Hayn" oder „Hayhn"?

Antwort: Nur die stark abweichenden.

f) Sind Namen, wie: „lange Hohl", „dicker Eichbaum", „Ziegelhütte", unter L oder H, D oder E, Z oder H zu setzen?

Antwort: Wenn Eigenschaftswörter bei Sammelbegriffen stehen, ist für die alphabetische Ordnung das Hauptwort maßgebend, z. B. „lange Hohl" kommt unter „H", „dicker Eichbaum" unter „E". Aber wenn sich die Beifügung mit dem Sammelbegriff zu einem Worte verbunden hat, ist der Anfangsbuchstabe des ganzen Wortes maßgebend, z. B. „Ziegelhütte" kommt unter „Z".

g) Sollen in das Verzeichnis eingetragen und in die Karte mit Ziffer eingeschrieben werden: Bäume, besondere Gebäude, Teiche, die nicht mehr vorhanden sind?

Antwort: Ja, doch so, daß im Text das Nichtvorhandensein kenntlich gemacht ist.

2. Bemerkungen zu den versandten Gemarkungskarten.

Leider ist auf den einzelnen den Sammlern zugestellten Gemarkungskarten der Ort mit einem schwarzen Flecken bezeichnet. Ein weiterer Übelstand ist, daß die Bäche, Flüsse, Straßen und Wege fehlen. Wir bitten jeden Herrn, dem daran liegt, eine genaue Karte zu liefern sich auf dem Ortsgericht des Ortes die daselbst befindliche Flurkarte durchzupausen. Dort findet er alles.

3. Aus den Erfahrungen eines Sammlers.

Bei dem Sammeln der Gewannnamen habe ich die Erfahrung gemacht, daß hier in Großen-Linden auch die Gemarkungsgrenze an sich einen Namen hat. Sie heißt „der Bann". Eigentümlicher Weise nennt unser Nachbarort Langgöns nur die Grenze gegen Großen-Linden „Bann". Ganz besonders auffallend aber ist nun noch, daß da, wo die Gemarkungen Hörnsheim (das in alten Zeiten zu Großen-Linden gehörte), Lützellinden (ebenfalls) und Großen-Linden zusammenstoßen, eine Gewann liegt, an der alle 3 Gemarkungen teil haben und die „der Urbann" heißt. Vielleicht macht jemand anders ähnliche Erfahrungen. — Auch auf Namen von Steinen, die im Feld oder Wald liegen, und von einzelnen Bäumen ist zu achten. Herr Anton Schaum, Langgöns, berichtet uns von 3 großen Steinen in jener Gemarkung, die im Munde des Volkes besondere Namen tragen. Der eine heißt „Bräuemsstan" (= Bräutigamsstein), der zweite und dritte: „di Ant" und „dr Andrach" (= Ente und Enterich). Professor Dr. Horn, Gießen, hat einmal aus der Umgebung Alsfeld eine Reihe von Namen mitgeteilt, die das Volk einzelnen Bäumen gibt, desgleichen Privatdozent Dr. Hepding, Gießen. — Endlich ist auch der Aufmerksamkeit wert, daß ein Bach oft an verschiedenen Stellen verschiedene Namen trägt. So z. B. hat die bei Großen-Linden fließende Lückenbach auf einer Wegstrecke von 20 Minuten 7 verschiedene Namen. Auch das ist des Aufzeichnens wert.

4. Zum Namen „Flurnamensammlung"

teilt Kammerdirektor Müller, Büdingen folgendes Interessante mit:

Die Fluren als rein trigonometrisch-geometrische Begriffe, wie solche die hessische Katastergesetzgebung von 1824 eingeführt und festgelegt hat, schließen sich nach der „Instruktion für die Begrenzung der Gemarkungen, Fluren, Gewannen und Parzellen zum Behufe der Katasteroperation vom 22. Juli 1874" aufs engste an den Besitzstand und die vorhandenen natürlichen, sowie an die Gewanngrenzen an. Die Fluren selbst führen jedoch nur Nummern, niemals Namen. Nur die Gewanne, Wege, Quellen, Bäche, usw. haben Namen. Auch in den alten Flurbüchern von 1824 sind die Fluren nur insofern benannt, als darunter etwa die im Zwange der Dreifelderwirtschaft stehenden Felder verstanden werden, z. B. das Oberfeld, das Hinterfeld, das Unterfeld.

5. Bitte.

Im Herbst 1911 gedenkt die Kommission für die Flurnamensammlung ihre Tätigkeit zu beginnen. Wir bitten, wenn es möglich ist, etwa bis zum 1. Oktober 1911 die Sammlungen fertig zu machen und an die einzelnen Leiter in den Provinzen, Staatsarchivar Dr. Dieterich Darmstadt, Prof. Dr. Reis, Mainz, und Pfarrer Schulte, Großen-Linden, einzusenden.

Schulte.

6. Verzeichnis der Gemarkungen des Großherzogtums und der für diese gewonnenen Sammler.*)

A. Oberhessen.

I. Kreis Gießen.

Albach: Lehrer Groh, Albach.
Allendorf a. Lahn: Seminarist.
Allendorf a. Lda.: Lehrer Adam, Allendorf a. Lda.
Allertshausen: Pfarrer Hoffmann, Londorf.
Alten-Buseck: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern.
Annerod: Seminarist.

Bellersheim: Pfarrer König, Bellersheim.
Beltersheim: Pfarrer Siebeck, Merlau.
Bersrod: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern.
Bettenhausen: Lehrer Dietz, Bettenhausen.
Beuern: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern.
Birklar: Seminarist.
Burkhardsfelden: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern

Climbach: Pfarrer Hoffmann, Londorf.

Daubringen.
Dorf-Gill: Lehrer Köhres, Dorf-Gill.

Eberstadt: Lehrer Junker, Eberstadt.
Ettingshausen: Pfarrer Nies, Ettingshausen.

Feldheim.

Garbenteich: Pfarrer Sommerlad, Watzenborn.
Gießen: Oberbibliothekar Dr. Ebel, Gießen.
Geilshausen: Pfarrer Hoffmann, Londorf.
Göbelnrod: Pfarrer Siebeck, Merlau.
Großen-Buseck: cand. phil. Neumann, Großen-Buseck.
Großen-Linden: Pfarrer Schulte, Großen-Linden (bereits fertig).
Grünberg: Karl Hermann Jöckel, Grünberg.
Grüningen: Lehrer Leidich, Langsdorf.

Harbach: Pfarrer Siebeck, Merlau.
Hattenrod: Pfarrer Nies, Ettingshausen.
Hausen: Lehrer Boßler, Klein-Linden.
Heuchelheim: Lehrer Boßler, Klein-Linden.
Holzheim: Lehrer Ranft, Holzheim.
Hungen: Lehrer Staubach, Hungen.

Inheiden: Pfarrer Bräulin, Trais-Horloff.

Kesselbach: Pfarrer Hoffmann, Londorf.
Klein-Linden: Lehrer Boßler, Klein-Linden.

Langd: Lehrer Staubach, Hungen.
Langgöns: Anton Schaum, Langgöns.
Langsdorf: Lehrer Leidich, Langsdorf.
Lauter: Pfarrer Schick, Queckborn.
Leihgestern: Lehrer Bus, Leihgestern.
Lich.
Lindenstruth: Pfarrer Siebeck, Merlau.
Lollar: Seminarist.
Landorf: Pfarrer Hoffmann, Londorf.
Lumbda.
Mainzlar.
Münster: Pfarrer Ahlheim, Münster.
Müschenheim: Geometer Ritzert, Friedberg.
Nieder-Bessingen.
Nonnenroth: Lehrer Staubach, Hungen.

*) Die Gemarkungen, hinter denen der Name eines Sammlers fehlt, ermangeln noch desselben. Wir bitten unsere Freunde, uns geeignete Personen nahmhaft zu machen.

Obbornhofen: Pfarrer Engel, Obbornhofen.
Ober-Bessingen.
Ober-Hörgern: Akt-Aspirant Schröder, Butzbach (bereits fertig).
Odenhausen: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern.
Oppenrod: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern.

Queckborn: Pfarrer Schick, Queckborn.

Rabertshausen: Lehrer Staubach, Hungen.
Reinhardshain: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern.
Reiskirchen: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern.
Rodheim: Lehrer Staubach, Hungen.
Rödgen: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern.
Röthges: Heinrich Döpfer, Röthges.
Rüddingshausen: Pfarrer Hoffmann, Londorf.
Ruttershausen: Pfarrer Gußmann, Kirchberg.

Saasen mit Bollenbach, Veitsberg u. Wirberg: Lehrer Herber, Saasen.
Stangenrod.
Staufenberg.
Steinbach: Pfarrer Köhler, Steinbach.
Steinheim: Lehrer Staubach, Hungen.
Stockhausen.

Trais-Horloff: Pfarrer Bräunlin, Trais-Horloff.
Treis a. Lda.: Pfarrer Böchner, Treis a. Lda.
Trohe: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern.

Utphe: Pfarrer Bräunlin, Trais-Horloff.

Villingen: Lehrer Staubach, Hungen.

Watzenborn-Steinberg: Pfarrer Sommerlad, Watzenborn.
Weickartshain.
Weitershain.
Wieseck: Seminarist.
Winnerod: Pfarrer Siebeck, Merlau.

81 Gemarkungen, von denen 12 noch des Sammlers entbehren.

II. Kreis Alsfeld.

Alsfeld: Reallehrer Dotter, Alsfeld.
Altenburg.
Angenrod.
Appenrod: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern.
Arnshain: Pfarrer Renner, Bernsburg.
Atzenhain: Pfarrer Reusch, Nieder-Ohmen.

Bernsburg: Pfarrer Renner, Bernsburg.
Bernsfeld: Pfarrer Reusch, Nieder-Ohmen.
Bieben.
Billertshausen.
Bleidenrod: Pfarrer Schwalm, Burg-Gemünden (bereits fertig).
Brauerschwend.
Büßfeld, Pfarrer Steiner, Deckenbach.
Burg-Gemünden: Pfarrer Schwalm, Burg-Gemünden (bereits fertig).

Dannenrod: Seminarist.
Deckenbach: Pfarrer Steiner, Deckenbach.

Ehringshausen: Pfarrer Heinrichs, Ehringshausen.
Eifa.
Elbenrod: Reallehrer Dotter, Alsfeld.
Elpenrod: Pfarrer Heuser, Nieder-Gemünden.
Erbenhausen.
Ermenrod.
Eudorf.
Eulersdorf: Pfarrer Schreiber, Grebenau.

Fischbach.
Flensungen: Pfarrer Frank, Steinbach.

Gleimenhain.
Gontershausen.
Grebenau: Pfarrer Schreiber, Grebenau.
Groß-Felda.

Haarhausen.
Hainbach: Pfarrer Heuser, Nieder-Gemünden.
Heidelbach.
Heimertshausen: Lehrer Bernhard, Heimertshausen.
Hergersdorf: Lehrer Deggau, Ober-Breidenbach.
Höingen: Lehramtsref. Dr. Lindenstruth, Beuern.
Homberg: Pfarrer Prätorius, Homberg.
Hopfgarten: Unterprimaner Spaar, Alsfeld.

Ilsdorf.

Kestrich
Kirschgarten.
Kirtorf.

Lehnheim.
Lehrbach.
Leusel: Pfarrer Dr. Becker, Alsfeld.
Liederbach: Lehrer Hahn, Liederbach.

Maulbach.
Merlau: Pfarrer Frank, Steinbach.
Münch-Leusel: Reallehrer Dotter, Alsfeld.

Nieder-Breidenbach: Lehrer Lotz, Nieder-Breidenbach.
Nieder-Gemünden: Pfarrer Heuser, Nieder-Gemünden.
Nieder-Ofleiden.
Nieder-Ohmen: Emil Ohnacker, Nieder-Ohmen (bereits fertig).

Ober-Breidenbach: Lehrer Deggau, Ober-Breidenbach.
Ober-Gleen: Seminarist.
Ober-Ofleiden.
Ober-Ohmen.
Ober-Sorg: Lehrer Deggau, Ober-Breidenbach.
Ohmes.
Otterbach: Pfarrer Heuser, Nieder-Gemünden.

Rainrod.
Reibertenrod.
Reimenrod: Reallehrer Dotter, Alsfeld.
Renzendorf: Lehrer Deggau, Ober-Breidenbach.
Romrod: Reallehrer Dotter, Alsfeld.
Rülfenrod: Pfarrer Heinrichs, Ehringshausen.
Ruhlkirchen.
Ruppertenrod.

Schadenbach: Pfarrer Steiner, Deckenbach.
Schwabenrod: Lehrer Balzer, Schwabenrod.
Schwarz: Reallehrer Dotter, Alsfeld.
Seibelsdorf.
Storndorf: Lehrer Deggau, Ober-Breidenbach.
Strebendorf.

Udenhausen.
Unter-Sorg: Lehrer Deggau, Ober-Breidenbach.

Vadenrod: Derselbe.
Vockenrod.

Wahlen.
Wallersdorf.
Wettsaasen: Pfarrer Reusch, Nieder-Ohmen.
Windhausen: Seminarist.

Zeilbach.
Zell.

84 Gemarkungen, von denen noch 38 des Sammlers entbehren.

III. Kreis Büdingen.

Altenstadt.
Alt-Widermus.
Aulendiebach: Lehrer Lenz, Aulendiebach.

Bad-Salzhausen: Förster Lg. Fleck, Kohden.
Bellmuth.
Bergheim.
Berstadt.
Bindsachsen.
Bingenheim: Pfarrer Wiegel, Bingenheim.
Bisses.
Bleichenbach.
Blofeld: prakt. Arzt Dr. Nikolay, Leidhecken.
Bobenhausen.
Bösgesäß.
Borsdorf.
Büches: Kammerdirektor Müller, Büdingen.
Büdingen: Kammerdirektor Müller, Büdingen.
Büdinger Markwald: Derselbe.
Burgbracht.

Calbach: Kammerdirektor Müller, Büdingen.
Dauernheim: Karl Sachs, Dauernheim.
Diebach a. H.: Kammerdirektor Müller, Büdingen.
Dudenrod: Derselbe.
Düdelsheim: Kammerdirektor Müller, Büdingen.

Echzell.
Eckartsborn.
Eckartshausen.
Effolderbach.

Feuerbach.

Geiß-Nidda.
Gelnhaar.
Gettenau.
Glauberg.

Hardeck: Kammerdirektor Müller, Büdingen.
Hainchen.

Haingründau: Kammerdirektor Müller, Büdingen.
Heegheim: Derselbe.
Heuchelheim: Pfarrer Wiegel, Bingenheim.
Himbach.
Hirzenhain.
Hitzkirchen.
Höchst a. N.

Illnhausen.

Kefenrod.
Kohden: Förster Ludwig Fleck, Kohden.

Langenbergheim: Kammerdirektor Müller,
Leidhecken: prakt. Arzt Dr. Nikolay, Leidhecken.
Leustadt: Kammerdirektor Müller, Büdingen.
Lindheim.
Lißberg.
Lorbach: Lehrer Heusohm, Lorbach.

Merkenfritz.
Michelau: Kammerdirektor Müller, Büdingen.
Michelnau.
Mittelgründau: Kammerdirektor Müller, Bü-
Mockstädter Wald: Derselbe.

Nidda: Lehramtsass. Becker, Nidda.
Nieder-Mockstadt: Kammerdirektor Müller, Büdingen.

Oberau.
Ober-Mockstadt: Kammerdirektor Müller, Büdingen.
Ober-Widdersheim.
Orleshausen: Kammerdirektor Müller, Büdingen.
Ortenberg.

Pferdsbach: Kammerdirektor Müller, Büdingen.

Ranstadt.
Rinderbügen: Kammerdirektor Müller, Büdingen.
Rodenbach: Pfarrer Hartmann, Hainchen.
Rohrbach: Pfarrer Lenz, Rohrbach.
Rommelhausen.
Ronneburger Wald: Kammerdirektor Müller, Büdingen.

Schwickartshausen.
Selters.
Stockheim: Kammerdirektor Müller, Büdingen.

Unter-Schnitten.
Unter-Widdersheim.
Usenborn.

Vonhausen: Kammerdirektor Müller, Büdingen.

Wallernhausen.
Wenings.
Wippenbach.
Wolf: Kammerdirektor Müller, Büdingen.

80 Gemarkungen, von denen noch 45 des Sammlers entbehren.

IV. Kreis Friedberg.

Assenheim.

Bad-Nauheim.
Bauernheim: Pfarrer Dörr, Ossenheim.
Beienheim: Pfarrer Wahl, Beienheim.
Bodenrod.
Bönstadt: Seminarist:
Bruchenbrücken.
Büdesheim.
Burg-Gräfenrode.
Butzbach: Lehrer Weide, Butzbach.

Dorheim.
Dorn-Assenheim: Pfarrer Schmelich, Dorn-Assenheim.
Dortelweil.

Fauerbach v. d. H.
Friedberg-Fauerbach: Stadtrat Falck, Friedberg — Prof. Dr. Alles, Gießen.

Gambach: Ger.-Ass. Specht, Butzbach.
Griedel.
Großkarben.

Harheim: Seminarist.
Hausen.
Heldenbergen.
Hochweisel.
Holzhausen.

Ilbenstadt.

Kaichen.
Kirchgöns: Konrad Schaum, Langgöns
Klein-Karben.

Kloppenheim.

Langenhain-Ziegenberg: Seminarist.

Maibach.
Massenheim.
Melbach: Pfarrer Nies, Melbach.
Münster.
Münzenberg: Geometer Ritzert, Friedberg.

Nieder-Erlenbach.
Nieder-Eschbach.
Nieder-Florbach: Pfarrer Wagner, Nieder-Florstadt.
Nieder-Mörlen.
Nieder-Rosbach: Oberl. Dr. Blecher, Bingen.
Nieder-Weisel: Akt.-Aspirant Schröder, Butzbach (schon fertig).
Nieder-Wöllstadt: Aktuar Stein, Friedberg.

Ober-Erlenbach: Seminarist.
Ober-Eschbach.
Ober-Florstadt: Pfarrer Wagner, Nieder-Florstadt.
Ober-Mörlen.
Ober-Rosbach: Oberl. Dr. Blecher, Bingen.
Ober-Wöllstadt: Aktuar Stein, Friedberg.
Ockstadt.
Os.

Okarben: Lehrer Runk, Okarben.
Oppershofen.
Ossenheim: Pfarrer Dörr, Ossenheim.
Ostheim.

Petterweil.
Pohlgöns.

Reichelsheim: Pfarrer Vogel, Reichelsheim.
Rendel.
Rockenberg: Reallehrer Hildebrand, Marienschloß.
Rodheim: Lehrer Alles, Rodheim.
Rödgen.

Schwalheim.
Södel: Seminarist.
Staden: Pfarrer Wagner, Nieder-Florstadt.
Stammheim: Lehrer Kreutzer, Stammheim.
Steinfurth.
Straßheim.

Trais-Münzenberg.

Vilbel.

Weckesheim.
Wisselsheim.
Wölfersheim: Pfarrer Clotz, Wölfersheim.
Wohnbach: Pfarrer Moser, Wohnbach.

72 Gemarkungen, von denen noch 42 des Sammlers entbehren.

V. Kreis Lauterbach.

Allmenrod: Lehrer Neuß, Sickendorf.
Altenschlirf: Pfarrer Göttert, Altenschlirf.
Angersbach.

Bannerod: Lehrer Roth, Bannerod.
Bermuthshain: Lehrer Reuter, Bermuthhain.
Bernshausen: † Pfarrer Hotz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.
Blitzenrod.

Crainfeld: Pfarrer Walter, Crainfeld.

Dirlammen: Pfarrverw. Knott, Hopfmannsfeld.

Eichelhain: Lehrer Vogel, Eichenrod.
Eichenrod: Derselbe.
Engelrod: Pfarrer Grauling, Engelrod (bereits fertig).

Fleschenbach: Lehrer Reitz, Freiensteinau.
Fraurombach: † Pfarrer Hotz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.
Freiensteinau: Lehrer Reitz, Freiensteinau.

Frischborn: Lehrer Schneider, Frischborn.

Grebenhain: Pfarrer Walter, Crainfeld.
Gunzenau: Pfarrverw. G. Nauman, Nieder-Moos.

Hartershausen: † Pfarrer Hotz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.
Heblos: Lehrer Neuß, Sickendorf.
Heisters: Pfarrverw. G. Naumann, Nied.-Moos.
Hemmen: † Pfarrer Holtz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.
Herbstein: Pfarrer Zinn, Herbstein.
Hörgenau: Pfarrer Grauling, Engelrod (bereits fertig).
Holzmühl: Lehrer Reitz, Freiensteinau.
Hopfmannsfeld: Pfarrverw. Knott, Hopfmannsfeld.
Hutzdorf: † Pfarrer Hotz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.

Ilbershausen; Pfarrer Zinn, Herbstein.

Landenhausen: Lehrer Merkel, Landenhausen.
Lanzenhain: Pfarrer Zinn, Herbstein.
Lauterbach: Beigeordneter Möller, Lauterbach.
Maar: Lehrer Höchst, Maar.
Metzlos: Pfarrverw. Naumann, Nieder-Moos.
Metzlos-Gehaag: Derselbe.
Nieder-Moos: Derselbe.
Nieder-Stoll: † Pfarrer Hotz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.
Nösberts: Pfarrer Göttert, Altenschlirf.
Ober-Moos: Pfarrverw. G. Naumann, Nieder-Moos.
Ober-Wegfurth: † Pfarrer Hotz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.
Pfardt: Desgleichen.
Queck: Desgleichen.
Radmühl: Lehrer Reitz, Freiensteinau.
Reichlos: Derselbe.
Reuters: Pfarrer Knott, Wallenrod.
Rimbach: † Pfarrer Hotz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.
Rimlos.
Rixfeld.
Rudlos.
Salz: Lehrer Reitz, Freiensteinau.
Sandlofs: † Pfarrer Hotz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.
Schadges: Lehrer Rausch, Schadges.
Schlechtenwegen: Lehrer Rockel, Münzenberg.
Schlitz: † Pfarrer Hotz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.
Sickendorf: Lehrer Neuß, Sickendorf.
Steinfurt, Pfarrer Göttert, Altenschlirf.
Stockhausen: Lehrer Wasser, Stockhausen.
Üllershausen: † Pfarrer Hotz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.
Utzhausen: Desgleichen.
Unter-Schwarz: Desgleichen.
Unter-Wegfurth: Desgleichen.
Vaitshain: Pfarrverw. Naumann, N.-Moos.
Wallenrod: Pfarrer Knott, Wallenrod.
Weid-Moos: Pfarrer Göttert, Altenschlirf.
Wernges: Lehrer Höchst, Maar.
Willofs: † Pfarrer Hotz, Schlitz. Die Sammlung liegt gedruckt vor.
Wünschen-Moos: Pfarrverw. Naumann, N.-Moos.
Zahmen: Derselbe.

67 Gemarkungen, von denen noch 5 des Sammlers entbehren.

VI. Kreis Schotten.

Altenhain.
Betzenrod.
Bobenhausen II.
Breungeshain.
Burkhards: Seminarist.
Busenborn.
Eichelsachsen.
Eichelsdorf.
Einartshausen: Lehrer Lutz, Einartshausen.
Eschenrod: Pfarrer Schulz, Eschenrod.
Feldkrücken: Pfarrer Hartmann, Ulrichstein.
Freienseen: Pfarrer Röschen, Freienseen.
Gedern.
Glashütten.
Götzen: Dekan Münch, Schotten.
Gonterskirchen: Pfarrer Hohgräfe, Gonterskirchen.
Groß-Eichen: Pfarrer Staubach, Groß-Eichen.
Hartmannshain: Pfarrer Römer, Herchenhain.
Helpershain: Pfarrer Scriba, Stumpertenrod.
Herchenhain: Pfarrer Römer, Herchenhain.
Höckersdorf.
Kaulstos: Pfarrer Landmann, Burkhards.
Klein-Eichen: Pfarrer Staubach, Groß-Eichen.
Köddingen: Pfarrer Scriba, Stumpertenrod.
Kölzenhain.
Lardenbach: Pfarrer Weinberger, Lardenbach.
Laubach: Pfarrer Nebel, Laubach (bereits fertig).
Meiches.
Michelbach.
Mittel-Seemen.
Nieder-Seemen.
Ober-Lais.
Ober-Schmitten.
Ober-Seemen.
Ober-Seibertenrod.
Rainrod.
Rebgeshain: Pfarrer Grauling, Engelrod (bereits fertig).

Rudingshain: Lehrer Link, Rudingshain.
Ruppertsburg: Lehrer Debus, Ruppertsburg.

Schmitten.
Schotten: Dekan Münch, Schotten.
Sellnrod.
Sichenhausen: Pfarrer Römer, Herchenhain.
Solms-Ilsdorf: Pfarrer Weinberger, Lardenbach.
Steinberg.
Stornfels: Pfarrer Peters, Ulfa.
Stumpertenrod: Pfarrer Scriba, Stumpertenrod.

Ulfa.
Ulrichstein: Pfarrer Hartmann, Ulrichstein.
Unter-Seibertenrod.

Volkartshain: Pfarrer Repp, Ober-Seemen.

Wetterfeld: Pfarrer Scriba, Wetterfeld.
Wingershausen: Lehrer Krausmüller, Wingershausen.
Wohnfeld.

54 Gemarkungen, von denen noch 26 des Sammlers entbehren.

B. Rheinhessen.

I. Kreis Mainz.

Bretzenheim: J. Schmahl, Bretzenheim.
Budenheim: Edmund Knöllinger, Budenheim.

Drais.

Ebersheim.
Essenheim: Pfarrer Fresenius, Essenheim.

Finthen: Stadtrechner Saalwächter, Offenbach a. M.

Gau-Bischofsheim.
Gonsenheim: Seminarist.

Harxheim.
Hechtsheim.

Klein-Winternheim.
Kostheim: Rechnungsrat Meule, Mainz.
Laubenheim: Primaner Kalteyer, Mainz.

Mainz: Geometer Mischlich, Mainz.
Mainz-Kastel: Ortsgerichtsvorsteher Rosendorn, Mainz-Kastel.
Mainz-Mombach: Ortsgerichtsvorsteher Freber, Mainz-Mombach.
Marienborn.

Nieder-Olm: Lehrer Liebmann, Nieder-Olm.

Ober-Olm: Lehrer Le Claire, Mainz.

Sörgenloch.
Stadecken: Stadtrechner Saalwächter, Offenbach a. M.

Weisenau.

Zornheim.

23 Gemarkungen, von denen noch 10 des Sammlers entbehren.

II. Kreis Alzey.

Albig.
Alzey: Aktuariats-Assistent Jung, Alzey.

Badenheim: Lehrer Fuhr, Pleitersheim.
Bechenheim.
Bermersheim.
Biebelsheim.
Bornheim.
Bosenheim.

Dautenheim: Oberlehrer Dr. Curschmann, Mainz.
Dintesheim.

Eckelsheim.
Erbes-Büdesheim.
Esselborn.

Flomborn: Lehrer Reif, Ober-Flörsheim.
Flonheim: Lehrer Lambert, Flonheim.
Framersheim.
Frei-Laubersheim.
Freimersheim.
Fürfeld: Lehrer Bumann, Fürfeld.

Gau-Heppenheim.
Gau-Köngernheim.
Gau-Odernheim.
Gumbsheim.

Hackenheim.
Heimersheim.
Ippesheim.
Kettenheim.
Lonsheim.
Mack.
Neu-Bamberg: Oberlehrer Jungk, Bingen.
Nieder-Wiesen.
Offenheim.
Pfaffen-Schwabenheim.
Planig.
Pleitersheim: Lehrer Fuhr, Pleitersheim.
St. Johann.
Siefersheim: Oberlehrer Jungk, Bingen.
Sprendlingen: Lehrer Huth, Sprendlingen.
Stein-Bockenheim.
Tiefenthal: Lehrer Bumann, Fürfeld.
Uffhofen: Lehrer Kaiser, Uffhofen.
Volxheim.
Wahlheim.
Weinheim.
Welgesheim.
Wendelsheim.
Wöllstein: Präparandenlehrer Bentz, Wöllstein.
Wonsheim.
Zotzenheim.

49 Gemarkungen, von denen noch 36 des Sammlers entbehren.

III. Kreis Bingen.

Appenheim: Lehrer Weicker, Appenheim.
Aspisheim: Lehrer Ihrig, Aspisheim.
Bingen: Oberlehrer Como, Bingen.
Bubenheim: Stadtrechner Saalwächter, Offenbach a. M.
Büdesheim: Oberlehrer Como, Bingen.
Dietesheim.
Dromersheim: Lehrer Francke, Dromersheim.
Elsheim: Stadtrechner Saalwächter, Offenbach a. M.
Engelstadt.
Frei-Weinheim: Stadtrechner Saalwächter, Offenbach a. M.
Gau-Algesheim.
Gaulsheim: Oberlehrer Como, Bingen.
Gensingen: Oberlehrer Dr. Köhm, Mainz.
Grolsheim.
Groß-Winternheim: Stadtrechner Saalwächter, Offenbach a. M.
Heidesheim.
Horrweiler: Lehramtsref. Kadel, Darmstadt.
Jugenheim: Lehrer Harth, Mainz.
Kempten: Oberlehrer Como, Bingen.
Nieder-Hilbersheim: Friedrich Karl Hoch, Nieder-Hilbersheim.
Nieder-Ingelheim: Stadtrechner Saalwächter, Offenbach a. M.
Ober-Ingelheim: Stadtrechner Saalwächter, Offenbach a. M.
Ockenheim: Primaner Molitor, Mainz.
Schwabenheim a. S.: Stadtrechner Saalwächter, Offenbach a. M.
Sponsheim.
Wackernheim: Stadtrechner Saalwächter, Offenbach a. M.

26 Gemarkungen, von denen noch 6 des Sammlers entbehren.

IV. Kreis Oppenheim.

Arnsheim: Lehrer Kehr, Mainz.
Bechtolsheim.
Biebelnheim.
Bodenheim: Primaner Schnabel, Mainz.
Dalheim: Lehrer Kinsberger, Dalheim.
Dexheim: Bürgermeister Reichart, Nierstein.
Dienheim.
Dolgesheim.
Eichloch.
Eimsheim.
Ensheim.
Friesenheim.
Gabsheim.
Gau-Bickelheim:

Gau-Weinheim.
Guntersblum.
Hahnheim.
Hillesheim.
Köngernheim.
Lörzweiler.
Ludwigshöhe: stud. phil. Ziehl, Ludwigshöhe.
Mommenheim.
Nackenheim.
Nieder-Saulheim: Seminarist.
Nierstein: Bürgermeister Reichart, Nierstein.
Ober-Hilbersheim.
Ober-Saulheim.
Oppenheim.
Partenheim.
Schimsheim.
Schornsheim.
Schwabsburg: Bürgermeister Reichart, Nierstein.
Selzen: Georg Kessel, Selzen.
Spiesheim.
Sulzheim.
Udenheim.
Undenheim: Oberl. Dr. Curschmann, Mainz a. Rh.
Vendersheim.
Wald-Uelversheim: Lehrer Arnold, Wald-Uelversheim.
Wallertheim.
Weinolsheim: Lehrer Arnold, Wald-Uelversheim.
Weitersheim.
Wörrstadt: Konrad Giesbert III.
Wolfsheim.

44 Gemarkungen, von denen noch 29 des Sammlers entbehren.

V. Kreis Worms.

Abenheim.
Alsheim: Seminarist.
Bechtheim: Peter Schnell, Bechtheim.
Bermersheim.
Blödesheim.
Dalsheim.
Dittelsheim.
Dorn-Dürkheim.
Eich: Pfarrer Steinacker, Eich.
Eppelsheim.
Frettenheim.
Gimbsheim.
Gundersheim.
Gundheim.
Hamm.
Hangen-Weisheim.
Heppenheim a. d. W.
Herrnsheim.
Heßloch.
Hohen Sülzen.
Horchheim.
Ibersheim.
Kriegsheim: Lehrer Emmert, Kriegsheim.
Leiselheim.
Mettenheim.
Mölsheim.
Mörstadt.
Monsheim.
Monzernheim.
Nieder-Flörsheim.
Ober-Flörsheim: Lehrer Reif, Ober-Flörsheim.
Offstein.
Osthofen.
Pfeddersheim.
Rhein-Dürkheim.
Wachenheim.
Weinsheim.
Westhofen.
Wies-Oppenheim.
Worms.

40 Gemarkungen, von denen noch 35 des Sammlers entbehren.

C. Starkenburg.

I. Kreis Darmstadt.

Arheilgen: Lehrer Mersrod, Arheilgen.
Braunshardt
Darmstadt.
Eberstadt.

Eich.
Erzhausen: Lehrer Kretzmüller, Erzhausen.
Eschollbrücken: Pfarrer Dr. Drescher, Eschollbrücken.

Gräfenhausen: Lehrer Pröbstel, Gräfenhausen.
Griesheim: W. Maus, Griesheim.

Hahn.

Malchen.
Messel: Lehrer Vogel, Messel.

Nieder-Beerbach.
Nieder-Ramstadt: Lehrer Schultheiß, Nieder-Ramstadt.
Ober-Ramstadt.

Pfungstadt: Lehrer Wetzel, Pfungstadt.
Roßdorf: Lehrer Emmerich, Roßdorf.

Schneppenhausen: Rentner Kaltschmidt, Schneppenhausen.

Traisa.

Waschenbach.
Weiterstadt: Lehrer Reinheimer, Weiterstadt.
Wixhausen: Lehrer Krausmüller I, Wixhausen.

22 Gemarkungen, von denen noch 10 des Sammlers entbehren.

II. Kreis Bensheim.

Alsbach: Pfarrer Biegler, Alsbach.
Auerbach: Lehramtsreferendar Bernhardt, Auerbach.

Balkhausen.
Beedenkirchen.
Biblis.
Bickenbach.
Bobstadt.
Breitenwiesen: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Bürstadt: Lehrer Lang, Bürstadt.

Elmshausen und Wilmshausen: Oberl. Dr. Werlé, Darmstadt.

Fehlheim.

Gadernheim: Oberl. Dr. Werlé, Darmstadt.
Glattbach: Lehrer Stier, Glattbach.
Gronau: Oberl. Dr. Werlé, Darmstadt.
Groß-Hausen.
Groß-Rohrheim.

Hähnlein.
Hochstädten.
Hofheim: Lehrer Oesterreicher, Hofheim.

Jugenheim.

Klein-Hausen: Bgstr. Degen und Polizeid. Schumacher, Klein-Hausen.
Knoden: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Kolmbach.

Lampertheim.
Langwaden.
Laudenau.
Lautern: Oberl. Dr. Werlé, Darmstadt.
Lindenfels: Forstmeister Heimburg, Lindenfels.
Lorsch.

Nordheim.

Ober-Beerbach u. Schmal-Beerbach: Pfarrer Gundermann, Ober-Beerbach.

Raidelbach (Ober- und Unter-): Oberl. Dr. Werlé, Darmstadt.
Reichenbach: Oberl. Dr. Werlé, Darmstadt.
Rodau.

Schannenbach: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Schlierbach.
Schönberg: Oberl. Dr. Werlé, Darmstadt.
Schwanheim: Pfarrer Steiner, Schwanheim.
Seeheim.
Seidenbach: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Seidenbuch: Derselbe.
Staffel.
Stettbach: Pfarrer Gundermann, Ober-Beerbach.

Wattenheim.
Winkel.
Winterkasten.

Zell: Oberl. Dr. Werlé, Darmstadt.
Zwingenberg.

48 Gemarkungen, von denen noch 25 des Sammlers entbehren.

III. Kreis Dieburg.

Allertshofen.
Altheim: Pfarrer Scheid, Altheim.
Asbach: Lehrer Vogel, Asbach.
Babenhausen: Oberlehr. Mathes, Babenhausen.
Billings.
Brandau.

Brensbach.
Dieburg: Prof. Dr. Diehl, Dieburg.
Dorndiel.
Eppertshausen: Lehrer Rolly, Eppertshausen.
Ernsthofen.
Fränkisch-Crumbach: Lehrer Lotz, Fränkisch-Crumbach.
Frankenhausen.
Frau-Nauses: Lehrer Lust, Wiebelsbach.
Georgenhausen.
Groß-Bieberau: Lehrer Eckstein, Gr.-Bieberau.
Groß-Umstadt: Prof. Dr. Biedenkopf, Groß-Umstadt.
Groß-Zimmern: Dekan Knodt, Gr.-Zimmern.
Gundernhausen: Lehrer Emmerich, Roßdorf.
Habitzheim.
Harpertshausen.
Harreshausen.
Herchenrode.
Hergershausen.
Hering.
Heubach.
Hozhehl.
Kleestadt: Lehrer Hartmann, Kleestadt.
Klein-Bieberau.
Klein-Umstadt.
Klein-Zimmern.
Langstadt.
Lengfeld: Lehrer Hahn, Lengfeld.
Lichtenberg mit Obernhausen: Lehrer Lautenschläger, Lichtenberg.
Lützelbach.
Messenhausen.
Meßbach.
Mosbach.
Münster.
Neunkirchen.
Neutsch: Pfarrer Gundermann, Ober-Beerbach.
Nieder-Klingen: Lehrer Ritter, Nieder-Klingen.
Nieder-Modau.
Niedernhausen: Lehrer Bert, Niedernhausen.
Nieder-Roden.
Nonrod.
Ober-Klingen: Lehrer Friedrich, Ober-Klingen.
Ober-Modau.
Ober-Nauses: Lehrer Lust, Wiebelsbach.
Ober-Roden: Oberl. Wagner, Ober-Roden.
Radheim.
Raibach.
Reinheim: Oberlehrer Kopp, Reinheim. (bereits fertig).
Richen.
Rodau: Lehrer Schnell, Rodau.
Rohrbach.
Schaafheim: Pfarrer Hunzinger, Schaafheim.
Schlierbach: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Schloß-Nauses: Lehrer Lust, Wiebelsbach.
Semd.
Sickenhofen.
Spachbrücken: Lehrer Friedrich, Spachbrücken.
Steinau: Lehrer Feick, Büttelborn.
Überau: Lehrer Scheuring, Überau.
Urberach: Lehrer Senger, Urberach.
Webern.
Wembach mit Hahn: Lehrer Roß, Wembach.
Wersau.
Wiebelsbach: Lehrer Lust, Wiebelsbach.
Zeilhard: Lehrer Bohn, Zeilhard.

69 Gemarkungen, von denen noch 38 des Sammlers entbehren.

IV. Kreis Erbach.

Affhöllerbach mit Kilsbach und Stierbach.
Airlenbach.
Annelsbach.
Asselbaum: Pfarrer Müller, Michelstadt.

Beerfelden.
Birkert.
Bockenrod.
Böllstein.
Breitenbrunn: Lehrer Goll, Breitenbrunn.
Bullau.

Dorf-Erbach.
Dusenbach.

Eberbach.
Ebersberg: Pfarrer Sell, Erbach.
Elsbach: Derselbe.
Erbach: Derselbe.
Erbuch: Derselbe.
Erlenbach: Derselbe.
Ernsbach: Derselbe.
Erzbach.
Etzean.
Etzean-Gesäß.
Eulbach mit Eulbacher Forst, Revier Eulbach.

Falken-Gesäß.
Farstel.
Forst Bullau.
Frohnhofen.
Fürstengrund.
Gammelsbach.
Gersprenz.
Groß-Gumpen.
Günterfürst: Pfarrer Sell, Erbach.
Guttersbach.
Gumpersberg.
Haingrund.
Hainstadt: Lehrer Hassenfratz, Hainstadt (bereits fertig).
Haisterbach: Pfarrer Sell, Erbach.
Hassenroth.
Hebstahl.
Hembach.
Hesselbach.
Hetschbach.
Hetzbach.
Höchst: Lehrer Weidmann, Höchst.
Höllerbach.
Hummetroth.
Hüttenthal.
Kailbach, jenseits.
Kimbach.
Kirch-Beerfurth.
Kirch-Brombach.
Klein-Gumpen.
König.
Langen-Brombach B. S.
Langen-Brombach F. S.
Lauerbach: Pfarrer Sell, Erbach.
Lützel-Wiebelsbach: Lehrer Meyer, Lützel-Wiebelsbach.
Michelstadt: Pfarrer Müller, Michelstadt.
Mittel-Kinzig: Lehrer Schütz, Ober-Kinzig.
Momart.
Mühlhausen.
Mümling-Grumbach: Lehrer Mengler, Mümling-Grumbach.
Neustadt: Lehrer Schmidt, Neustadt.
Nieder-Kainsbach: Lehrer Scior, N.-Kainsbach.
Nieder-Kinzig.
Ober-Finkenbach mit Hinterbach.
Ober-Hiltersklingen.
Ober-Kainsbach.
Ober-Kinzig: Lehrer Schütz, Ober-Kinzig.
Ober-Klein-Gumpen.
Ober-Mossau.
Ober-Ostern.
Ober-Sensbach.
Olfen.
Pfaffen-Beerfurth.
Pfirschbach.
Rai-Breitenbach: Lehrer Stork, Rai-Breitenbach.
Raubach.
Rehbach.
Reichelsheim: Lehrer Repp, Reichelsheim.
Rimhorn: Pfarrer Ziller, Rimhorn.
Rohrbach.
Rothenberg mit Kordelshütte und Ober-Hainbrunn: Rentner Greuel, Heidelberg.
Sandbach: Lehrer Brunner, Sandbach.
Schöllenbach mit Kailbach diesseits.
Schönnen: Pfarrer Sell, Erbach.
Seckmauern: Lehrer Pfeiffer, Seckmauern.
Steinbach: Pfarrer Müller, Michelstadt.
Steinbuch.
Stockheim: Pfarrer Müller, Michelstadt.
Unter-Finkenbach.
Unter-Hiltersklingen.
Unter-Mossau.
Unter-Ostern.
Unter-Sensbach.
Vielbrunn: Pfarrer Störmer, Vielbrunn.
Wald-Amorbach.
Wallbach.
Weilen-Gesäß.
Würzberg.
Würzberg mit Eulbach.
Zell.

102 Gemarkungen, von denen noch 72 des Sammlers entbehren.

V. Kreis Groß-Gerau.

Astheim.
Bauschheim: Pfarrer Erckmann, Bauschheim.
Berkach: Lehrer Feick, Büttelborn.
Biebesheim: Oberl. Dr. Hammann, Darmstadt.
Bischofsheim: Lehrer Bechtolsheimer, Bischofsheim.

Büttelborn: Lehrer Feick, Büttelborn.
Crumstadt: Oberl. Dr. Hammann, Darmstadt.
Dornberg.
Dornheim: Oberl. Dr. Hammann, Darmstadt.
Erfelden: Lehrer Stier, Glattbach.
Geinsheim.
Gernsheim.
Ginsheim.
Goddelau: Oberl. Dr. Hammann, Darmstadt.
Groß-Gerau: Hoflieferant Diehl.
Haßloch.
Hofheim (Hospital): Oberl. Dr. Hammann, Darmstadt.
Hof Schönaus: Lehrer Sturmfels, Rüsselsheim.
Kelsterbach.
Klein-Gerau.
Klein-Rohrheim.
Königstädten.
Leeheim: Oberl. Dr. Hammann, Darmstadt.
Mörfelden.
Nauheim.
Raunheim: Lehrer Ihrig, Raunheim.
Rüsselsheim und Rüsselsheimer Markwald: Lehrer Sturmfels, Rüsselsheim.
Stockstadt: Oberl. Dr. Hammann, Darmstadt.
Trebur.
Walldorf.
Wallerstädten.
Wolfskehlen: Oberl. Dr. Hammann, Darmstadt.
Worfelden.

33 Gemarkungen, von denen noch 16 des Sammlers entbehren.

VI. Kreis Heppenheim.

Affolterbach.
Albersbach.
Aschbach.
Birkenau: Lehrer Pfeifer, Birkenau.
Bonsweiher.
Brombach.
Darsberg: Rentner Greuel, Heidelberg.
Dürr-Ellenbach.
Ellenbach: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Erbach.
Erlenbach.
Eulsbach: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Fahrenbach.
Fürth.
Gadern: Pfarrer Gärtner, Wald-Michelbach.
Gorxheim.
Gras-Ellenbach: Pfarrer Gärtner, Wald-Michelbach.
Grein mit Mittelbuch: Rentner Greuel, Heidelberg.
Groß-Breitenbach: Lehrer Knapp, Mörlenbach.
Hambach (Ober- und Unter-Hambach).
Hammelbach.
Hartenrod: Pfarrer Gärtner, Wald-Michelbach.
Heppenheim: Postmeister a. D. Schmitz, Darmstadt.
Hirschhorn: Apotheker Greuel, Heidelberg.
Hornbach: Lehrer Pfeifer, Birkenau.
Igelsbach: Pfarrkurat Wiegand, Kirschhausen.
Kallstadt: Lehrer Pfeifer, Birkenau.
Kirschhausen: Pfarrkurat Wiegand, Kirschhausen.
Klein-Breitenbach: Lehrer Knapp, Mörlenbach.
Kocherbach: Pfarrer Gärtner, Wald-Michelbach.
Kreidach: Derselbe.
Kröckelbach.
Krumbach.
Langenthal: Rentner Greuel, Heidelberg.
Lauten-Weschnitz: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Leinenbach: Derselbe.
Litzelbach: Pfarrer Gärtner, Wald-Michelbach.
Löhrbach.
Lörzenbach.
Mackenheim mit Schnorrenbach.
Mitlechtern: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Mittershausen mit Scheuerberg: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Mörlenbach: Lehrer Knapp, Mörlenbach.
Neckarhausen: Rentner Greuel, Heidelberg.
Neckar-Steinach: Rentner Greuel, Heidelberg.
Nieder-Liedersbach.
Nieder-Mumbach: Lehrer Knapp, Mörlenbach.
Ober-Abtsteinach.
Ober-Laudenbach.
Ober-Liebersbach.
Ober-Mumbach mit Geisenbach und Repsgrund: Lehrer Pfeifer, Birkenau.

Ober-Scharbach: Pfarrer Gärtner, Wald-Michelbach.
Ober-Schönmattenwag.
Reisen: Lehrer Pfeifer, Birkenau.
Rimbach: Oberl. Dr. Werlé, Darmstadt.
Rohrbach.
Schimbach: Lehrer Pfeifer, Birkenau.
Siedelsbrunn: Pfarrer Gärtner, Wald-Michelbach.
Sonderbach: Pfarrkurat Wiegand, Kirschhausen.
Steinbach.
Trösel.
Unter-Abtsteinach.
Unter-Flockenberg mit Eichelberg.
Unter-Scharbach: Pfarrer Gärtner, Wald-Michelbach.
Unter-Schönmattenwag.
Viernheim.
Vöckelsbach.
Wahlen.
Wald-Erlenbach: Pfarrkurat Wiegand, Kirschhausen.
Wald-Michelbach: Pfarrer Gärtner, Wald-Michelbach.
Weiher: Lehrer Knapp, Mörlenbach.
Weschnitz.
Wimpfen.
Zotzenbach: Lehrer Feick, Büttelborn.

71 Gemarkungen, von denen noch 32 des Sammlers entbehren.

VII. Kreis Offenbach.

Bieber.
Bürgel: Amtsvorsteher Lammert, Bürgel.
Dietesheim.
Dietzenbach.
Dreieichenhain: Pfarrer Hein und Lehrer Rückert, Dreieichenhain.
Dudenhofen.
Egelsbach.
Forst Dreieich: Pfarrer Hein und Lehrer Rückert, Dreieichenhain.
Froschhausen.
Götzenhain.
Groß-Steinheim: Lehrer Nickel, Groß-Steinheim.
Hainhausen.
Hainstadt.
Hausen.
Heusenstamm: Lehrer Vogel, Heusenstamm.
Jügesheim.
Klein Auheim.
Klein-Krotzenburg.
Klein-Steinheim.
Klein-Welzheim.
Lämmerspiel: Lehrer Feier, Lämmerspiel.
Langen.
Mainflingen.
Mühlheim.
Neu-Isenburg: Geometer Blaum, Neu-Isenburg.
Obertshausen.
Offenbach: Geometer Bischoff, Offenbach a. M.
Offenthal u. Offenthaler Wald: Bürgermeister Haller, Offenthal.
Philippseich: Pfarrer Hein und Lehrer Rückert, Dreieichenhain.
Rembrücken.
Rumpenheim: Pfarrer Wolf, Rumpenheim.
Seligenstadt: Lehramtsref. Dr. Seibert, Darmstadt.
Sprendlingen.
Steinbach: Lehrer Krausmüller, Steinbach.
Weiskirchen.
Zellhausen.

36 Gemarkungen, von denen noch 23 des Sammlers entbehren.

Zusammenstellung.

Von	446	Gemarkungen	Oberhessens	sind	168	noch	ohne	Sammler
„	182	„	Rheinhessens	„	116	„	„	„
„	381	„	Starkenburg	„	216	„	„	„
Von	1009	Gemarkungen	Hessens	sind	500	noch	ohne	Sammler.

Otto Kindt, Gießen.

Mitteilungen für die Flurnamensammlung.

Ausgegeben Gießen den 1. August 1911.

1. Die Einsicht in die Grund- und Flurbücher ist für unsre Sammler gebührenfrei.

Es ist früher von Sammlern darüber geklagt worden, daß hier und da von ihnen bei der Einsicht in die Grund- und Flurbücher auf den Ortsgerichten eine Gebühr abverlangt worden sei. Auf unsre Bitte hin hat Großherzogliches Ministerium der Justiz an die Großherzoglichen Amtsgerichte unter 11. März d. J. folgende Verfügung erlassen, die wir im Nachfolgenden zur Kenntnis bringen, und für die wir hoher Behörde aufrichtigen Dank wissen:

„Die hessische Vereinigung für Volkskunde, die zur Zeit die Flurnamen im Großherzogtum sammeln läßt, hat darum nachgesucht, daß ihren Sammlern die Einsicht in die Grund- und Flurbücher sowie in die dazu gehörigen Karten unentgeltlich gestattet werde. Indem wir diesem Ersuchen entsprechen, beauftragen wir Sie, von der Erhebung der Gebühr des Artikel 56 des Gesetzes, die Gerichtskosten betreffend, vom 30. Dezember 1904 in den fraglichen Fällen abzusehen. Gleichzeitig empfehlen wir Ihnen, die Flurnamenforschung der genannten Vereinigung, die sich als ein dem öffentlichen Interesse dienendes Unternehmen erweist, in jeder zulässigen Weise zu unterstützen.

Den Gr. Ortsgerichten wollen Sie zur Auflage machen, den Sammlern die Einsicht in die Grund- und Flurbücher samt Karten gemäß § 197 Abs. 1 Ziffer 9 der Dienstanweisung gebührenfrei zu gewähren.

gez. Ewald.

gez. Schwarz."

2. Flurnamen in alten Urkunden.

Als Jakob Grimm um 1840 mit dem Sammeln hessischer Flurnamen begann, benutzte er die in „öffentlichen Wochenblättern" Kurhessens erschienenen Versteigerungsanzeigen mit ihren Güterbeschreibungen. Grimm hat also ausschließlich mit den offiziellen Katasternamen gearbeitet. Später hat man zum Ergänzen, Erläutern und Verbessern der im Laufe der Zeit vielfach entstellten offiziellen Namen die mundartlichen Formen und die mit Hilfe der Archive ermittelten historischen Namen herangezogen.

Das Sammeln der modernen offiziellen Bezeichnungen ist leicht: sie können aus den Flurbüchern abgeschrieben werden. Die Feststellung der mundartlichen Formen bietet größere Schwierigkeiten, die aber bei gutem Willen zu überwinden sind. Die größten Anforderungen an den Sammler stellt aber die Erforschung der historischen Namen, Anforderungen, die in vielen Fällen von dem Laien überhaupt nicht zu erfüllen sind.

Für das Sammeln der historischen Namen kommen zunächst die kleinen Archive, die Archive der Pfarr- und Dorfgemeinden in Betracht. Die älteren Flurbücher und Flurkarten sind mit den heutigen zu vergleichen; die Abweichungen

des Namenbestandes von dem modernen festzuhalten. Die alten Zins- und Salbücher, wie man sie noch oft in den kleinen Archiven antrifft, sind auf Flurnamen auszuziehen. Die Rechnungen der Pfarreien, Gemeinden, Stiftungen usw. gewähren vielfach reiche Ausbeute. Selbstverständlich dürfen die Grenzbeschreibungen, die Steinsetzerbücher, die Weistümer, die Gerichts- und Währschaftsbücher nicht übersehen werden. Ältere Besitzurkunden, Rentenbriefe, Pachtprotokolle und Ähnliches sind oft wahre Fundgruben für den Flurnamensammler.

Alle diese Arbeiten erfordern nur ein wenig Geduld und Übung. Das Lesen von Schriften aus den letzten drei Jahrhunderten, und älter werden die Archivialen der Dorf- und Pfarrarchive in den meisten Fällen kaum sein, bietet nur geringe, leicht zu überwindende Schwierigkeiten.

Die in Gemeinde- und Pfarrarchiven verwahrten Archivialen stellen aber zumeist nur ein Bruchteil der für uns in Betracht kommenden archivalischen Quellen dar. Die ältesten und wichtigsten Originalurkunden und Urkundenbücher, die Sal-, Lager- und Gerichtsbücher, sowie die Rechnungen der Ämter, Kellereien u. s. f., die Grenzbeschreibungen und Grenzprotokolle der Ämter, die Mehrzahl der Gerichtsbücher und Weistümer beruhen für die althessischen Ortschaften im Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt, für die ehemals kurmainzischen in Würzburg und München, für die ehemals standesherrlichen in den Archiven der hessischen Standesherren.

Die Bearbeitung dieses reichen Materials an Archivstelle wird nur wenigen Sammlern möglich sein. Die Versendung von Archivalien erfolgt in der Regel nur an staatliche oder städtische Archive und Bibliotheken. Das Darmstädter Archiv versendet ausnahmsweise auch an Kreisämter und Amtsgerichte. Benutzung wie Versendung unterliegt bei ihm der Genehmigung des Großh. Staatsministeriums.

Sollen die Darmstädter Archivalien draußen im Lande benutzt werden, so empfiehlt es sich, nicht nur die Namen einer einzelnen Ortschaft, sondern die des ganzen Bezirks, des Oberamts, des Amts oder der Kellerei auszuziehen. Eine Versendung der umfangreichen Bestände an derartigen Büchern wegen eines einzelnen Ortes wäre unzweckmäßig und ist nach den Bestimmungen des Staatsarchivs nicht statthaft.

Die Arbeit an den historischen Namen ist in letzter Zeit sowohl in Darmstadt, als auch im Lande draußen eifrig in Angriff genommen worden. Zuerst hat Referendar W. Müller in Darmstadt die rheinhessischen Sal- und Lagerbücher in mustergültiger Weise ausgezogen. Er hat seine Arbeit im Frühjahr abbrechen müssen, da ihm von der historischen Kommission andere Aufgaben gestellt wurden, hat sich aber bereit erklärt, den Rest der rheinhessischen Salbücher für uns zu erledigen.

Neben ihm hat seit März d. J. Dr. W. L. Friedrich einige Wochen lang die Starkenburger Bestände des Staatsarchivs für die Cent Oberabtsteinach und die Stadt Bensheim nebst Umgebung durchgearbeitet. Seit 1. April dieses Jahres ist er mit den Vorarbeiten für das hessische Ortsnamenbuch (Leitung: Geh. Hofrat Prof. Dr. Behaghel, Gießen) beschäftigt. Er sieht dafür die im Darmstädter Archiv vorhandenen Originalurkunden bis 1400 auf Orts- und Personennamen durch und ist an-

gewiesen worden, bei dieser Gelegenheit auch die vorkommenden Flurnamen herauszuschreiben.

Die jüngeren Urkunden von 1400 ab bearbeitet Lehramtsreferendar Dr. Schäfer, der seither die Isenburger Bestände des Haus- und Staatsarchivs für Orts-, Flur- und Personennamen erledigt hat. Auch Dr. Schäfer hat sich erboten, gelegentlich seiner Archivstudien, die mit der Zeit ganz Hessen umfassen sollen, für uns sämtliche Flurnamen herauszuschreiben. So wird in absehbarer Zeit der gesamte Urkundenbestand des Haus- und Staatsarchivs, d. h. die älteste und wichtigste Quelle für unsere Flurnamen überhaupt, für unsere Zwecke durchgearbeitet und ausgezogen werden.

Neben Dr. Friedrich und Dr. Schäfer hat auch Postmeister a. D. Schmitz im Staatsarchiv historische Namen und zwar für Heppenheim und Umgegend gesammelt.

Apotheker Greuel zu Heidelberg bearbeitet auf der dortigen Universitätsbibliothek die Darmstädter Archivalien für die Ämter Hirschhorn und Neckarsteinach. Die des Amts Nidda hat Lehramtsreferendar Becker zu Nidda aus dem ungemein reichen ältesten Niddaer Salbuch herausgezogen. Maler Möller bearbeitet zu Zwingenberg die historischen Namen der Ämter Seeheim und Zwingenberg-Auerbach nach Archivalien des Haus- und Staatsarchivs.

All das bedeutet gegenüber dem fast unübersehbaren Material nur einen kleinen Anfang, immerhin aber einen Anfang. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich die Zahl unserer Helfer auf diesem für die Flurnamen so ungemein wichtigen Gebiete noch vermehrte. In Gießen, Worms und Mainz oder in der Nähe dieser Städte sind sicher arbeitswillige Freunde unserer Sache genug zu finden, die durch die Vermittelung der dortigen Bibliotheken das Darmstädter Material für unsere Zwecke ausnutzen könnten. Ohne die urkundlichen Namen bleiben alle unsere Sammlungen, so reich und interessant sie auch sein mögen, Stückwerk. Erst der Dreiklang der offiziellen, mundartlichen und historischen Namen ergibt den vollen Akkord.

Darmstadt. J. R. Dieterich.

3. Unbekannte und seltene deutsche Wörter.

Bei der Sammlung der Flurnamen lernt man u. a. auch deutsche Wörter kennen, deren Sinn und Bedeutung man bisher noch nicht gehört hat. Dazu ist z. B. das Zeitwort „trumpfen" zu rechnen. Ein Acker ist getrumpft, der der Breite nach geteilt ist. Ist er der Länge nach geteilt, so sagt man: der Acker ist gespalten. Ein anderes dahin gehöriges Wort ist ein „Anwender". Man versteht darunter einen Acker, auf dessen Langseite andre Äcker mit ihrer Breitseite stoßen. Beide Wörter findet man z. B. in Weigands deutschem Wörterbuche, 5. Auflage, Gießen 1910, nicht. Noch ein anderes hierher zu zählendes Wort ist der Schlüssel. Von Äckern mit einem „Schlüssel" hört man unsre Bauern zuweilen sprechen, und auch in alten Urkunden ist davon die Rede. Aber ein Schlüssel ist nicht, wie vorgenanntes Wörterbuch meint, ein rechtwinkliger Ausschnitt aus einem Acker, sondern er ist ein schmales Stück Acker, der einen breiteren fortsetzt und zu ihm gehört; es ist also ein „Schlüsselacker" oder ein Acker mit einem „Schlüssel", ein viereckiges Stück Acker, aus dem man sich ein rechtwinkliges Stück herausgeschnitten denken muß.

Ganz selten gebraucht ist das Zeitwort „wandeln" in der Bedeutung, daß es wechselnden Besitz angibt. Man vergleiche dazu das Grimmsche Wörterbuch Bd. XIII, S. 1630 unten. „Bei dieser Wiese wird nicht mehr gewandelt" bedeutet, daß nicht mehr der Ertrag derselben zwischen zwei Eigentümmern jährlich wechselt. Wiesen, auf die Solches zutraf, nannte man „Wandelwiesen", und in den Großen-Lindener Gemarkungen liegen zwei, die diesen Namen aus früherer Zeit noch tragen.

4. Wie Strassennamen verderbt worden sind.

Zwei lustige Geschichten.

In Klein-Linden gibts eine „Lebensgasse", und „Lebensgärten". Das sind sicherlich seltsame Namen. Wie sind sie entstanden?

Im alten Flurbuche und im Mund des Volkes heißt die Gasse „Läwig" oder Löhnwig und die Gärten „Läwigsgärten". Da kam vor Jahren einmal ein dialektkundiger, aber nicht ortskundiger einflußreicher Mann über die Flurbücher. Dem machte das Wort „Läwig" schwere Sorgen. „Läwig", das war doch kein Name für eine Straße! „Läwig" bedeutet im Dialekte nichts anders als lebendig. Und so veranlaßte er an maßgebender Stelle, oder brachte es selbst fertig, daß aus dem „Läwig" eine „Lebensgasse" und aus den „Läwigsgärten" „Lebensgärten" wurden. So stehts heute noch in den Flurbüchern und Flurkarten. — Der gute Mann hatte aber eins übersehen: Läwig war nichts anders als Lahnweg. Die Gasse führt zur Lahn.

Man kann wohl manche ähnliche Beispiele beibringen. Aber in demselben Maße verdirbt auch oft das Volk Namen, die neu in die Flurkarte kommen. So wurde durch Lindenstruth eine Chaussee gebaut. Deren Namen kam nun auch in die Flurkarte und in das Flurbuch. Die Äcker an der Chaussee wurden aber fortan nach dieser genannt. Doch wurde das Wort nicht französisch ausgesprochen: Schosseh, sondern man las es deutsch, wie es im Flurbuche steht, und so heißen die Chauseeäcker heute die „Kausseäcker".

Schulte.

5. Verzeichnis der vom 20. Februar bis zum 1. August 1911 eingelieferten Sammlungen.

a. Oberhessen.

Pf. Knott, Wallenrod, Flurnamensammlung von Wallenrod.
Lehrer Lotz, Nieder-Breidenbach, Flurnamensammlung von Nieder-Breidenbach.
Pf. Renner, Bernsburg, Flurnamensammlung von Bernsburg.
Johs. May, Glauberg, Flurnamensammlung von Glauberg.
Pf. Ries, Melbach, Flurnamensammlung von Melbach.
Pf. Renner, Bernsburg, Flurnamensammlung von Arnshain.
Lehrer Dirlam, Stockhausen (Kreis Gießen), Flurnamensammlung Stockhausen.
Karl Sachs, Dauernheim, Flurnamensammlung Dauernheim.
Gemeinderechner Kaiser, Ober-Mockstadt, Flurnamensammlung Ober-Mockstadt.
Lehrer Weide, Butzbach, Flurnamensammlung Butzbach.

b. Rheinhessen.

Primaner Kalteyer, Mainz, Flurnamensammlung von Laubenheim.
Lehrer Lambert, Flonheim, Flurnamensammlung von Flonheim.
Lehrer Harth, Mainz, Flurnamensammlung von Jugenheim.
Primaner Molitor, Mainz, Flurnamensammlung von Ockenheim.
Primaner Schnabel, Mainz, Flurnamensammlung von Bodenheim.
Lehrer Knisberger, Dalheim, Flurnamensammlung von Dalheim.

c. Starkenburg.

Lehrer Haßenfratz, Hainstadt, Flurnamensammlung von Hainstadt.
Oberlehrer Kopp, Rheinheim, Flurnamensammlung von Rheinheim.
Lehrer Oesterreicher, Hofheim, Flurnamensammlung von Hofheim.
Pfarrer Franck, Rohrbach, Flurnamensammlung von Rohrbach.
Lehrer Brunner, Sandbach i. O., Flurnamensammlung von Sandbach i. O.
Ph. Schäfer, Erfelden, Flurnamensammlung von Erfelden.
Lehrer Scior, Niederkainsbach, Flurnamensammlung von Niederkainsbach.

6. Neue Sammler.

a. Oberhessen.

1. Kreis Gießen.

Staufenberg: Kirchenrechner Meier, Staufenberg.
Daubringen: Lehrer Jüngel, Daubringen.
Mainzlar: Lehrer Kurz, Mainzlar.
Feldheim: Pfarrer Bräulin, Trais-Horloff.
Nieder-Bessingen: 1. Lehrer Graulich, Nieder-Bessingen. 2. Johs. Pein 4, Nieder-Bessingen.
Stangenrod: Lehrer Görg, Stangenrod.
Stockhausen: Lehrer Dirlam, Stockhausen.

2. Kreis Alsfeld.

Brauerschwend: Lehrer Raiß, Brauerschwend.
Groß- und Klein-Felda: Pfarrer Reusch, Groß-Felda.
Heidelbach: Pfarrer Schuldt, Heidelbach.
Kestrich: Lehrer Dörmer, Kestrich.
Ruhlkirchen, Bockenrod, Ohmes, Seibelsdorf: Pfarrer Colombara, Ruhlkirchen.
Strebendorf: Lehrer Keller, Strebendorf.

3. Kreis Büdingen.

Altenstadt: Geometer I. Kl. Ruhl, Altenstadt.
Bergheim: Amtsrichter Dr. Pusch, Ortenberg.
Bindsachsen: Lehrer Uhl, Bindsachsen.
Bleichenbach und Waldgemarkung Bleichenbach: Pfarrer Wilhelm, Bleichenbach.
Bobenhausen: Lehrer Gans, Bobenhausen.
Conradsdorf: Forstassistent Schneider, Conradsdorf.
Eckartsborn: Amtsrichter Dr. Pusch, Ortenberg.
Enzheim: Johs. May, Glauberg.
Effolderbach: Pfarrer Wolf, Ranstadt.
Geiß-Nidda: Aktuariats-Aspirant Bär, Nidda.
Gelnhaar: Lehrer Schäfer, Gelnhaar.
Glauberg: Johs. May, Glauberg.
Hirzenhain: Lehrer Hensel, Hirzenhain.
Lißberg: Aktuar.-Aspirant Mann, Nidda.

Merkenfritz: Lehrer Linn, Merkenfritz.
Michelnau: Lehrer Eberle, Michelnau.
Ortenberg: Amtsrichter Dr. Pusch, Ortenberg.
Ranstadt: Bürgerm. Birkenstock, Ranstadt.
Selters: Forstassessor Schneider, Ortenberg.
Usenborn: Lehrer Heiß, Usenborn.
Wallernhausen: Oberl. Rektor Kolb, Nidda.

4. Kreis Friedberg.

Assenheim: Pfarrer Hechler, Assenheim.
Bodenrod: Lehrer Messerschmidt, Bodenrod.
Bruchenbrücken: Pfarrer Knab, Bruchenbrücken.
Fauerbach v. d. H.: Lehrer Lehr, Fauerbach v. d. H.
Hochweisel: Pfarrer Schultheiß, Hochweisel.
Maibach: Lehrer Hitzeroth, Maibach.
Münster: Pfarrer Klös, Münster.
Ostheim: Pfarrer Möbus, Ostheim.
Trais-Münzenberg: Lehrer Morell, Trais-Münzenberg.

5. Kreis Lauterbach.

Angersbach: Buchdrucker Möller, Lauterbach.
Blitzenrod: Lehrer Mink, Blitzenrod.
Rixfeld: Bürgermeister Rahn, Rixfeld.

6. Kreis Schotten.

Ober-Seibertenrod: Lehrer Henß, Ulrichstein.
Unter-Seibertenrod: Lehrer Henß, Ulrichstein.

b. Rheinhessen.

1. Kreis Alzey.

Dietesheim: Lehrer Reif, Ober-Flörsheim.
Erbes-Büdesheim: Lehramtsreferendar Rüdinger, Mainz.
Welgesheim: stud. theol. Schubert, Welgesheim.

2. Kreis Bingen.

Engelstadt: Pfarrer Scheunemann, Engelstadt.

3. Kreis Oppenheim.

Eichloch: Lehrer Engel, Eichloch.
Mommenheim: Lehrer Koch, Mommenheim.
Schornsheim: Pfarrer Knott, Schornsheim.
Udenheim: stud. theol. Fauth, Udenheim.
Wörrstadt: Ernst Grosch, Wörrstadt.

4. Kreis Worms.

Eppelsheim: Lehrer Trieb, Eppelsheim.
Heppenheim a. d. W.: stud. phil. Traub, Heppenheim.
Nieder-Flörsheim: Lehrer Reif, Ober-Flörsheim.

c. Starkenburg.

1. Kreis Darmstadt.

Arheilgen: Pfarrer von der Au und Sohn.
Malchen: Pfarrer Marguth, Niederbeerbach.
Niederbeerbach: Pfarrer Marguth.

2. Kreis Bensheim.

Balkhausen: Lehrer Braun.
Beedenkirchen: Lehrer Lampert.
Bensheim: Prof. Flegler; Prof. Dr. Kieffer; Prof. Henkelmann und Seminarlehrer i. P. Buxbaum.
Biblis: Hauptlehrer Schmidt.
Bickenbach: Lehrer Weber.
Bobstadt: Lehrer Grohrock.
Elmshausen und Wilmshausen: Lehrer Müller.
Fehlheim: Lehrer Würth.
Gadernheim: Lehrer Ahl.
Gronau: Lehrer Scheffel.
Groß-Hausen: Lehrer Sattler.
Groß-Rohrheim: Lehrer Helfrich und Pfarrer Thaer.
Hähnlein: Lehrer Schömer.
Hochstädten: Lehrer Bingel.
Jugenheim: Lehrer Weide.
Klein-Hausen: Lehrer Sattler u. Hieronymus.
Kolmbach: Lehrer Ahl, Gadernheim.
Lampertheim: Lehrer Keil und Hauptlehrer Niebler.
Langwaden: Lehrer Adam und Maler Möller, Zwingenberg.
Laudenau: Lehrer Kunzelmann.
Lautern: Lehrer Meyer.
Lorsch: Hauptlehrer Graf und Lehrer Ludwig Müller.
Nordheim: Lehrer Schmidt, Zwingenberg.
Ober- u. Unter-Raidelbach: Lehrer Rapp, Gadernheim.
Reichenbach: Lehrer Wolf.
Rodau: Lehrer Blum.
Schannenbach: Lehrer Schmitt.
Schlierbach: Pfarrer Wahl.
Staffel: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Wattenheim: Lehrer Schmitt.
Winkel: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Winterkasten: Lehrer Kohl.
Zell: Lehrer Schuchmann.
Zwingenberg: Maler Möller.

3. Kreis Dieburg.

Allertshofen: Pfarrer Schott, Neunkirchen.
Billings: Pfarrer Vogt, Niedernhausen.
Brandau: Lehrer Lampert.
Brensbach: Pfarrer Anthes.
Dorndiel: Lehrer Karb.
Ernsthofen: Pfarrer Bernhard.
Frankenhausen: Pfarrer Marguth, Niederbeerbach.
Georgenhausen: Lehrer Pfeiffer.
Habitzheim: Lehrer Seeger, Habitzheim und Dekan Keil, Spachbrücken.
Hapertshausen: Lehrer Thierolf, Harpertshausen u. Pfarrer Scheid, Altheim.
Harreshausen: Pfarrer Stotz, Babenhausen.
Herchenrode: Pfarrer Schott, Neunkirchen.
Hergershausen: Lehrer Vonderheit, Hergershausen und Pfarrer Buttron, Sickenhofen.
Hering: Bürgermeister Weiß und Pfarrer Schuster.
Heubach: Pfarrer Happel u. Lehrer Knöll.
Hoxhohl: Pfarrer Schott, Neunkirchen.
Klein-Bieberau: Landwirt Eckstein.
Klein-Umstadt: Pfarrer Biedenkopf.
Langstadt: Pfarrer Scriba.
Lützelbach: Pfarrer Schott, Neunkirchen.
Münster: Hauptlehrer Schenk.
Neunkirchen: Pfarrer Schott.
Nieder-Modau: Pfarrer Weigel.
Nieder-Roden: Lehrer Schmidt.
Ober-Modau: Bürgermeister Keller und Lehrer Horst.
Radheim: Lehrer Wiedekind.
Raibach: Lehrer Weber.
Richen: Lehrer Eidmann, Darmstadt.
Rohrbach: Pfarrer Franck.
Semd: Lehrer Bräunig, Semd und Pfarrer Bickelhaupt, Groß-Umstadt.
Sickenhofen: Pfarrer Buttron.
Webern: Landwirt Eckstein, Groß-Bieberau.
Wersau: Pfarrer Gürtler.

4. Kreis Erbach.

Kleingumpen: Pfarrer Schott, Neunkirchen.
Ober-Kleingumpen: Derselbe.
Rimhorn: Lehrer Lippert.
Waldamorbach: Lehrer Haßenfratz, Hainstadt.

5. Kreis Groß-Gerau.

Crumstadt: Apotheker Donat u. Pfarrer Schäfer.
Ginsheim: Lehrer Bechtolsheimer, Bischofsheim.
Haßloch: Lehrer Heiser.
Kelsterbach: Lehrer Ripper.
Klein-Gerau: Lehrer Trautmann.
Königstätten: Lehrer Foßhag.
Walldorf: Lehrer Bangel.

6. Kreis Heppenheim.

Gadern: cand. phil. J. Kohl, Gadern.
Hartenrod: Derselbe.
Kocherbach: Derselbe.
Rimbach: Lehrer Haller.
Unterschönmattenwag: Pfarrer Zöller.
Wimpfen a. B., Wimpfen i. T. und Hohenstadt: Forstmeister Zeh, Wimpfen a. B.

7. Kreis Offenbach.

Hainstadt: Hauptlehrer Kranz.
Langen: Professor Schütz.
Mühlheim: Lehrer Feller u. stud. Feller.
Sprendlingen: Lehrer Kreisel.

7. Veränderungen im Verzeichnisse der Sammler.

1. Ihr Amt haben niedergelegt:

a. Oberhessen.

Für Allmenrod, Heblos, Sickendorf: Lehrer Neuß, Sickendorf.
Für Ettinghausen: Pfarrer Nies, Ettinghausen.

b. Rheinhessen.

Für Finthen: Stadtrechner Saalwächter, Offenbach a. M.
„ Alzey: Aktuariats-Assistent Jung, Alzey.
„ Wörrstadt: Konrad Giesbert III, Wörrstadt.
„ Eich: Pfarrer Steinacker.

2. Veränderungen:

Oberhessen.

In Rodheim, Kr. Gießen, sammelt Lehrer Bersch und Pfarrer Schlosser daselbst.
„ Steinheim „ „ sammelt Lehrer Balser und derselbe.
„ Rabertshausen und Ringelshausen sammelt Pfarrer Schlosser, Rodheim.



Mitteilungen für die Flurnamensammlungen.

Gießen, 20. Dezember 1911.

Ratschläge für die Sammler der Flurnamen.

Von Dr. phil. W. L. Friedrich, Darmstadt.

1. Angenommen, daß dem Sammler nur eine historische Namensform, aber keine offizielle bekannt ist, so soll er gleichwohl versuchen, die etwa vorhandene mundartliche Namensform und die genaue örtliche Gewannlage festzustellen. Beim Ausfragen des Gewährsmannes sind die historischen Namen nur mit größter Vorsicht bekannt zu geben. Für den Fall, daß dem Sammler die ungefähre Lage der Gewann, deren bloß historischer Name ihm bekannt ist, bereits festzustehen scheint, darf er z. B. nicht fragen: Gibt es in dieser Flur hier eine Gewann des Namens —? (histor. Name).

2. Der Sammler achte genau darauf, daß er die im Volksmund wirklich gebrauchten Benennungen in ihrer gebräuchlichen lautlichen Form aufzeichne. Er befrage darüber besonders die älteren und erfahrenen Leute unter der Ackerbau treibenden Bevölkerung.

3. Für die Bearbeiter der Salbücher, Register usw. empfiehlt es sich, bei den seltneren Gewannnamen zugleich die häufig vorgefundenen Zusätze herauszuschreiben, die durch Angabe der angrenzenden Gewanne und Orte die ungefähre Lage der betreffenden Gewanne bestimmen. Diese an sich wertvollen Angaben lassen sich gelegentlich für die Nachforschungen ausnutzen.

4. Die Sammler sollen womöglich auch in die Parzellenkarten, die auf jedem Bürgermeisteramt aufbewahrt werden, sowie in die etwa vorhandenen älteren Grundbücher Einsicht nehmen; denn in beiderlei Werken findet man ziemlich häufig Gewannnamen, die in den offiziellen Koflerschen Verzeichnissen fehlen.

5. Nicht selten kommt es vor, daß historische Namen in Salbüchern usw. Gemarkungen zugeschrieben werden, denen sie heutzutage infolge von Grenzverschiebungen nicht mehr angehören. Die Sammler werden daher gebeten, in derartigen Fällen insbesondere, wenn ihnen ein Zweifel bezüglich der Zugehörigkeit mitgeteilt worden ist, den Versuch zu machen, die Frage zu entscheiden. Zuweilen werden sie gut tun, sich mit dem Sammler der Nachbargemeinde in Verbindung zu setzen.

6. Die Sammler sollen es womöglich nicht versäumen, ein oder mehrere Male die Grenzen ihrer Gemarkung im Verein mit Flurschützen und Feldgeschworenen abzugehen.

Bemerkungen zur alphabetischen Ordnung der Gewannnamen.

Von Dr. phil. W. L. Friedrich, Darmstadt.

1. Für die alphabetische Einordnung der Gewannnamen gilt folgende durchgehends zu beachtende Regel (— die möglichen Ausnahmen sind unter Nr. 2 angeführt —): Die offizielle Namensform gibt, wenn vorhanden, den Ausschlag, und die offizielle Namensform hat stets vor der historischen, die historische Namensform vor der mundartlichen den Vorzug. Von mehreren historischen Namensformen ist stets die älteste Namensform gegenüber jeder jüngeren maßgebend. Wenn eine offizielle Benennung fehlt, so kommt die älteste historische Form an die Reihe. Erscheint die volkstümliche Bezeichnung allein, so ist sie an derjenigen Stelle anzuführen, die ihr nach ihrer alphabetischen Schreibung zukommt.

2. Die alleinigen Ausnahmen von dieser Regel können eintreten, wenn kein offizieller Name vorhanden ist und wenn gleichzeitig **k**- oder **t**-Laute die Anfangslaute von Gewannnamen bilden.

a) Wenn nämlich mehrere gleichartige oder ähnliche Gewannnamen teils mit den Anfangsbuchstaben **k**, teils mit **g** oder **c** erscheinen, so ist es nützlich, der Übersicht und Vergleichung halber sämtliche gleichartige Fälle unter einem einzigen Buchstaben aufzuführen (unter Belassung ihrer vorgefundenen Schreibung). Da nun, wie vorausgesetzt ist, alsdann kein einziger offizieller Name da ist, der entscheidend sein könnte, so empfiehlt es sich, die sämtlichen Fälle unter demjenigen Buchstaben einzureihen, mit dem ihr hochdeutsches Äquivalent, wenn es vorkäme, geschrieben werden würde.

b) Dasselbe gilt für die Einreihung der weichen und harten **t**-Laute.

Eingesandte Flurnamensammlungen

(ab 1. August 1911).

a. Oberhessen.

Stockhausen (Kr. Lauterbach): Lehrer Wasser, Stockhausen.

Feldheim (Kr. Gießen): Lehrer Keller, Utphe.

Dorf-Gill (Kr. Gießen): Lehrer Köhres, Dorf-Gill.

Nieder-Bessingen (Kr. Gießen): Johs. Pein 4., Nieder-Bessingen.

Wetterfeld (Kr. Gießen): Pfarrer Scriba, Wetterfeld.

Aulen-Diebach (Kr. Büdingen): Lehrer Lenz, Aulen-Diebach.

Bannerod (Kr. Lauterbach): Lehrer Roth, Bannerod.

Reuters (Kr. Lauterbach): Pfarrer Knott, Wallenrod, und Lehrer Hch. Weber, Reuters.

Wallenrod (Kr. Lauterbach): Pfarrer Knott, Wallenrod.

Holzheim (Kr. Gießen): Lehrer Ranft, Holzheim.

Mainzlar (Kr. Gießen): Lehrer Kurz, Mainzlar.

Annerod (Kr. Gießen): Seminarist Schäfer, Annerod.

Schadges (Kr. Lauterbach): Lehrer Rausch, Schadges.

Kohden (Kr. Büdingen), Salzhausen und d. Gemarkung am Harbwald: Kaufmann Ludwig Fleck, Kohden.

Dorheim (Kr. Friedberg): Landwirt Ph. Fritzel, Dorheim.

Schlechtenwegen (Kr. Lauterbach): Lehrer Rockel, Münzenberg.

Stangenrod (Kr. Gießen): Lehrer Görg, Stangenrod.

Kirchgöns (Kr. Gießen): Anton Schaum, Langgöns.

Flurnamen aus dem Salbuche des Amtes Nidda von 1537 und aus dem 2ten Salbuche desselben Amtes: Assessor Kurt Becker, Nidda.

b. Rheinhessen.

Budenheim (Kr. Mainz): stud. phil. Knöllinger, Budenheim.
Kostheim (Kr. Mainz): Rechnungsrat Meule, Mainz.
Esselborn (Kr. Alzey): stud. theol. Zimmermann, Dautenheim.
Flonheim (Kr. Alzey): Lehrer Lambert, Flonheim.
Gau-Heppenheim (Kr. Alzey): stud. theol. Zimmermann, Dautenheim.
Wöllstein (Kr. Alzey): Präparandenlehrer Bentz, Wöllstein.
Oppenheim (Kr. Bingen): Lehrer Weicker, Oppenheim.
Armsheim (Kr. Oppenheim): Lehrer Kehr, Mainz.
Bechtheim (Kr. Worms): Peter Schnell, Bechtheim.

c. Starkenburg.

Auerbach, Langwaden und Zwingenberg: Maler Walter Möller.
Asselbrunn und Michelstadt nebst Stockheim und Steinbach bei Michelstadt: Pfarrer Müller, Michelstadt
Heppenheim: Postmeister a. D. Schmitz, Darmstadt.
Kirschhausen: Pfarrkurat Wiegand, Kirschhausen.
Kleestadt: Lehrer Hartmann, Kleestadt.
Lichtenberg-Obernhausen: Lehrer Lautenschläger, Lichtenberg.
Neu-Isenburg: Geometer Blaum, Neu-Isenburg.
Oberklingen: Schulverwalter Karl Friedrich, Oberklingen.
Rai-Breitenbach: Lehrer Stor, Rai-Breitenbach.
Schlierbach, Kr. Dieburg: Lehrer Schwörer, Schlierbach.
Überau: Lehrer Scheuring, Überau.
Waldamorbach: Lehrer Hassenfratz, Waldamorbach.
Zeilhard: Lehrer Bohn, Zeilhard.

Neue Sammler

(bis zum 1. Nov. 1911).

a. Oberhessen.

Steinfurt (Kr. Lauterbach): stud. forest. Stab, Steinfurt.
Hattenrod (Kr. Gießen): Lehrer Meidt, Hattenrod.
Echzell (Kr. Büdingen): Lehrer Barth, Echzell.
Fischbach (Kr. Alsfeld): Lehrer Euler, Fischbach.
Griedel (Kr. Friedberg): Feldgeschworener Andreas Strasheim 4., Griedel.
Hof Graß (Kr. Gießen): Verwalter Hermann Becker, Hof Graß.
Lindheim (Kr. Büdingen): Lehrer Steder, Lindheim.
Gleimenhain (Kr. Alsfeld): Lehrer Jung, Gleimenhain.
Büches (Kr. Büdingen): Lehrer Hofmann, Büches.
Wolf (Kr. Büdingen): Lehrer Hofmann, Büches.
Bisses, (Kr. Büdingen): Lehrer Hofmann, Büches.
Unter-Schmitten (Kr. Büdingen): Lehrer Otto Schneider, Unter-Schmitten.
Unter-Widdersheim (Kr. Büdingen): Lehrer Otto Schneider, Unter-Schmitten.

b. Rheinhessen.

Weisenau (Kr. Mainz): Rechnungsrat Meule, Mainz.

Esselborn (Kr. Alzey): stud. theol. Zimmermann, Gau-Odernheim.

Gau-Heppenheim (Kr. Alzey): derselbe.

Gau-Odernheim (Kr. Alzey): Rechner Kuhn, Gau-Odernheim.

Stein-Bockenheim (Kr. Alzey): Präparandenlehrer Bentz, Wöllstein.

Dienheim (Kr. Oppenheim): Gymnasiast, Mainz.

Gau-Algesheim (Kr. Bingen): Gymnasiast, Mainz.

Ebersheim (Kr. Mainz): Gymnasiast, Mainz.

Worms-Neuhausen (Kr. Worms): Lehrer Römer, Worms-Neuhausen.




3 0000 108 649 041


NATIONAL
LIBRARY BINDERY
CO.
WEST SPRINGFIELD
EAST CLEVELAND
INDIANAPOLIS